This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

GerL
395
321.85

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

BOUGHT FROM THE
AMEY RICHMOND SHELDON
FUND

Jugenderinnerungen

von

Therese Devrient

Cherese Devrient — Nach dem Ölgemälde von Hertz

Jugenderinnerungen

von

Therese Devrient

Mit 12 Text- und 5 Vollbildern

Stuttgart
Carl Krabbe Verlag
Erich Gussmann
1905

Ger L 395.321.85

Alle Rechte vorbehalten

Hofbuchdruckerei Carl Hammer, Stuttgart.

Jugenderinnerungen

von

Therese Devrient

* * *

Mit 12 Text- und 8 Vollbildern

Stuttgart
Carl Krabbe Verlag
Erich Gussmann
1905

Es ſind die Erinnerungen einer glücklichen Frau, glücklich in ihrer frohen Anlage des Temperaments, die ſich ſelbſt und alles um ſie her erfreut allein durch ihr Daſein, die leicht mit Weinen und Lachen auf jede leiſe Reizung der Außenwelt reagiert und ſich dadurch von der Laſt der Sorge befreit.

Die unmittelbar wirkenden Äußerungen dieſes erquicklichen Naturells machen den Wert dieſer Aufzeichnungen aus. Mögen ſie dem deutſchen Haus willkommen ſein.

Weimar, Pfingſten 1905.

Hans Devrient.

Vorwort

Es ſind die Jugenderinnerungen einer glücklichen Frau, wie ſie ſie einſt ihren Kindern und Enkeln erzählt und für ſie niedergeſchrieben hat, die ich hier dem deutſchen Publikum bringen darf; ein Beitrag weniger zur Literatur- und Theatergeſchichte als zur Geſchichte des menſchlichen Herzens, die Erzählungen der bewegten Jugendgeſchichte eines Mädchens, das mit hellen Augen die Vorgänge um ſich her erfaßt und ſo, wie ſie ſich in ihrem warmen Gemüt ſpiegelten, wiedergibt.

Freilich hat ihr das Leben manche merkwürdige, bald hiſtoriſch bedeutſame, bald perſönlich abenteuerliche Geſtalt und Miene gezeigt, freilich hatte ſie ſchon als junges Mädchen das gewinnreiche Los, mit bedeutenden Perſönlichkeiten in enge Berührung zu kommen und als Frau Eduard Devrients an die Seite eines Mannes geſtellt zu werden, den der Ernſt ſeiner Lebensführung und die Größe ſeiner Berufsauffaſſung zu einem Vorkämpfer ſeines Standes machte in Wort und Tat. Aber nicht dieſe äußeren intereſſanten Erlebniſſe ſind die Hauptſache ihrer Memoiren ſondern die Art, wie ſie ſich alles zum inneren Erlebnis geſtaltet.

Die im Text verſtreuten **Landſchaftsbildchen** ſtammen, verkleinert, aus Eduard Devrients Skizzenbüchern.

Das **Titelblatt aus Thereſes Album** (vor S. 369), im Original buntes Aquarellbild, ſtellt dar:

Mitte: Blick aus der Berliner Wohnung im Hinterhaus der Markgrafenſtr. 103. — Links oben: Schönholz. — Rechts oben: Alſterbaſſin (vgl. S. 321). — Links unten: Blick an der Werderkirche vorbei auf die erſte Wohnung der jungen Ehe (vgl. S. 271). — Rechts unten: unbekannt (Gutshof zu Egeln? vgl. S. 358). — Gruppe unten nach links: Eduard zu Thereſens Füßen, rechts: Annchens Grab. — Die Putten oben: die vier älteſten Kinder. — Links ſeitlich: Amor, rechts: Genius des Glaubens und der Hoffnung.

Aus Thereſes Schreibmappe (vor S. 241):

Oben: Thereſe an Eduard ſchreibend, aus der Ferne tauchen Dresden und Frankfurt a. M., Prag und Wien, Eduards Reiſeziele, auf. — Unten (mit luſtiger Selbſtironie gezeichnet): Eduard von Berlin ſcheidend. Vgl. Eduards Kunſtreiſen 1822 und 1823.

Inhalt

Seite

Aus meiner Kindheit 1

Hamburg (1803—1812) 3

Plön (1813) 39

Berlin (1813—1818) 54

Aus meinen Mädchenjahren 91

Berlin (Oktober 1818 bis März 1819) 93

Babigora in Schlesien (April bis Oktober 1819) . . 109

Aus der Liebeszeit 147

Berlin (1819—1824) 149

Aus der jungen Ehe 287

Berlin (1824—1844) 289

Nachwort 426

Stammtafel der Familie Devrient 432

Register 433

Die im Text verſtreuten **Landſchaftsbildchen** ſtammen, verkleinert, aus Eduard Devrients Skizzenbüchern.

Das Titelblatt aus Thereſes Album (vor S. 369), im Original buntes Aquarellbild, ſtellt dar:

Mitte: Blick aus der Berliner Wohnung im Hinterhaus der Markgrafenſtr. 103. — Links oben: Schönholz. — Rechts oben: Alſterbaſſin (vgl. S. 321). — Links unten: Blick an der Werderkirche vorbei auf die erſte Wohnung der jungen Ehe (vgl. S. 271). — Rechts unten: unbekannt (Gutshof zu Egeln? vgl. S. 358). — Gruppe unten nach links: Eduard zu Thereſens Füßen, rechts: Annchens Grab. — Die Putten oben: die vier älteſten Kinder. — Links ſeitlich: Amor, rechts: Genius des Glaubens und der Hoffnung.

Aus Thereſes Schreibmappe (vor S. 241):

Oben: Thereſe an Eduard ſchreibend, aus der Ferne tauchen Dresden und Frankfurt a. M., Prag und Wien, Eduards Reiſeziele, auf. — Unten (mit luſtiger Selbſtironie gezeichnet): Eduard von Berlin ſcheidend. Vgl. Eduards Kunſtreiſen 1822 und 1823.

Aus meiner Kindheit

(1803—1818)

Hamburg

(1803—1812)

Mein Vater war Kaufmann. Er hatte seine Frau früh verloren und lebte traurig und einsam mit drei Kindern. Da seine Geschäfte ihn fast den ganzen Tag in Anspruch nahmen, waren die Kinder einer alten Magd überlassen, die sie verzog und trotzdem schlecht versorgte. Sie wurden sehr unartig, faul und verwilderten nach und nach so, daß Vater — so schwer es ihm wurde, so lange er auch widerstrebte — dennoch dem Rate der Freunde beistimmen mußte, sich wieder zu verheiraten, um seinem Hause Ordnung, vor allem aber den Kindern mütterliche Sorgfalt und Pflege zu verschaffen.

Bei einer Familie in Altona lernte er eine junge Rheinländerin kennen, die nach dem Tode ihrer Mutter ganz verwaist bei diesen Freunden eine Zuflucht gesucht und auf die liebevollste Weise gefunden hatte. Dieses arme, einfache, bescheidene Mädchen schien allen am besten geeignet, die großen, ernsten Pflichten zu erfüllen, den Kindern eine gute Mutter zu werden. Unbefangen, wenn auch mit Bangen und Zagen, übernahm sie ihr schönes aber nicht leichtes Amt, welches ihr noch durch die abscheulichen Hetzereien der Dienstboten und Nach-

barn erschwert wurde. Man hatte den Kindern die Stiefmutter so fürchterlich dargestellt, daß die drei jungen Gemüter ganz von Haß gegen sie erfüllt waren und ein Bündnis schlossen: nie einen freundlichen Blick noch ein gutes Wort für sie zu haben. Sie war aufs tiefste betrübt, weinte oft, wenn sie sich allein wußte, bitterlich, folgte aber unbeirrt ihrem guten Herzen und blieb sanft und freundlich.

Ein halbes Jahr ging ohne Veränderung vorüber, nur daß die Ordnung im Hause besser hergestellt war. Das älteste der Kinder, der 15jährige Franz, trat jetzt als Lehrling in eines der bedeutendsten Handlungshäuser der Stadt ein und wußte durch seine glänzenden Fähigkeiten und sein gewandtes Benehmen sich so nützlich zu machen, daß er schon nach Verlauf eines Jahres einen Gehalt bezog, der ihn vom Vater unabhängig machte.

Ludwig, der zweite Knabe, ein schwächliches Kind, blieb mit Wilhelminen, der jüngsten, vereint hartnäckig der Feind der Mutter, bis eine lebensgefährliche Krankheit ihn niederwarf. Da kam die Zeit, wo er einsehen lernte, was er an der jungen Mutter besaß. Mit unendlicher Sanftmut und Geduld pflegte sie ihn Tag und Nacht, erzählte ihm, als die Gefahr vorüber war, von dem lustigen Leben am Rhein, sang ihre hübschen Lieder und gewann sein Herz fürs ganze Leben. Er empfand eine wahrhafte Zärtlichkeit für sie, und ein sanftes Wort von ihr konnte den oft noch sehr unartigen Jungen zu allem Guten bewegen.

Mine verharrte am längsten im Hasse, obgleich es ihr oft recht schwer wurde. Da wurde ich [es war am

18. Oktober 1803] geboren: Vater führte Mine leiſe an Mutters Bett und als dieſe in ihrer gewohnten lieben Weiſe ſie ſtreichelte und fragte: „Willſt du das Schweſterchen lieb haben?“ war die Eisrinde gebrochen. Das warmherzige, lebhafte Mädchen warf ſich Mutter ſchluchzend um den Hals, nahm mich ohne weiteres unter Tränen und Küſſen in den Arm und ward von dieſem Augenblick an Mutters, meine und ſpäter meiner kleinen Schweſter Lore ſorglichſte, treuſte Pflegerin.

Mehrere Jahre waren vergangen. Ludwig hatte ſich durch unermüdlichen Fleiß, durch Redlichkeit und Umſicht dem Vater, welchem er in der Handlung half, ſo unentbehrlich gemacht, daß ihm dieſer die Geſchäftsleitung übergab. Der 19jährige Sohn wußte dem Handlungsbetrieb einen ſolchen Aufſchwung zu geben, daß wir unſere Wohnung verlaſſen und eine andere mit ausgedehnteren Geſchäftsräumen beziehen mußten.

Es war um das Jahr 1807; Hamburg noch in ſeiner alten Geſtalt, mit engen Straßen, voll himmelhoher Häuſer mit unzähligen Fenſtern, die aus kleinen Scheiben zuſammengeſetzt und eng aneinandergerückt waren. Dieſe Fenſter wurden faſt täglich mit einem großen Pinſel gewaſchen, bei welcher Gelegenheit ich oft über und über mit Waſſer beſpritzt wurde, ſo daß ich weinend zur Mutter lief. Auch wir hatten ſolch ein altes Haus bezogen mit vielen Stockwerken; oben, dicht unter dem Dache, lag die Rauchkammer, die keinem

rechten Hamburger Haushalt fehlen durfte. Unſere lange, ſchmale Hausflur, der Boden von ſchwarz und weißen Flieſen, die ſchwere, eichene Haustüre mit dem Meſſingring, das alles hatte ein behagliches Ausſehen. Dazu gab die dicke Eiſenkette an der Türe, die jeden Abend vorgehängt wurde, das beruhigende Gefühl der Sicherheit. Von allem das Hübſcheſte, wenigſtens für uns Kinder, waren die vier ſteinernen Stufen, mit den Steinbänken zu beiden Seiten, die von der Haustüre auf die Straße hinunterführten. Hier ſaßen wir mit unſerm Pudel Cäſar, unſern Puppen und Bilderbüchern. Von dieſen Steinbänken aus beobachteten wir das Leben und Treiben in der Straße, in den Nachbarhäuſern, und an dieſes Plätzchen knüpften ſich ſo mancherlei Erinnerungen.

Die eine Seite unſerer Steintreppe lehnte dicht an einen ſogenannten Kellerhals. Unter einer kleinen Überdachung ging man mehrere Stufen von der Straße aus in eine jener elenden Kellerwohnungen, deren es damals in Hamburg unzählige gab, und es waren nicht die ärmſten Leute, die gewöhnlich mit einer Anzahl Kinder ihr Leben in ſo traurigen, ungeſunden Räumen verbrachten.

Recht im Gegenſatze zu dieſen Nachbarn bewohnten uns gegenüber ein paar alte, reiche Leute ganz allein ein ſchönes, ſtattliches Haus, natürlich auch nach damaliger Bauart ſchmal und hoch, aber von oben bis unten mit heller Ölfarbe angeſtrichen, mit ſpiegelblanken Fenſtern und einer reich verſchnörkelten Haustüre, an welcher der meſſingene Ring und die Klinke wie Gold glänzten. Vor dem Hauſe ſtanden ein paar ſchattige Lindenbäume hinter eiſernem Gitter. Dieſe Bäume waren mein höchſtes

Entzücken, und ich dachte es mir als den Gipfel des Glückes, hinter dem Gitter im Schatten der Linden ſpielen zu können. All mein Sinnen, all mein Trachten ging dahin, nur einmal hinter dieſem Gitter unter den Bäumen ſtehen zu dürfen; ich dachte mirs ganz unbeſchreiblich ſchön. Als ich eines Tages mich unbemerkt glaubte, ſcharrte ich mit einem Stückchen Holz und mit den Händen ſolange die Erde unterhalb einer Stelle des Gitters fort, bis ich eine Öffnung gemacht hatte, die mir groß genug ſchien, um hindurchkriechen zu können. Ich verſuchte es, und ſiehe da, — es gelang: Ich ſtand nun wirklich hinter dem Gitter unter den Linden. Im erſten Augenblick war die Freude über das Gelingen ſo groß, daß ich laut aufjubelte; dann aber gefielen mir die Bäume in der Nähe viel weniger als von ferne; die Luft hier war rauher und kühler als auf unſerer ſonnigen Treppe, auch war mir beklommen und bange zumute in dem verbotenen Aufenthalt, und als ich nun gar meine Mutter, mit dem Finger drohend, an unſerm Fenſter ſtehen ſah, da erfaßte mich die Angſt mit ſolcher Gewalt, daß ich eilig zurückwollte. Sei es nun, daß der Rückweg wirklich ſchwieriger war, oder war meine Unruhe und Aufregung daran ſchuld, es ſchien mir unmöglich, wieder hindurchzukriechen. Endlich, nach unerhörter Anſtrengung, kam ich damit zuſtande. Mit zerriſſenen Kleidern, weinend und blutend, langte ich bei meiner Mutter an, die auf ihre gewöhnliche ſanfte Weiſe ſchalt und tröſtete. Die Schmerzen und die Angſt hatte ich bald vergeſſen, auch meine Sehnſucht nach dem verlockenden Gärtchen, das in der Nähe mir ſo anders er-

ſchienen war, hatte ſich verloren, aber mit einem wehmütigen Gefühl blickte ich oft hinüber nach dem kleinen verlorenen Paradies.

Die reichen Nachbarn blieben nach wie vor der Gegenſtand unſeres höchſten Intereſſes, denn das ſtets verſchloſſene Haus hatte etwas gar zu Geheimnisvolles. Nur an den Markttagen öffnete ſich regelmäßig die Türe, wenn die ſaubere Köchin mit dem ſchneeweißen Häubchen nach dem Markte ging. Sie trug den gebräuchlichen viereckigen Korb am Arme, der mit einer ſchönen Decke bis auf die Erde hinab verhängt war. Dieſe Korbdecken beſtimmten ſo ziemlich den Wohlſtand und den Geſchmack der Familien, denen ſie angehörten. Sie waren der Stolz der Hamburger Köchinnen, und ich erinnere mich genau der Klagen meiner Mutter darüber, daß ein braves, fleißiges Mädchen, wenngleich mit ſchwerem Herzen, ihr den Dienſt aufkündigte, weil ihr unſere Korbdecke nicht elegant genug erſchien.

Wenn der Tag kaum graute, fing das geſchäftige Treiben in den Straßen und nicht viel ſpäter in unſerm Hauſe an. Dann waren auch wir nicht mehr in den Betten zu halten und liefen hinaus, um auf der Steintreppe die Ankunft der Milchfrau zu erwarten. Den bei weitem größten Milchbedarf erhielt die Stadt aus den Werdergegenden. Auf flachen, breiten Kähnen brachten die Werderfrauen ihren Vorrat. Sie ſaßen in ihrer hübſchen, zierlichen Tracht, eine hinter der andern, dicht am Rande des Bootes. Kräftig rudernd flogen ſie raſch über das Waſſer, meiſt unter heiterem Singen und Lachen. Am Ufer wurde das Fahrzeug feſtgebunden. Nun legte

Hamburger Haus

jede ihre ſiegellackrote Holztrage über die Schulter, hing den ſchweren, ebenſo roten Deckeleimer daran, und raſchen Schrittes ging es dann in die Straßen zu den Kunden. Sobald wir nun den roten Eimer von ferne ſchwanken ſahen, riefen wir die Köchin, die auch ſogleich mit den Töpfen herauskam, denn alle derartigen Geſchäfte wurden auf der Straße abgemacht. Die Milchfrau ſtellte ihre Laſt ab, hakte das blanke Meſſingmaß, das an der Seite hing, los, maß unſere Milch, hob mit einem geſchickten Ruck die ſchwere Trage wieder auf die Schulter, ſtemmte

die Arme in die Seite und ging weiter. Vom Nachbar Quaſt im Keller, wohin der Bäcker ſchon vor Tagesanbruch den Vorrat faſt für die ganze Straße geſchickt hatte, holte unſere Köchin Stuten (Weißbrot), Rundſtück und Kringel. Alles Zureden jedoch konnte mich nicht bewegen, noch einmal mit ihr in dieſe ſchreckliche Behauſung zu gehen; der moderige Geruch von zurückgebliebenem hohen Waſſer, die Atmoſphäre von Bier, Käſe und Schnaps, die den ganzen dunkeln Raum erfüllte, hatte ſo betäubend auf mich gewirkt, als ich das erſtemal dort war, daß ich, einer Ohnmacht nahe, nicht ſchnell genug hinauf und an die Luft kommen konnte.

Etwas ſpäter, aber doch noch in der Morgenkühle, rumpelte der Waſſerwagen daher, und ſchon ehe man ihn ſehen konnte, hörte man: „Water, Water, friſch Water!“ rufen. Aus allen Häuſern kamen Frauen und Mädchen mit Eimern, Kübeln und Krügen, um den Bedarf an Trinkwaſſer für den Tag zu kaufen. Der Waſſerträger hielt mit ſeinem zweiräderigen Karren, auf welchem ein großes Faß lag, auch vor unſerm Haus, ließ das klare Waſſer in die Gefäße laufen und rief ſchon wieder, während er den Holzſtöpſel niederdrückte: „Water, Water, friſch Water!“

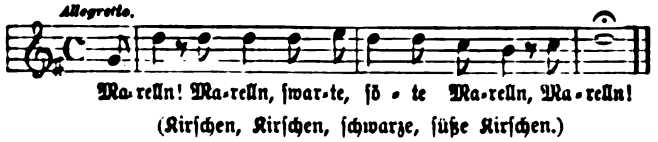
Nach dem Waſſerwagen kam gewöhnlich der Kotwagen die Straße langſam heraufgefahren, hielt vor jeder Türe, und der Fuhrmann ſchüttete den in Körben und Kiſten angeſammelten Kehricht auf, rief eintönig: „Dreckwag, Dreckwag!“ und fuhr langſam weiter. Nur einmal habe ich ihn aus ſeiner Faſſung kommen ſehen, als unſer kleiner Star oben am offenen Fenſter auch

„Dreckwag" nachrief. Der Mann glaubte ſich von jemandem verhöhnt, drohte und rief: „Töv du man!" (Warte du nur!)

Je mehr der Tag vorrückte, deſto lebhafter wurde das Rufen, Drängen und Raſſeln in den Straßen. Die verſchiedenſten Gegenſtände wurden zum Verkauf ausgeboten und in ſo wunderlichen Melodien ausgerufen, daß ſich dieſelben dem Gedächtnis tief einprägten. So kam z. B. ein alter bärtiger Jude, ein Kiſtchen auf dem Rücken und ein paar blanke Zinnlöffel in der Hand tragend, und rief oder ſang vielmehr:

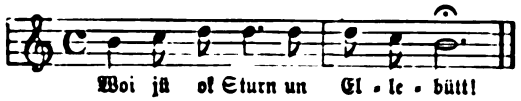
(Kauft Löffel, kauft, alte vertauſchen für neue, Stück 1 Schilling zu.)

Eine Vierländerin mit Körben, worin große, ſchwarze Kirſchen lagen, rief:



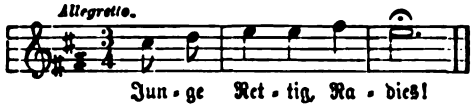
(Kirſchen, Kirſchen, ſchwarze, ſüße Kirſchen.)

Eine Frau bot Fiſche aus, die ſie auf eigens dazu geflochtenen Körben trug:

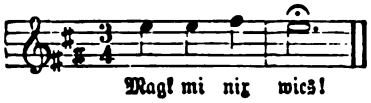


(Wollt ihr auch Sturn und Elbbutter.)

Ein kleines Mädchen rief mit hoher Stimme:



worauf regelmäßig alle Kinder nachriefen:



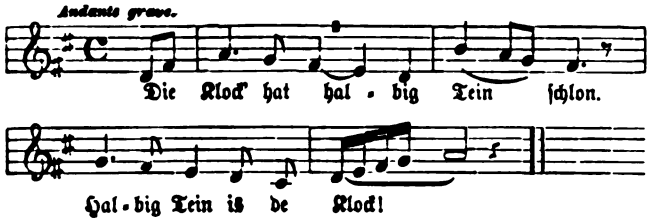
(Mach' mir nichts weiß.)

Zwischen all dem Schreien und Rasseln der schweren Packhofswagen und der schwerfälligen Kutschen stolzierten die Ratsdiener, auch reitende Diener genannt. Sie trugen vollständig spanische Tracht*): Die gesteifte, breite Krause um den Hals, Wams und Mäntelchen von schwarzem Tuch, dazu eine kurze, weiße Perrücke und stets einen rot baumwollenen Regenschirm unter dem Arme. Sie besorgten mancherlei Geschäfte, sowohl für den Magistrat, als auch für Privatpersonen. Man benutzte sie zu feierlichen Einladungen als: Hochzeiten, Kindtaufen und Beerdigungen. Mir erschienen sie wie Menschen einer ganz eigenen Gattung, und ich weiß, daß mich stets ein leichter Schauer überfiel, wenn solch ein Ratsdiener die Steintreppe zu uns heraufstieg und mich wohl gar fragte: „Is de Herr tu Hus?"

Je mehr der Tag abnahm, desto mehr verstummte das Schreien und Rufen, nur einmal, noch spät am Abend, wenn wir schon in den Betten lagen, schreckte

*) Siehe die Abbildung auf S. 9.

uns gewöhnlich der Nachtwächter mit ſeiner Knarre aus dem Schlaf; dann ſang er:



(Die Uhr hat halb zehn geſchlagen, halb zehn iſt die Uhr.)

So ſingend ging er langſam weiter. Ein zweiter Wächter, der Slyker (Schleicher), folgte ihm auf 10 bis 15 Schritte nach, bewaffnet mit Lanze und Säbel, um bei etwaiger Gefahr als Beiſtand zur Hand zu ſein. Ich horchte gern auf des alten Mannes melancholiſchen Geſang, kroch aber doch tiefer unter die Decke, denn die beiden ſchleichenden Geſtalten hatten etwas gar zu Unheimliches für mich.

Mit der Nacht trat nun keineswegs vollſtändige Ruhe ein. Wenn wir auch abgehärtet genug waren, nicht jede Stunde durch des Nachtwächters Knarre geweckt zu werden, ſo ſtörten uns doch gar oft die Sturmglocken bei den allzu häufigen Feuersbrünſten. Aber viel ſchrecklicher noch als der Glockenruf bei den Bränden klang die Sturmglocke bei hohem Waſſer. Jeder gute Hamburger verſtand es, nach der Art und Zahl der Glockenſchläge die Grade des ſteigenden Waſſers zu zählen. Ich erinnere mich ganz genau einer Nacht, in welcher mein Vater raſch aufſpringend rief: „Das wird heut ſehr ſchlimm!“ und alle im Hauſe weckte, um zur

Hilfe bereit zu ſein. Das Geſetz legte jedem Hausbewohner die Pflicht auf, den Kellerbewohnern beizuſtehen und ſie bei ſich aufzunehmen im Fall der Not. Es dauerte auch nicht lange, ſo hörten wir ein ſtarkes Pochen an der Haustüre und bald darauf Nachbar Quaſt ſagen: „Min lewe Herr Nachbar, ick möt min Fru un Kinner tau Se bringen, ſe ſwimmen all in de Betten.“ Darauf gab es viel Laufen, Schurren, Sprechen und Lärmen unten im Hauſe, auch auf den Straßen, dazwiſchen Glockengeläute, — und das alles hörte ich zuletzt nur noch wie im Traum. Als wir am anderen Morgen hinunter ins Wohnzimmer kamen, fanden wir Frau Quaſt mit einem 3—4 Tage alten Kindchen auf unſerm Sofa liegen, mit Betten und hundert verſchiedenartigen Sachen um ſich herum. Mine war ſoeben beſchäftigt, zwei größere Kinder anzukleiden, Herr Quaſt ſtand nahe der Türe bei einem großen Korbe, aus welchem er den hereinkommenden Dienſtmädchen Weißbrot und Kringel verkaufte. Als das Waſſer ſo weit geſunken war, daß man wieder in die Kellerwohnung gehen konnte, lief alles hin, um zu helfen. Auch wir waren beſchäftigt, die leichteren Gegenſtände hinunter zu tragen. Am Kellereingang nahm ſie einer unſerer Kommis ab. Er ſtand auf Brettern, und ich blickte mit Schaudern hinunter in den naſſen Raum, welcher nun in wenigen Augenblicken wieder von der ſchwachen Frau mit dem Kindchen bewohnt werden ſollte. Noch waren die Wände und der ganze Fußboden triefend naß, ja in kleinen Vertiefungen ſtanden Pfützen; in einer derſelben ſchwamm ein Kinderſchuh. Ich hätte faſt geweint,

doch die Familie Quaſt zog mit Späſſen und Lachen wieder vergnügt in die Wohnung ein.

Wir Kinder führten ein recht glückliches Leben, wir brauchten noch nichts zu lernen als die hübſchen Liedchen von Mutter, konnten mit unſern Puppen ſpielen, für ſie nähen und fröhlich umherſpringen, denn an die Klagen der Eltern über den Druck, welchen die Franzoſen auf unſere arme Stadt ausübten*), waren wir ſchon gewöhnt und ſtimmten nur herzhaft mit ein in die Verwünſchungen gegen unſere Feinde.

Bei der Verteilung der Einquartierung ward uns ein junger franzöſiſcher Offizier überwieſen, der nicht nur Mutter die ſchwere Sorge für die Beköſtigung eines verwöhnteren Mannes für längere Zeit brachte, ſondern auch noch das Unangenehme hatte, daß derſelbe keine Silbe deutſch verſtand. Zum Glück hatte Mine vor kurzem die Schule verlaſſen, ſprach hübſch franzöſiſch und ward dadurch Dolmetſcherin des ganzen Hauſes. Daß das muntere, junge Mädchen dem hübſchen Offizier bald ebenſo wohl gefiel als er ihr, bemerkte Mutter mit Schrecken, war aber nicht imſtande, etwas dagegen zu tun. Wir alle hatten den angenehmen jungen Offizier liebgewonnen, trotzdem aber brachte die Nachricht von der plötzlichen Räumung der Stadt von

*) Am 19. Nov. 1806 war Marſchall Mortier in Hamburg eingezogen, von allem Beſitz ergreifend „im Namen Sr. Maj. des Kaiſers der Franzoſen und Königs von Italien".

den Franzoſen die freudigſte Aufregung bei allen Einwohnern hervor, und auch wir zählten die Stunden bis zu ihrem Abmarſch. Der wichtige Tag rückte heran; ganz früh am Morgen ſah ich Mine leiſe zur Türe hinausſchleichen; ich richtete mich in meinem Bettchen auf und rief ihr nach: „O nimm mich mit.“ Sie kehrte raſch um, nahm mich auf den Arm und lief mit mir hinaus. Auf dem noch ziemlich dunkeln Hausgang ſtand, ſie erwartend, der Offizier; ſie trat zu ihm, er ergriff ihre Hand, die er küßte; ſie weinte. Er nahm mich auf ſeinen Arm, und obgleich ich mich vor ſeinem großen Schnurrbart fürchtete, blieb ich inſtinktmäßig ganz ruhig. Er zog Mine an ſich, ſie ſprachen leiſe franzöſiſch miteinander. Ein Geräuſch ſchreckte ſie auf, er küßte Mine, ſie nahm mich raſch auf ihren Arm und lief ſchluchzend zurück ins Zimmer. Eine Stunde ſpäter ſaß ich auf der breiten Fenſterbank, Mine ſtand bei mir, um mich zu halten, Mutter mit der kleinen Lore neben uns. Da dröhnten Trommeln und Pfeifen; in geordneten Reihen, mit zerriſſenen Fahnen zogen die Franzoſen vorüber. Manch tränenfeuchtes Auge blickte ihnen nach. Auch der junge Offizier, der bei uns im Quartier gelegen, ging mit in den Reihen; er war bleich, blickte traurig zu uns herauf, dann ſalutierte er mit dem Degen. Mutter und Mine nickten und weinten, ich machte alles mit. Minens ganzes Weſen war verändert und es dauerte lange, lange Zeit, bis ſie Kraft genug fand, den Kummer zu verwinden.

Die Franzoſen waren fort, aber dieſes heiß erſehnten Glückes wurde ſo bald niemand froh. Die Geſchäfte

lagen alle darnieder und auch Vater wurde von ſchweren Sorgen bedrückt.

An meinem ſechſten Geburtstage [1809], der mit der gewohnten Liebe und Zärtlichkeit gefeiert wurde, merkte ich an den allzu kleinen Geſchenken, wie es im Hauſe ſtand, und freute mich umſomehr auf Franz, von dem ich ſtets überreich und glänzend beſchenkt worden war. Wohl hundertmal guckte ich zum Fenſter nach ihm aus. Endlich, es war ſchon gegen Abend, kam er. Ich ſchlich um ihn herum und muſterte die Dicke ſeiner Rocktaſchen. Er winkte mir ins Nebenzimmer, ich folgte ihm zögernd; warum war er denn heute ſo feierlich? Er zog ein Päckchen aus der Taſche; ich nahm es, ſagte rot werdend: „Ich danke ſchön," und wollte damit hinauslaufen. „Bleib noch, mein Kind, und wickle es hier auf," ſagte er mich ernſt anſehend. Ich tat es und blickte erſtaunt bald ihn bald das Geſchenk an. Es war meines Vaters goldene, dicke Uhr mit dem mit Brillanten eingefaßten Zifferblatt; ich kannte ſie gut. Vater hatte ſie vor einiger Zeit verſetzen müſſen, eine ſchnell an ihn herangetretene Geldforderung zu decken. „Was ſoll ich denn damit," fragte ich weinerlich.

„Die ſollſt du Vater bringen." Ich konnte meine Tränen nicht zurückhalten, die Enttäuſchung war zu ſchmerzlich. „Für das Geld, das ich heute gezahlt habe, um die Uhr einzulöſen, hätte ich dir ein prächtiges Geſchenk kaufen können, aber ich hatte dir zu deinem Geburtstag eine größere Freude zugedacht. Es iſt edler, andern Freude zu bereiten als an ſich ſelbſt zu denken."

Er betrachtete mich prüfend: „Ich bringe dir heute

gar nichts — aber nicht wahr, ich habe mich nicht geirrt, und du bringst Vater gern das Geschenk?"

Ich trocknete hastig meine Tränen, die mir noch in den Augen standen, und deren ich mich jetzt schämte. Mein Herz pochte wie vor einer großen Tat. „Wo ist Vater? — ich will ihm etwas bringen!" schrie ich durchs Haus, indem ich laufend ihn überall suchte. Vater trat erstaunt aus dem Kontor. „Da," rief ich, „da, das schenke ich dir zu meinem Geburtstage!" legte die lang entbehrte alte Uhr in seine Hand und lief hinaus auf meine steinernen Stufen. Ein kleiner Rest von Schmerz über die getäuschte Hoffnung war noch wegzuweinen — aber lange flossen diese Tränen nicht; mein besseres Gefühl siegte. Franzens Worte hatten mich tief ergriffen, und sie standen unauslöschlich in mein Herz geschrieben.

Nicht lange danach muß es gewesen sein, daß Franz, von immer neuer Unternehmungslust getrieben, Elternhaus und Heimat verließ, um in der weiten Welt sein Glück zu suchen. Und jahrelang war er für uns verschollen. Auch diese Sorge lastete nun schwer auf den Eltern.

Um Vaters gesunkenes Geschäft wieder zu heben, verdoppelte Ludwig indessen seine Tätigkeit.

Doch kaum hatten Handel und Gewerbe wieder angefangen etwas aufzublühen, kaum hatte sich das frühere behagliche Leben wieder eingestellt, als aufs neue Franzosen einrückten mit größerer Macht als bisher und mit unerhörtem Übermut. Es war im Jahre 1811 [am 13. Februar]. Sie setzten den ehrwürdigen Senat ab und dafür ein französisches Gouvernement ein, das über

alle Angelegenheiten zu beſtimmen hatte. Unter den vielen empörenden Verordnungen war eine, die ſelbſt die ruhigſten Leute in Wut verſetzte. Es wurden nämlich den Kaufleuten alle ſeewärts eingegangenen Kolonialwaren als von engliſchem Handel herſtammend fortgenommen, um auf großen Plätzen öffentlich verbrannt zu werden. Alle Einwendungen und Vorſtellungen, daß dieſe Waren redlich bezahlt und hoch beſteuert worden, halfen nichts; ſie wurden zu Haufen aufgetürmt und angezündet. O! ich erinnere mich, welch ein Grimm mich erfaßte, wenn Vater kleine Stückchen Mouſſelin mitbrachte, die der Wind von dieſen Bränden ihm zugeweht hatte, und es wurde von unſern jungen Männern mancher ernſte Racheſchwur bei ſolch kleinen verſengten Blümchen geſchworen.

Noch eine andere Maßregel, die faſt nicht weniger hart war und ebenſo zur Erbitterung reizte, traf die Bewohner der Stadt. An den Toren wurden Zollhäuſer errichtet, und niemand konnte ein- und ausgehen, ohne von den Douaniers viſitiert zu werden. Es hatte dem Gouvernement gefallen, faſt von allen Lebensmitteln einen Zoll zu erheben, ſodaß in Hamburg die einfachſten, unentbehrlichſten Dinge kaum mit Geld aufzuwiegen waren. Das veranlaßte nun gar manchen ſich aus Altona, wo alles bedeutend wohlfeiler war, Kaffee, Zucker, Tee u. dgl. zu verſchaffen, und je roher und brutaler die Viſitation am Tore wurde, deſto raffinierter wurden auch die Händler im Einſchmuggeln der Waren. Leider kam es jetzt nicht bloß zu Streitigkeiten, nein, auch zu Tätlichkeiten zwiſchen den feinſten, eleganteſten Herren und den

verachteten Douaniers, und die darauf folgenden Anklagen wurden faſt immer zugunſten der Franzoſen entſchieden, trotzdem hörten die Reibereien nicht auf. Es mußte ja die beſonnenſten Männer zum Zorn hinreißen, wenn ſie am Tor ihr Ehrenwort gegeben hatten, nichts Verzollbares bei ſich zu tragen, und nun dennoch auf die roheſte Weiſe gezwungen wurden, in das Zollhäuschen einzutreten, um dort Rock und Weſte, ja die Stiefel auszuziehen vor den höhniſchen Blicken der Douaniers. So verödeten nach und nach die beliebteſten Spaziergänge zum Altonaer Tor hinaus, denn wer wollte um eines Vergnügens willen ſich ſolcher Behandlung ausſetzen.

Das war nun recht traurig für uns Kinder. Meine Mutter hatte oft in Altona eine ihr befreundete Familie beſucht, und auch wir waren dort gern geſehene Gäſte. Da gab es den beſten Kuchen, die ſchönſten Puppen, die amüſanteſten Spiele und Bilderbücher. Einen beſonderen Reiz erhielten noch dieſe Stunden, wenn Betty, die älteſte Tochter, die wie ihr Vater am Altonaer Theater engagiert war, mich mitnahm, wenn ſie dort beſchäftigt war. Von Drama und Schauſpielkunſt verſtand ich nichts, doch erinnere ich mich deutlich noch des geheimnisvollen Schauers, der mich durchrieſelte, wenn ich vor Beginn der Vorſtellungen zwiſchen den geſpenſtigen Kuliſſen umhergehen und die wunderlichen Maſchinerien über und unter mir anſtaunen durfte. Das alles ſollte ich jetzt miſſen? Selbſt den ausgeſtopften Larifari, an den ich noch heute mit Entſetzen denke, der aus der Luke eines kleinen Verſchlages oben über

der Garderobentüre mit halbem Leib, Kopf und Armen ſchlotterig heraushing, in deſſen Nähe mich allemal ein unbeſchreibliches Bangen überfiel und — ſo ſtark iſt die Anziehungskraft alles Grauſenden — zu dem ich immer wieder leiſe hinſchlich, ſelbſt den alten, häßlichen Larifari vermißte ich ſchmerzlich. Wie hatten wir uns ſchon immer die ganze Woche vorher auf ſolch einen Beſuch gefreut. Auch der Weg hinaus war gar zu luſtig, über den Hamburger Berg, wo Polichinells ihre Stückchen aufführten, und geputzte Kinder mit Hunden und Affen um die Wette tanzten, wo feuerfreſſende Männer Haufen von Werg verſchlangen, kurz, wo alles zu ſehen war, was Kinder entzücken konnte.

Mich hatte aber noch mehr als all das bunte, tolle Treiben drüben am Tor ganz nahe eine alte Steinplatte unter ſchattigen Bäumen gefeſſelt. Vorn an der Platte war eine Armenbüchſe befeſtigt, darunter ſtand ein frommer Spruch; über der Büchſe aber war auf hellblauem Grunde das allſehende Auge Gottes in Wolken abgebildet. Noch heute habe ich die volle Empfindung davon, wie dieſes Bild mich bewegte; mit heiligem Schauer blickte ich immer in dieſes weitgeöffnete klare Auge und — ihm gerade gegenüber war, wie zum Hohne, die Douane errichtet.

Der Druck, den die Franzoſen auf alle Gemüter ausübten, ward täglich fühlbarer und laſtender. Es war eine ſchwere, ſorgenvolle Zeit; man lebte immer einfacher, eingeſchränkter und gönnte ſich keine Art von Erholung und Erheiterung. Begegnete man ſich auf der Straße, ſo blieb niemand mehr vertraulich

ſtehen, um mit dem andern zu plaudern, weil man ſich ſtets beobachtet und belauert wußte. So wuchs der Haß gegen die Bedrücker von Tag zu Tag, und ſelbſt wir kleinen Mädchen kannten keine ſüßere Unterhaltung, als Rachepläne gegen unſere Feinde zu ſchmieden. Ich galt für ein gutes, freundliches Kind, aber im Erſinnen von Grauſamkeiten gegen den von mir gefangenen Napoleon kam keine meiner Freundinnen mir gleich.

Der allgemeine Haß und die Erbitterung gegen die Franzoſen wuchs mit jedem Tage. Es bedurfte nur eines geringen Anlaſſes, um die beſonnenſten, ruhigſten Leute zu den unüberlegteſten Schritten hinzureißen. So mußte ich ſelbſt einſt Anlaß zu ſolch einem Auftritte geben.

Der Frühling war gekommen, die Luft wieder milde, und am ſtillen Feiertag, Karfreitag, ſchien die Sonne ſo verlockend, daß meine kleine Schweſter Lore und ich ſeit langer Zeit zum erſten Male wieder auf der Steinbank vor der Türe ſitzen konnten. Wir hatten unſere Puppen herausgebracht und nähten emſig für ſie. Die Straßen waren recht feſttäglich leer und ſtill. Da jagte der Bediente eines franzöſiſchen Offiziers, der im Nachbarhauſe einquartiert war, daher. Er ſieht drüben einen Bekannten, ruft ihm etwas zu, ſchwingt ſich vom Pferde, gibt dem Tier einen Schlag mit der Peitſche und läuft hinüber, mit dem Kameraden zu ſchwatzen. Das kluge Tier, das den Stall ſonſt allein zu finden wußte, iſt darüber erſchreckt und läuft gerade auf unſere Treppe zu. Dies alles war das Werk eines Augenblicks und kam ſo überraſchend ſchnell, daß wir Kinder ruhig ſitzen blieben und

müßig zuſahen. Ein greller Schrei weckte uns aus der Betäubung. Er kam von drüben her; die alte, reiche Frau hatte ihr Fenſter aufgeriſſen und ſchrie uns zu. Lore ſtürmte ins Haus, ich wollte ihr folgen, ſah aber meine Puppe auf der unteren Stufe liegen. Das Pferd war ſchon ganz nahe, da bückte ich mich, zog ſie unter den Beinen des Tieres, das ſo über mir rieſig groß erſchien, hervor, und lief, den dröhnenden Hufſchlag dicht hinter mir, die Diele entlang, zur Küche. Hier fand ich meine Schweſter auf den Feuerherd geflüchtet. Der Lärm rief die Eltern, Ludwig und das ganze Haus zuſammen. Auf der Straße hatten ſich viele Leute verſammelt, die unſere Gefahr mit angeſehen hatten. Der Bediente kam, um ſein Pferd zu holen, und ſtatt ſich zu entſchuldigen, gab er grobe Reden und lachte. Das empörte die Umſtehenden, und einer derſelben gab ihm einen derben Fauſtſchlag auf den Rücken. Er fluchte und tobte, bis ſein Herr dazu kam, auf deſſen Befehl Soldaten anrückten. In wenigen Augenblicken hatte ſich eine fürchterliche Schlägerei zwiſchen Soldaten und Bürgern entſponnen. Wir ſtanden zitternd am Fenſter und ſahen unſern guten Bruder Ludwig mit noch einigen Herren nach der Wache abführen. Ludwig war totenblaß, ſeine Kleider zerriſſen, dennoch winkte er uns freundlich zu; wir weinten und jammerten ihm nach. Bald wurde es wieder leer und ſtill auf der Straße; nur Fetzen von zerriſſenen Kleidern und Blutstropfen auf dem Pflaſter zeugten von der vorhergegangenen Szene. Abends waren mein Bruder und der erſte Kommis, der mit ihm verhaftet worden, wieder frei. Der Fürſprache angeſehener

Männer war es gelungen, ihre Freilassung zu erlangen, aber in unserer Erinnerung blieb diese Begebenheit noch lange mit aller Schärfe haften, und uns Kindern waren die Steinbänke und Treppen ganz verleidet.

Inzwischen waren die Berichte, die Vater von der Börse und aus den Zeitungen nach Hause brachte, wohl geeignet, selbst die nicht persönlich Beteiligten aufs tiefste zu erschüttern. Der Krieg in Rußland, zu welchem gerade auch die in Hamburg einst verweilenden französischen Regimenter beordert waren, überbot an Furchtbarkeit fast alles Dagewesene. Der Brand von Moskau, die Schilderung der tausende von jungen Leuten, welche in Eis und Schnee, in der Beresina, an ihren Wunden umgekommen waren, ließ keine andere Stimmung als die des größten Jammers aufkommen.

Da brachte Vater eines Tages die Nachricht mit, die Franzosen verließen, von den Russen bedrängt, unsere Stadt. Doch machte die oft gehörte und oft widerrufene Kunde anfangs wenig Eindruck. Aber wie soll ich unsern Jubel beschreiben, als wir wirklich am nächsten Morgen [12. März 1813] als Bestätigung dieser Freudenpost hörten, in der Nacht seien alle Franzosen in größter Stille und Eile abgezogen, und noch am selben Tage würden die Russen einziehen. Das war eine Aufregung! Alle Geschäfte ruhten, und fast überall sah man Vorbereitungen zur Aufnahme der längst ersehnten Retter.

Da inmitten dieser glücklichen Stimmung hörten wir Geschrei, Pfeifen und einen kläglichen Hilferuf auf der Straße. Wir liefen ans Fenster und hatten einen bejammernswerten Anblick. Ein verspäteter Douanier, von

Aus Alt-Hamburg

den Seinen abgeſchnitten — Gott weiß wodurch — floh, von einem rohen Haufen verfolgt, und konnte vor Erſchöpfung und Angſt ſich kaum von der Stelle bewegen. Wir ſahen ſeinen Geberden an, daß er um Mitleid bat, um Erbarmen flehte, totenblaß blickte er wie Hilfe ſuchend umher; auch uns traf ſolch ein Blick. Wir machten ihm Zeichen des Mitleids und deuteten ihm an, daß wir ihm nicht helfen könnten. Wie gern hätten wir ihm unſer Haus geöffnet, aber es war unmöglich. Das Volk, ſo lange von ihm mißhandelt und verhöhnt, war nicht zurückzuhalten. Immer mehr Arbeiter und Gaſſenjungen kamen hinzu; wir verließen das Fenſter, uns den Anblick zu ſparen, hörten aber noch lange von ferne den Lärm und das beſtialiſche Jauchzen. Wie verzweifelt ſaßen wir da und weinten bittere Tränen um den noch vor kurzem glühend gehaßten Feind.

Gegen Abend wurde unten die Kontortüre raſch auf-

geriſſen. Wir hörten Ludwig mit lauter Stimme rufen: „Sie kommen, die Ruſſen kommen! Tettenborn führt ſie an!“ Bald darauf liefen wir und alle Herren aus dem Kontor hinaus auf die Straße. In Eile wurden die hanſeatiſchen Farben hervorgeſucht, wir Kinder bekamen rot und weiße Kokarden an unſere Pelerinen geheftet und ſtanden dann mit den Eltern erwartungsvoll vor der Türe auf den ſteinernen Stufen. Da erſcholl endloſer Jubel; vier Koſaken mit eingelegter Lanze, die vorangeſchickt waren, ſauſten wie Geiſter an uns vorüber. Sie machten mir auf ihren kleinen Pferdchen, mit weit ausgeſtreckten Beinen, ſo dicht über der Erde, den Eindruck von Schaukelpferden, was mir Mutter in ihrer enthuſiaſtiſchen Stimmung ſehr übelnahm.

Am Abend [des 17. März 1813] war die ganze Stadt erleuchtet, und ſeit langer Zeit wogten wieder einmal ſingende, frohe Menſchen durch die Straßen. Wir gingen auch alle nach dem großen Marktplatz, unſere Rettungsengel — denn ſo ſtanden ſie vor unſern Seelen — zu ſehen und zu begrüßen. Da lagen ſie neben ihren Pferden auf Stroh, bärtig, ſchmutzig, in den ſeltſamſten Trachten, drei bis vier Uniformröcke aller Nationen übereinandergehängt. Vor ſich hatten ſie Fäſſer mit Heringen, Körbe voll Zwiebeln und mächtige Flaſchen mit Schnaps, lauter Delikateſſen, denen dieſe ſchmierigen Helden mit dem größten Appetit zuſprachen. Es ſtörte ſie weiter nicht, wenn von den Heringen, denen ſie ohne weiteres den Kopf abbiſſen, die ſalzige, braune Lacke über ihre Kleider tropfte.

Wir waren ſehr enttäuſcht; aber alle, auch die

hübschesten, elegantesten Mädchen ließen sich ohne Sträuben von den Kosaken küssen, so groß war der Patriotismus. Die jungen Männer bewiesen einen noch größeren, besseren: 2000 von ihnen ließen sich sogleich zum Feldbienst einkleiden, und 6000 gingen zur Bürgergarde, um ihre Vaterstadt zu verteidigen.

Das alte gewohnte Leben wurde nun allgemach wieder eingeführt. Dem allgemeinen Fleiß und verdoppelten Eifer gelang es nach und nach, die zerrütteten Verhältnisse zu bessern und das alte Wohlbehagen herzustellen, und auch in unserem Hause gab es wieder sorgenlose, heitere Gesichter. Meine Schwester Lore und ich waren indessen in eine Schule geschickt worden, die nur von wenigen Kindern aus gebildeten Familien besucht wurde. Eines Morgens [am 19. Mai 1813] saßen wir dort mit Handarbeit beschäftigt, als Fräulein Detroit, unsere Lehrerin, hastig und bleich ins Zimmer trat. „Kinder," rief sie atemlos, „macht euch schnell fertig, nehmt Hüte und Tücher, ich muß euch zu euern Eltern bringen, die Franzosen sind wieder da."

Zähneklappernd vor Schrecken und Aufregung folgten wir ihr. Die größten Mädchen schickte sie allein nach Hause, die kleineren, worunter wir waren, führte sie selbst fort. Eilig lief sie mit uns durch die gedrängtvollen Straßen. Bleiche, verstörte Gesichter eilten an uns vorüber; unsere Eltern fanden wir vor der Türe. Alles kam heraus auf die Straße und sammelte sich in dichten Gruppen, um zu überlegen, was zu tun, was anzufangen sei. Mein Bruder Ludwig ging zur Bürgerversammlung. Nicht lange, so kehrte er zurück, holte seine Hanseaten-

uniform und seine Waffen, nahm rasch Abschied von uns und ging mit vielen anderen jungen Leuten hinaus zur Verteidigung der Stadt. Keinem fiel es ein, sie zurückzuhalten. Wir waren in banger Erwartung. Da fiel ein Schuß — dann wieder einer. „Gott im Himmel, rettet die Kinder, bringt die Kinder in Sicherheit," schrien die Frauen. Wir wurden ins Haus gebracht. Nun saßen wir in einer Hinterstube und hörten die furchtbaren Klänge der Sturmglocken, von gewaltigen Kanonenschüssen unterbrochen. Wagen rasselten schnell vorüber, im Hause hörten wir treppauf, treppab laufen. Gegen Abend kam Ludwig mit den Kameraden zurück. Wir liefen hinaus, ihm entgegen. „Endlich kommst du!" rief Mutter, „nun, wie steht's?" „Verloren, alles verloren," sagte er vor Zorn und Schmerz weinend. „Die Franzosen sind schon in den Vorstädten Ham und Horn, die Dänen haben sie hereingebracht." „Die Hunde," schrien einige Nachbarn, „die hinterlistigen Hunde, sie hatten uns Hilfe zugesagt." Ludwig schlug sein Gewehr gegen den Eckstein: „Das soll ihnen wenigstens nichts nützen können," rief er grimmig. Viele junge Leute folgten seinem Beispiel.

Es dunkelte, und wir gingen ins Haus. Nach langem Hin- und Herraten fanden es die Eltern am besten, daß mein Vater uns Kinder nach Altona zu einem seiner Geschäftsfreunde bringe und ihn bitte uns auf kurze Zeit bei sich aufzunehmen. Wir zogen uns warm an, denn es war noch früh im Jahre. Mutter gab uns das Unentbehrlichste mit, begleitete uns bis an die Türe und nahm weinend von uns Abschied. Vater faßte uns an

der Hand, und wir gingen ſchluchzend zum letzten Male unſere ſteinernen Stufen hinab.

Die belebten Straßen, die vielen hellerleuchteten Läden verſcheuchten auf eine Weile unſern Kummer; als wir aber zum Tor hinausgingen, und die Nachtluft uns von dem dunkeln, weiten Feld ſo kalt anwehte, drängten wir uns dichter an Vater und wagten keinen Laut mehr. „Seht ihr dort drüben, das ſind die Wachtfeuer der Franzoſen!“ ſagte er unwillkürlich leiſe. Wir ſchauderten, und die erregte Phantaſie belebte das dunkle Feld mit Geſtalten, die uns erſchreckten und zittern machten.

Endlich das Altonaer Tor! Wir gingen in die von Laternen erleuchteten Straßen, bogen in die zweitnächſte ein und hatten ſchon im voraus die Leute ſo lieb, die uns nach der überſtandenen Angſt gaſtlich bei ſich aufnehmen würden. Wir waren am Ziel. Vater hieß uns warten, ging ein paar Stufen hinauf und klingelte. Es kam niemand, er klingelte wieder — nach langer Zeit ſchloß endlich eine Magd verdrießlich die Türe auf, gab kurz Beſcheid, ihre Herrſchaft ſei eingeladen, käme erſt ſpät nach Mitternacht nach Hauſe und ſchloß ohne weiteres die Türe wieder zu.

„Hier iſt es alſo nichts,“ ſagte Vater herabgeſtimmt, aber als wollte er uns ermutigen, ſetzte er gleich hinzu: „Ich habe noch mehr Freunde hier in Altona.“

Wir gingen weiter und traten bald in ein Haus, deſſen erleuchtete Fenſter uns ſchon aufgefallen waren. Die Türe war nur angelehnt, und Vater nahm uns mit in ein elegantes Vorzimmer. „So Kinderchen,“ ſagte er ſehr freundlich, „hier wartet nur ein bißchen.“

Er öffnete, nachdem er vergeblich einige Male angeklopft hatte, selbst die Türe. Heller Lichterschein, starker Punschgeruch und lautes, lustiges Sprechen drang zu uns herein. Der Lärm ward für einen Augenblick unterbrochen, wir hörten leise sprechen, konnten aber nichts verstehen; dann kam Vater zu uns zurück. Er nahm uns still bei der Hand und sagte tief bekümmert: „Jetzt weiß ich nicht wohin, die reichen Leute hier haben in solcher Zeit in ihrem großen Haus kein Winkelchen, um ein paar geflüchtete Kinder zu beherbergen."

Er stand lange unschlüssig und ratlos, wir wischten uns heimlich die Augen, da rief er plötzlich: „Vorwärts, Kinder, jetzt weiß ich, wer euch aufnimmt! Wie konnte der mir auch nicht gleich einfallen?" Wir mußten noch weit über viele Plätze, durch viele Straßen und Gäßchen, waren recht müde und wurden immer mutloser. Da, endlich bogen wir in ein enges, dunkles Gäßchen ein. Das Pflaster war so schlecht, daß wir alle Augenblicke zu fallen fürchteten. „So, nun sind wir da," sagte Vater, vor dem letzten Häuschen stehen bleibend, „hier wohnt mein alter Holzschneider."

Er klopfte stark an die Türe. „Wer da?" rief es von innen. Vater nannte seinen Namen. Ein schwerer Riegel wurde hastig zurückgeschoben, und ein altes, freundliches Männchen, die weiße Nachtmütze auf dem Kopfe, ein Licht in der Hand, ließ uns ein. „Wat is denn?" fragte er erschrocken, „bi de finstre Nacht mit de Kinner, wat is denn se passiert?" So fragte er in einem fort, schob dabei wieder vorsichtig den Riegel vor und führte uns ins Zimmer. „Fru, kik mol, unse Herr mit sine

Kinner!" rief er einer alten Frau zu, die ganz verdutzt und erstaunt dasaß.

Während nun Vater erzählte, daß die Franzosen vor den Toren seien, daß schon große Kugeln durch die Stadt geflogen wären, daß Mutter in ihrer Angst um uns mit ihm hoffte, wir würden hier Schutz und Unterkunft finden — ward er beständig durch Ausrufungen der beiden Alten unterbrochen. Sie schimpften auf die schrecklichen Franzosen, bedauerten die arme Mutter und versicherten, eine größere Ehre hätte ihnen nie widerfahren können als Vaters Vertrauen zu ihnen. Die Frau erzählte uns mit Tränen in den Augen, wie ihr Mann einst lebensgefährlich krank gewesen, habe Vater, der einzige von all den Herren, für die er arbeitete, ihn unterstützt und ihm in seiner Not beigestanden; sie könne das nie vergessen und wolle es jetzt an uns gutmachen. „Ja, dat wolle wi!" fiel der Mann ein.

Vater schüttelte den beiden gerührt die Hände, wies alle Erfrischungen, die sie ihm boten, zurück, da er eilen mußte, nach Hause zu kommen, küßte uns, reichte noch einmal den alten Leuten die Hand und ging dann rasch fort. Der Alte verschloß hinter ihm die Türe und kam mit dem Lichte zurück. Wir weinten und horchten auf Vaters immer schwächer werdende Schritte in dem stillen Gäßchen. Die Alte streichelte uns und sagte freundlich: „Nu setten Se sick," und rückte Schemel an den Tisch. Wir setzten uns ein wenig beklommen zum ersten Male ganz allein unter fremden Menschen. Die Frau lief hinaus, kam aber bald mit einem sauberen Tischtuch und mit allem, was sie nur Eßbares im Hause finden konnte,

zurück. Sie ſtellte Brot, Butter, Käſe und ein paar Äpfel dicht vor uns hin und bat ſo freundlich, zuzugreifen, daß wir ihr gerne folgten, um ſo lieber, als wir tüchtigen Hunger hatten.

Die herzliche Aufnahme der beiden alten Leute machte uns bald ganz heimiſch; mir kam es vor, als hätte ich noch nie ſo gutes Brot, ſo vortreffliche Äpfel gegeſſen. Die Alten waren ganz glücklich darüber, und wir vergaßen alle Sorgen, Franzoſen, Hamburg, ja, ich glaube — wenigſtens für den Augenblick — ſelbſt das Elternhaus. Nach all der Aufregung überfiel uns aber plötzlich eine Schläfrigkeit, daß wir faſt vom Stuhle fielen. Die Frau merkte es, zog ihren Mann in die Stubenecke, wo ſie leiſe miteinander ſprachen, dann ging er hinaus. Sie holte aus einem großen Schrank reines Bettzeug und richtete ihr eigenes breites Himmelbett für uns her; dann half ſie uns beim Auskleiden und Hinaufklettern, deckte uns mit einem wahren Felſendeckbett zu, wünſchte „Gute Nacht“ und ging auch.

Wo und wie die alten Leute die Nacht verbracht haben, weiß ich nicht und ärgere mich noch heute über unſere Rückſichtsloſigkeit, ihre Lagerſtätte ſo ohne weiteres eingenommen zu haben.

Die Sonne ſchien hell durch die Scheiben, der Kanarienvogel ſchmetterte aus vollem Halſe, als wir erwachten. Ich ſchob raſch die weiß und blau karrierten Vorhänge des Bettes auseinander, und nun erſt ſahen wir das behagliche, reinliche Stübchen: Die kleinen weißen Vorhänge an den blanken Fenſtern, die große, tickende Wanduhr, den Boden mit Sand beſtreut, alles ſauber, alles nett.

Da ging leise die Türe auf, die Alte kam auf den Strümpfen hereingeschlichen und richtete das Frühstück für uns auf dem alten vierbeinigen Tisch, der mit einer grün und gelb gestreiften Tirolerdecke überhangen war und mitten im Zimmer stand.

Wir riefen ihr munter „Guten Morgen" zu, kleideten uns an und ließen uns das Frühstück so gut wie gestern das Nachtessen schmecken, alles zur Freude der lieben alten Frau. Der Mann war längst an die Arbeit gegangen; er schnitt aus ausländischen Hölzern Fourniere; sie wollte auch fortgehen, einige Einkäufe für den Mittag zu machen, und bot uns an, sie zu begleiten. Im Vorübergehen grüßte sie ihre Nachbarn, lauter Fischfrauen, die eilig zum Markt in die Stadt liefen. Eine der Frauen rief sie an, kaufte Schollen (einen wohlfeilen Seefisch) von ihr und fragte uns dann, ob wir die Fische mittags lieber gebacken oder mit einer Sauce essen wollten. Wir durften wählen und bestimmen. Das war wieder ein neuer Reiz dieses entzückenden Aufenthalts.

Der Tag verging recht angenehm, aber gegen Abend kam etwas Langeweile und etwas Heimweh. Die gute alte Frau war bemüht uns zu unterhalten. Da fiel ihr ein, daß sie zur Ebbezeit oft Kinder am Strande kleine bunte Glasröhrchen hatte suchen sehen, die, wie sie meinte, aus einer unweit an der Elbe liegenden Glasfabrik ins Wasser geworfen und von der Flut an den Strand getrieben worden waren. Dahin wollte sie jetzt auch mit uns gehen. Ich hatte Ebbe und Flut niemals gleichgültig sehen können; es war für die Phantasie so anregend, sich auszudenken, wie es dort, wohin die Flut das Wasser

treibt, wohl aussähe, und was für Menschen sie dort wohl erwarten möchten. Dann war es eine Freude ganz eigener Art, auf dem nassen, plattgespülten Boden am Strande umherzugehen und die Spuren der Füße da einzudrücken, wo kurz vorher noch die Wellen gerauscht und in nicht langer Zeit wieder darüber hinrauschen würden. Der Weg war nicht weit, nur eine kurze Straße, dann kamen wir an einen freien Platz, und die Elbe lag vor uns. Viele Kinder liefen lachend, schreiend, auch zankend am Strande umher und hatten alle Hände voll allerliebster bunter Glasröhrchen. Wir aber waren zu spät gekommen und fanden keine mehr, zum großen Kummer der alten Frau. Auf dem Rückwege tröstete sie uns mit dem Versprechen, am nächsten Morgen ganz früh mit uns hinunterzugehen, wo wir alsdann gewiß eine tüchtige Ladung finden würden.

Am anderen Morgen waren wir beide schon sehr früh wach und bald auf dem Wege zur Elbe. Die Frau hatte zu tun, und so gingen wir allein, was uns recht lieb war, denn wir konnten nun alles noch ungestörter genießen. Es war ein heller Tag, heiter und frisch. Wir sahen schon von ferne die Sonne auf der Wasserfläche glitzern und liefen glückselig hinunter ans Ufer.

Aber starr, wie angewurzelt, unfähig, einen Laut von uns zu geben, blieben wir stehen. Der Körper eines Ertrunkenen lag vor uns am öden Strand. Haar und Kleider waren vom Wasser triefend. Die Flut hatte ihn ans Land geworfen. Eine Menge bunter Röhrchen lag umher, wir beachteten sie nicht, standen sprachlos da und faßten einander fester an der Hand. Es war ein junger

Mann in der Uniform der Hanſeaten: Die erſte Leiche, die ich in meinem Leben ſah. Wir weinten, ohne die Tränen zu trocknen, denn wir wagten kaum uns zu regen in dieſem ſchauerlichen und doch heiligen Moment. Nach und nach kamen Menſchen, laut und roh, immer mehr und mehr. Eine Frau befühlte prüfend das Tuch der Uniform und ſagte: „De is göder Lüt Kind!“ Indeſſen kehrte hohl brauſend die Flut zurück, und rückſichtslos beſpülten kleine Wellen ſeine Füße. Wir konnten es nicht länger ertragen und ſchlichen ſtumm nach Hauſe.

Den ganzen Tag über waren wir ernſt und ſtill. Wir hatten noch immer keine Nachricht von den Eltern und wurden immer banger und trauriger. Als wir aber gegen Abend vor der Türe ſtanden und ſehnſuchtsvoll hinausſchauten, bog Mutter um die Straßenecke, von unſerem Pudel Cäſar begleitet. Wir liefen ihr jubelnd entgegen, aber Cäſar hatte uns auch ſchon von ferne erkannt, raſte voraus, ſprang auf uns los, riß uns faſt dabei um und erhob ein Freudengebell, daß die ganze Gaſſe erdröhnte. Dann jagte er alle Katzen, die ruhig vor ihren Türen ſaßen, verfolgte ſie in ihre eigenen Häuſer, ſodaß wir gar nicht Zeit hatten, uns über Mutters Kommen zu freuen, da wir genug zu tun hatten, das ungezogene Tier feſtzuhalten und ihm ſein unvernünftiges, ganz unpaſſendes Betragen vorzuhalten.

Mutter ſah ſehr übel aus und war ſtill und traurig. Sie erzählte, welche Beſtürzung in Hamburg herrſche, daß Belagerungszuſtand erklärt ſei, und daß man binnen drei Tagen auf ſechs Monate verproviantiert ſein müſſe, widrigenfalls man aus der Stadt gewieſen würde, daß

dieſe ſtrenge Maßregel viele Einwohner vertrieben, und daß auch ſie und der Vater beſchloſſen hätten auszuwandern.

„Auswandern," wiederholte ich mir. Dieſes Wort verjagte mir ſogleich alle Angſt und Sorge; ich mußte mich ordentlich in acht nehmen, um mein Entzücken nicht zu zeigen und lebte in Gedanken ſchon die ſchönſten Abenteuer einer Auswanderung durch.

Spät am Abend hörten wir ferne Tritte in dem Gäßchen; ſie kamen näher, dann pochte es an der Türe, und zugleich rief Vaters Stimme: „Ich bin es!" Der Alte lief hinaus und öffnete. Vater kam ſehr niedergeſchlagen und bedrückt. „Ich bin nun fertig," ſagte er, „alle Anſtalten zu unſerer Reiſe ſind getroffen, übermorgen früh kommen die Wagen."

„Aber Ludwig und Mine, wo ſind ſie?" ſchrie Mutter faſt vor Angſt.

„Ludwig hat nach reiflicher Überlegung beſchloſſen zu bleiben; er kann nicht ſo ſchnell das Geſchäft verlaſſen. Es iſt ihm gelungen, ſo viel Kapital, als zur Proviantierung nötig iſt, zuſammenzubringen. Ein einzelner junger Mann kann das auch leichter. Er läßt euch tauſendmal grüßen!"

Mutter weinte, wir mit ihr. „Und Mine, aber Mine?" frug die Mutter.

„Du kennſt ſie ja," erwiderte Vater traurig lächelnd, „morgen abend um 6 Uhr iſt der Termin um," ſagte ſie, „ſo lange bleibe ich bei Ludwig, richte ſein Haus und beſorge ihm alles. Habt um mich keine Angſt, ich komme ganz gewiß zur rechten Zeit." Dabei blieb

ſie und war durch nichts zu bewegen, mit mir zu gehen, dagegen drängte ſie mich fort; du könnteſt dich ängſtigen, meinte ſie.“

Den ganzen folgenden Tag hatte Vater ſo viele Briefe zu ſchreiben, Rechnungen durchzuſehen und zu ordnen, daß wir, um ihn nicht in dem engen Stübchen zu ſtören, nur miteinander flüſtern durften. Wohl tauſendmal liefen wir an die Straßenecke, nach Mine auszuſehen, und kehrten immer ohne ſie verſtimmt zurück. Endlich gegen Abend kam ſie. Ich werde den Anblick nie vergeſſen. Sie hatte erfahren, daß die Franzoſen die Tore der Stadt ſperren und niemand, der nicht einen Schein vom Gouvernement vorzuweiſen hätte, hinauslaſſen würden. Da folterte ſie der Gedanke, ſie könne ganz von uns getrennt werden, mit ſolcher Macht, daß ſie in unbeſchreiblicher Angſt Abſchied nahm und fortſtürzte, dem Altonaer Tore zu. Noch einige Frauen und Kinder waren ihr gefolgt. Als die franzöſiſchen Soldaten die Flüchtlinge kommen ſahen, löſte einer die Haken des Gittertores los und war im Begriff zu ſperren. Wie von Sinnen ſchrie Mine und jammerte, man möchte ſie hindurch zu ihren Eltern laſſen. Der Soldat lachte, und ſie, von Verzweiflung und Zorn übermannt, ſtieß ihn heftig zurück und drängte ſich hindurch, die Weiber und Kinder ihr nach. Sie verlor ihr Tuch, ließ einen Schuh im aufgeweichten Boden ſtecken, und ſo kam ſie atemlos und ganz außer ſich bei uns an.

Am andern Morgen ſehr früh hielt ein Reiſewagen vor dem Hauſe, ein anderer, mit Kiſten und Koffern beladen, an der Ecke der Straße. Wir nahmen

unter Tränen Abſchied von den lieben, braven Gaſtfreunden. Im Wagen war es eng, und Cäſar lag ſchwer auf unſern Füßen. So rumpelten wir durch das Gäßchen. Die Alten ſtanden vor ihrer Türe und wehten und winkten, ſo lange ſie uns ſehen konnten.

Es war ein kühler Morgen; uns fröſtelte. Wir blickten zurück, dahin, wo unſere alte Heimat lag, und fuhren in langſamen Schritten der neuen zu.

Plön

(1813)

An einem angenehmen, warmen Maitage erreichten wir endlich das Ziel unſerer Reiſe, das kleine Städtchen Plön in Holſtein, das ſehr romantiſch zwiſchen den großen und kleinen Plönerſeen liegt. Früher ſoll es eine Feſtung geweſen ſein; wir merkten davon nichts mehr, denn wir fuhren ungehindert von Schanzen und Wällen durch wohlbebaute, fruchtbare Felder bis dicht ans Tor. Hier hielten wir, und gleich ſchon an dem Torſchreiber fiel uns das gutmütige, offene Weſen der Holſteiner auf. Vater hatte kaum geſagt, daß wir Flüchtlinge aus Hamburg ſeien und hier ein Unterkommen ſuchten, als der Mann ſich auch ſchon voll freundlicher Teilnahme für uns bemühte. Er rief einen vorübergehenden Herrn an, beſprach ſich mit ihm, überlegte, holte dann Papier und Bleiſtift, ſchrieb Namen und Hausnummern auf, und das alles bereitwillig und dienſtfertig, doch ohne im geringſten aufdringlich oder läſtig zu ſein. Nach wenigen Minuten fuhren wir durch die ſauberen Straßen, ſahen unſern Zettel, dann die Häuſer an und hielten bald vor demjenigen ſtill, das uns zumeiſt empfohlen war.

Ein kleiner korpulenter Mann kam heraus. Die Wohnung zu ebener Erde ſtand leer; er führte uns hinein, ſie anzuſehen. Ein helles, hübſches Zimmer mit zwei Fenſtern nach der Straße hinaus, ein anderes nach dem Hofe, und eine kleine Küche machten die ganze Herrlichkeit aus. Für uns war die Wohnung ausreichend, der Mietzins auffallend gering, der Wirt ſchien gutmütig und gefällig, und ſomit war nichts weiter zu bedenken, und wir blieben gleich da. Nach wenig Stunden war ausgepackt, eingeräumt, Stroh und Packpapier fortgeſchafft, und als der Abend kam, ſaßen wir ſchon ganz gemütlich um unſern runden Tiſch beiſammen.

Am nächſten Morgen gingen wir aus, einige notwendige Beſorgungen zu machen und ein Klavier zu mieten, da meine Eltern nicht wollten, daß ich das Spielen, das ich ſeit zwei Jahren geübt, auf einmal laſſen ſollte. Das Städtchen bot nichts beſonders Intereſſantes, nur die vielen buntbemützten Schüler, die uns auf der Straße begegneten, gaben dem einförmigen Treiben etwas Leben und Friſche. Es waren einige ſehr gute Schulen in Plön, die von den reichſten und vornehmſten Söhnen des Landes beſucht wurden.

Vater ſuchte bald ſeinen Geſchäftsfreund, einen Färber, auf und fand an ihm einen ſehr wohlhabenden, tüchtigen Mann, der uns mit Rat und Tat an die Hand ging; im Augenblick ſelbſt war an Geſchäfte nicht zu denken, doch benutzte Vater die perſönliche Bekanntſchaft des Färbers, Pläne für die Zukunft zu bereden. Das ſtille, neue, ganz ungewohnte Leben in dem Städtchen tat allen wohl nach der Aufregung, Angſt und Erbitte-

rung der letzten Jahre. Wir fühlten uns hier glücklich wie freie Menſchen.

Das einfache blaue Stübchen, nur mit dem Notdürftigſten ausgeſtattet, war uns ganz behaglich, und daß unſere Terrine voll Potpourri wieder unter dem kleinen Spiegel auf der Kommode ſtand, machte uns völlig heimiſch. Wir durften nur den Deckel ein wenig lüften, ſo duftete das ganze Zimmer genau wie in Hamburg, und wie ich es ſeit meinen erſten Lebenstagen gewohnt war. Mutter verſtand es, vortreffliches Potpourri aus Roſen, Lavendel und ich weiß nicht aus was noch, zu bereiten, das die gute Eigenſchaft beſaß, faſt mit jedem Jahre kräftiger und würziger zu werden. Es gab wohl ſchwerlich ein anſtändiges Haus in Hamburg, dem ſolch ein Gefäß mit ſelbſtbereitetem Parfüm fehlte.

Unſere Terrine hatte durch ihre Herkunft noch einen ganz beſonderen Wert. Während der Gefangenſchaft und nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. hatten ſich viele Emigrantenfamilien nach Hamburg geflüchtet. Was für Gründe ſie ſpäter dazu bewogen, die koſtbaren Andenken ihres Königs fortzugeben, weiß ich nicht, aber es wurde eine Auktion ausgeſchrieben, in welcher unter anderen wertvollen Dingen auch ein prachtvolles Tafelſervice verkauft werden ſollte. Die ſtolzen Patrizierfamilien Hamburgs fanden es wohl unter ihrer Würde, auf einer Auktion gekauftes Geſchirr auf ihre Tafeln zu bringen, und wenn es gleich ein König gebraucht hätte. So mußte das Service ſtückweiſe hergegeben werden, und Vater kaufte um einen Spottpreis eine der vier ganz gleichen

Suppenterrinen. Er ſchenkte ſie Mutter, die von jenem Tage an ihr Parfüm darin aufbewahrte. Ich erinnere mich ſehr genau, mit welchem Entzücken wir damals das Kunſtwerk betrachteten. Das feine Porzellan war mit reizenden Blumen beſtreut, die beiden gewundenen Henkel, der Knopf auf dem Deckel, einem Tannenzapfen ähnlich, waren von reicher Vergoldung. Die Terrine hatte neben der Eleganz etwas ſo außerordentlich Appetitliches, die vier kleinen goldenen Füße guckten ſo niedlich unten hervor. Sie wurde umſomehr ein Lieblingsſtück unſerer ganzen Familie, als der Namenszug Ludwig XVI. mit der Krone darüber am Boden der Terrine ſtets unſere größte Teilnahme für den unglücklichen König erweckt hatte. Ob aber trotz alledem Grund genug vorhanden war, in ſolcher Zeit, auf einer ſolchen Flucht, bei welcher man das Notwendigſte im Stiche laſſen mußte, eine Porzellanterrine mit ſich herumzuſchleppen, möchte ich heute faſt bezweifeln; damals aber wäre die Möglichkeit, ſie zurückzulaſſen, keinem von uns eingefallen, ebenſowenig als es uns denkbar geweſen wäre, uns von unſerem Hunde zu trennen.

Wir waren bald in dem gaſtfreundlichen Plön eingelebt und hatten manchen angenehmen Umgang gefunden. Von den Perſonen, die uns zuweilen beſuchten, war ein alter, blinder Herr, unſer Nachbar, uns recht lieb geworden. Er galt im ganzen Städtchen für ſehr gelehrt und war deshalb, ſowie um ſeines ſanften Weſens willen, allgemein geehrt und geachtet. Während die Eltern und Mine drinnen im Zimmer auf des lieben Blinden Worte mit Intereſſe lauſchten, ſaßen wir

Kinder vor der Türe draußen mit Chriſtian, des alten Herrn Führer, einem hellblonden 15jährigen Knaben. Er hatte wie ſein Herr ein ſanftes, ſtilles Weſen, wußte wie dieſer viel zu erzählen, nur Dinge ganz anderer Art. Chriſtian wußte alle Ritternamen auswendig und ſchilderte uns die tapferen Recken, die ſchönen Edelfrauen, beſonders aber die Minneſänger mit ſo glänzenden Farben, daß wir bald wie er ſelbſt für ſeine Helden ſchwärmten. Nach Herrn Minneholds (des Sängers in ſeinen Ritterromanen) Beiſpiel wollte er leben — natürlich ward Herr Minnehold auch unſer Ideal.

Dieſes Beſtreben, ſeinem Vorbilde nachzuleben, beeinflußte die Handlungen des blonden Chriſtian in einer Weiſe, die ich nur zu bald recht unangenehm empfinden ſollte. Eines Tages wollte ich über den Hof in den Garten gehen, als mich Chriſtian rief. Ich lief an das Gittertor, das ſeinen Hof von dem unſern trennte. Er ſteckte mir ſehr verſtohlen ein Billetchen in die Hand mit der Aufſchrift: „An Mamſell Thereſe.“ Wie hübſch! ein Billet an mich. Ich fühlte, daß zehn und ein halbes Jahr ſchon ein reſpektables Alter ſei. Ich verbarg meinen Schatz und ſetzte mich neben den Brunnen auf ein leeres Fäßchen, riß das Siegel auf — denn es war wirklich verſiegelt — und las. Erſt mußte ich lachen, dann erfaßte mich ein heftiger Zorn. Er ſchrieb: Er könne nicht länger ſchweigen, er müſſe mir ſagen, welch ein allerliebſtes Mädchen ich ſei und ich ſolle ihm doch einen Kuß geben. Ich war ſehr empört! Da kam Lore aus dem Hauſe; ich winkte ihr, ſie lief herzu, ſetzte ſich neben mich nieder, und wir laſen noch einmal zuſammen das Billet.

„Herr Minnehold," ſagte ſie halblaut. Wir lachten beide und wollten zurück ins Haus, als der ergrimmte Minneſänger, der noch an der Gittertür ſtand, mich ſo heftig mit einer Kaſtanie warf, daß es mir ſchrecklich wehe tat und ich gern geweint hätte, aber ich benahm mich wie ein Edelfräulein, verbiß meinen Schmerz, bückte mich, hob die Kaſtanie auf und warf damit nach ihm. Natürlich traf ich ihn nicht, nun lachte er und warf eine ganze Handvoll herüber. Er hatte gut werfen; auf ſeinem Hofe ſtand ein prachtvoller, alter Kaſtanienbaum, wir mußten die von ihm herübergeworfenen aufleſen. Das war mühſam und dauerte zu lange. Darum holte Lore aus der Ecke eine Bohnenſtange, wir faßten ſie beide an und drangen nun durch das Gitter damit auf unſern Feind ein. Er wich einfach ein paar Schritte zurück und lachte uns wieder aus. Da erſchien plötzlich Hilfe in dieſer Not; einige junge Freundinnen kamen gerade aus der Schule bei uns vorüber. Als ſie unſere Lage ſahen, warfen ſie Mappen und Bücher fort, rafften ſchnell alle Kaſtanien auf und ſtürzten mit Kampfbegier zu dem Gitter hin. Jetzt rief die ſanfte Stimme des Blinden: „Chriſtian, Chriſtian!" Er ſchleuderte noch ſeinen ganzen Vorrat auf uns und lief ins Haus.

Von der Zeit an gingen wir einander aus dem Wege, wir grüßten uns kaum mehr, und Chriſtian blieb allein draußen, wenn er den Blinden zu uns geleitete. Als wir ſpäter doch einmal miteinander ſprechen mußten, nannten wir uns Sie.

Der Sommer war vergangen und noch immer waren wir ohne Nachricht von Ludwig, da alle Straßen gesperrt, und der regelmäßige Lauf der Posten gänzlich gestört war. Die Eltern fingen an sehr besorgt zu werden. Dazu nahm unsere Barschaft bedenklich ab, und es war unmöglich, in dieser Zeit und an dem kleinen Orte etwas zu erwerben. Wir lebten auf das Allereinfachste. Mine stand am Waschtrog und plättete und buk selbst das Brot für uns. Ich kann es nicht erklären, warum wir Kinder mit einer Art frommer, feierlicher Stimmung dabeistanden, wenn sie mit ihren kleinen, weißen Händen den Teig in dem großen hölzernen Backtrog knetete, die Brote formte, mit einem Schlüssel das Zeichen daraufdrückte und das weiße, leinene Tuch darüberhing. In der Nähe des Ofens blieben die Brote über Nacht stehen, um gut aufzugehen. Mich überkam immer ein etwas schauerliches Gefühl vor dem heimlichen Leben und Treiben in dem stillen Backtrog, wenn wir am anderen Morgen das Tuch abnahmen, und die Brote so dick und groß geworden waren.

Der Winter des Jahres 1813 trat mit barbarischer Strenge auf. Das Städtchen war wie ausgestorben; die Wagen fuhren knirschend durch den tiefen, festen Schnee und von den vier Rädern drehte sich oft nur eins. Die Mähnen der Pferde, Haar und Bart des Kutschers waren weiß mit einer feinen Eisrinde überzogen. Für uns war es sonst immer eine angenehme Unterhaltung gewesen, wenn in der menschenleeren Straße mittags die munteren jungen Studenten vorüberkamen, um in die Zeichnenstunde zum alten Herrn Ibsen zu gehen; jetzt hörten wir nur

die raſchen Schritte auf dem hartgefrorenen Boden, denn die Scheiben waren dicht mit Eisblumen bedeckt und tauten den ganzen Tag nicht auf. So ſaßen wir immer in einer beſtändigen Dämmerung. In unſerem Schlafzimmer glitzerten abends die Wände wie Diamanten, und wenn wir in unſer Bett ſtiegen, war es nicht viel beſſer, als in den großen Plönerſee zu ſpringen. Sehr oft war das Zeug des Deckbetts in der Nacht vom Hauch des Atems gefroren und ritzte das Geſicht. Der einzige Troſt in dieſer Not war unſer Pudel. Wartend und wedelnd ſtand er vor unſern Betten und wer zuerſt lag, war der Bevorzugte. Cäſar ſprang hinauf und legte ſich, zwar ſchwer wie ein Sack, aber doch als vortreffliches Wärmemittel auf deſſen Füße.

Zu den täglich wachſenden Sorgen kam noch eine neue. Man ſprach viel von ſtarken Truppendurchzügen, die den allzu hart bedrängten Hamburgern zu Hilfe kommen ſollten und Plön, das meiſtens wohlhabende Einwohner zählte, zu einer längeren Raſt gewählt hätten. Das ganze Städtchen war durch dieſe Nachricht in freudiger Bewegung. Alles drängte ſich dazu, die braven Soldaten aufzunehmen, nur wir — denen es am nächſten liegen mußte, denn unſerer Vaterſtadt, unſern Landsleuten wollten ſie Hilfe und Beiſtand bringen —, wir wünſchten, daß es nur Gerüchte ſein möchten, ſo egoiſtiſch machte uns die Not. Aber es waren keine Gerüchte. Die Quartiermacher kamen und ſagten Haus für Haus Einquartierung an. Unſer Wirt erbot ſich, für die Nacht ſeiner und unſerer Mannſchaft zuſammen in einer oberen Kammer Streu und Decken zu geben, den Tag aber ſollten

wir ſie bei uns aufnehmen und beköſtigen. Das war eine ſchöne Aufgabe! Wir beſaßen nur ein heizbares Zimmer, mußten dieſes alſo mit ihnen teilen.

Die Soldaten kamen, es waren größtenteils Schweden, zehn Mann, große, kräftige Geſtalten. Mutter ſeufzte; wie ſchwer die zu ſättigen ſein würden, konnte ſie leicht berechnen. Sie empfing die armen, vom weiten Marſche ganz ermüdeten Soldaten recht unfreundlich, und das tat mir in der Seele weh. Aber ihre Mißſtimmung dauerte nicht lange, denn die Leute benahmen ſich ſo anſpruchslos und freundlich, waren ſo behilflich im Hauſe und in der Küche, daß man ihnen gut ſein mußte. Sie ſprachen und verſtanden alle deutſch, ſo daß wir uns miteinander verſtändigen konnten. Dazu waren ſie große Muſikfreunde, hörten mir gerne zu, wenn ich Klavier ſpielte, lobten mich und gewannen ſich dadurch Mutters Herz. Wenn die Mahlzeit ein wenig knapp oder gar zu einfach geweſen war, durfte ich mich nur ans Klavier ſetzen, ihnen Tänze oder gar „Die Schlacht von Jena“ vorſpielen, ſo verſchwand bald jede Spur von Unzufriedenheit aus ihren Mienen, denn geradezu einen Tadel auszuſprechen wagten die armen Kerle niemals. Sie ſtellten ſich mit ihren Pfeifen rings um mich her, denn jeder rauchte und auf eines jeden Pfeifenkopf prangte das Bild ihres vergötterten Kronprinzen. Sie bliesen entzückt den dicken Qualm auf mich hin und zeigten innige Teilnahme, wenn ich mit dem ſanften Pedal langſam und klagend die Verwundeten ſterben ließ, und jubelten laut mit in den Siegesmarſch der Franzoſen nach der gewonnenen Schlacht, wenn ich den Pauken- und Janitſcharenzug

des alten Flügels so gewaltig anschlug, daß er fast zersprang, und die Fenster der kleinen Stube zitterten. Daß dieses warme Mitgefühl unsern und ihren Feinden galt, bedachten wir alle nicht. Wohlgefällig und stolz blickte Vater umher, während die Soldaten, mich bewundernd, ihm zunickten.

Die Raſtzeit war vorüber; ſie nahmen Abſchied und wir ſahen mit wahrer Trauer die ſtraffen, munteren Leute ihrem vielleicht nahen Tode entgegengehen.

Die Durchzüge der Truppen hatten bald ganz aufgehört, die ſtrenge Kälte nachgelaſſen, nur in unſerer traurigen Lage blieb alles unverändert. Wir warteten mit jedem Tage ungeduldiger auf Nachricht und Hilfe.

Eines Abends — wir hatten ſoeben die Läden geſchloſſen, Licht angezündet und uns um den Tiſch geſetzt — kam der Blinde, von Chriſtian geführt, eilig ins Zimmer. „Ich bringe gute Nachricht," rief er. „Wiſſen Sie noch nichts? Der Friede ſoll erklärt ſein." „Das gebe Gott!" ſagte Vater und ſprang auf. Wir waren alle wie betäubt von der freudigen Botſchaft. Aber bald erinnerte Vater daran, wie ſchon oft ähnliche Nachrichten eingelaufen und immer grundlos geweſen waren. Da ward die Haustür raſch aufgemacht, und mit ſtarken Schritten trat der große, muntere Färber Lohr herein. Er ſchwenkte ſeine rieſige dunkelblaue Hand und rief: „Hurra, hurra, jetzt kommen beſſere Zeiten, die Franzoſen haben Hamburg verlaſſen, die Poſt iſt heute angekommen, die Straßen ſind wieder offen, mein Nachbar, der Bürgermeiſter Duwe und noch einige andere haben Briefe bekommen."

Das alles ſchrie er mit heftigſter Stimme, ſo daß die kleine Stube erdröhnte. „Jetzt, Kinder, wird es wieder luſtig werden!“ rief er uns zu und ſteckte uns alle mit ſeiner frohen Luſtigkeit und Zuverſicht dermaßen an, daß wir mit ihm um die Wette ſchrien und jubelten. Mutter allein ſaß in ſich verſunken und ſtill; ſie dachte an Ludwig. Aber der Färber ließ keine traurigen Gedanken aufkommen; er bat Mine, ihre hübſchen Verschen zu ſingen, was ſie denn auch gern und ohne Zögern tat. Das Singen gehörte in meiner Jugend nun einmal unzertrennlich zur Fröhlichkeit; genügſam ergötzte man ſich an den einfachen Liedern, die man hundertmal ſchon gehört hatte, und die doch nie ihren Eindruck verfehlten. Kam eine bekannte Lieblingsſtelle, ſo ſang ohne weitere Umſtände die ganze Geſellſchaft mit.

Mine hatte ſoeben „Schöne Minka, ich muß ſcheiden,“ beendet, als leiſe an dem Fenſterladen gepocht wurde und eine Stimme: „Bravo, bravo!“ rief. Wir horchten erſtaunt und ſchrien dann: „Das iſt Ludwig, das muß Ludwig ſein!“ Wir ſprangen hinaus, ihm entgegen und zogen den lieben, langen Ludwig glücklich herein. Er umarmte uns zärtlich und konnte vor Freude und Rührung kaum Worte finden. Die Herren wollten ſich entfernen, er duldete es aber nicht, da Vater ihm beim Vorſtellen geſagt hatte, wie gütig und freundlich ſie gegen uns geweſen waren. Er ſchüttelte ihnen die Hand und meinte, den ſchönen Abend müßten wir zuſammen feiern. „Mine macht uns Punſch,“ rief er ihr luſtig zu. Sie winkte mir; wir liefen hinaus, um alles zu beſorgen.

Der freche Übermut der Franzoſen hatte auch Ludwig bald nach unſerer Abreiſe von Hamburg fortgetrieben. Er kam mit der erſten Poſt, die wieder Reiſende beförbern durfte, von Stralſund, wo er bei Geſchäftsfreunden die freundlichſte Aufnahme gefunden hatte und auf alle Weiſe in ſeinen Unternehmungen unterſtützt worden war. Der Aufenthalt dort, ſagte er, würde für ihn von dem allergrößten Nutzen auch für ſeine fernere Exiſtenz bleiben. Jetzt wolle er wieder nach Hamburg zurückkehren; ſeine erſte Pflicht ſei natürlich geweſen, zu ſehen, was aus uns geworden ſei. Er forderte uns auf, ihm zu folgen, bei ihm zu bleiben, ſolange es notwendig ſei, und es uns gefiele. Das alles ſprach er ſo anſpruchslos, ſo liebevoll und mit ſo zarter Schonung, daß der Blinde unſerer Mutter beim Abſchied die Hand reichte und ſagte: „Madame, Ihr Haus macht alle Geſchichten und Märchen von böſen Stiefmüttern und undankbaren Stiefkindern zu Schanden.“ Dabei klopfte er Mine freundlich auf die Schulter und ſchüttelte Ludwig noch einmal herzlich die Hand.

Ludwig war wieder abgereiſt. Er hatte das Verſprechen mitgenommen, daß wir ihm nach Hamburg folgen würden, ſobald die Witterung ein wenig beſſer ſei; indeſſen wollte er Anſtalten treffen zu unſerer Aufnahme in ſeinem Hauſe.

Da — wenige Tage ſpäter — erhielten wir einen Brief von Franz, der ſeit längerer Zeit in Berlin anſäſſig war. Es war ſeit Jahren das erſte Lebenszeichen.

Franz ſchrieb: Er habe endlich unſern Aufenthalt erfahren und beeile ſich, ehe wir wieder eine Veränderung desſelben vornähmen, uns aufzufordern, zu ihm zu kommen. Ein Teil ſeines ſehr großen und komplizierten Geſchäftes beſtände in fremden Hölzern, alſo gerade in dem Artikel, bei welchem Vaters langjährige Erfahrung und Sachkenntnis ihm vom höchſten Nutzen ſein könnten. Er bewohne ein großes Haus, das bequem für uns alle ausreiche. Da er unverheiratet ſei, fühle er ſich ſchmerzlich einſam und würde glücklich ſein, in unſerm Familienkreis leben und Mutter den ganzen Hausſtand, als ob es ihr eigener wäre, übertragen zu können.

Das Anerbieten war ſehr verlockend, Vater war beſonders ganz davon eingenommen. Das müßige Leben der letzten Zeit war ihm ſo zur Pein geworden und die Ausſicht, bald wieder eine Tätigkeit zu erlangen, die ihm zuſagte, ſo erwünſcht, daß er mit einer bei ihm ſeltenen Haſt und Aufregung an Ludwig ſchrieb, ihm Franzens Brief beilegte und dringend um ſchleunige Antwort bat.

Aber es war noch ein anderer, viel tiefer gehender Grund, der ihn ſo gewaltig nach Berlin zog. Er hoffte ſeinen Bruder dort zu finden.

Der Vater meines Vaters, ein unbemittelter, fleißiger jüdiſcher Kaufmann in einem kleinen Städtchen Oberſchleſiens, war nicht imſtande geweſen, ſich mit ſeinen ſieben Kindern redlich durchzubringen. So hatte er die beiden älteſten Knaben hinaus in die weite Welt geſchickt, ſich ſelbſt ihr Brot zu ſuchen. Simon, der älteſte der Knaben, ſollte nach Berlin gehen, mein Vater, [Simon Levin] das 14jährige, etwas blöde Kind, nach Hamburg.

Einen kleinen Ranzen mit dem Allernotwendigsten auf dem Rücken, eine geringe Barschaft in der Tasche, waren sie ausgewandert. Eine Strecke gingen sie miteinander. Als ihre Wege sich trennten, hatten sie beschlossen, ihren Familiennamen aufzugeben und als Erinnerung an ihre geliebte Heimat Schlesien sich Schlesinger zu nennen. Simon hatte bald bei einem reichen jüdischen Handelsmann eine Stelle als Lehrling gefunden und war von dem sehr strenggläubigen Manne auch streng zur Erfüllung des jüdischen Gesetzes angehalten worden. Mein Vater war durch einen glücklichen Zufall als Bursche in das Kontor eines reichen christlichen Kaufherrn gekommen. Der hübsche, bescheidene Junge hatte durch die Güte des Herrn, dem er wohlgefiel, Gelegenheit zum Lernen und zur weiteren Ausbildung gefunden. Das Einzige, was ihn bedrückt hatte, war, daß er sich scheute, in der ganz christlichen Umgebung nach den Regeln seines Glaubens zu leben, und die drohenden, zornigen Briefe Simons, der ihn bewegen wollte, das Haus seines Brotherrn zu verlassen, hatten das junge Gemüt so sehr beängstigt, daß er manche Nacht in Tränen verbrachte. Dennoch war er stark genug gewesen, sich nicht beirren zu lassen, hatte morgens und abends, wie er uns später oft erzählte, inbrünstig ein Gebet zu Gott gesprochen, hatte dadurch sein Gewissen beruhigt gefühlt und in Frieden und Dankbarkeit mit all seinen Vorgesetzten gelebt. Simon, der das Vergebliche seiner Bemühung bald eingesehen, hatte ihm nicht wieder geschrieben und sie waren gänzlich auseinandergekommen. 40 Jahre waren seitdem vergangen, jetzt hoffte mein Vater, den Bruder wieder zu

ſehen, ſich mit ihm zu verſöhnen und dadurch ſein Herz von einer ſchweren Laſt zu befreien.

Ludwigs Antwort kam bald, er ſchrieb: Es handelt ſich hier nicht um mein, ſondern um Euer Glück, und ſo muß ich denn, ſo ſchwer es mir wird, ſagen: Geht nach Berlin. Die große, intelligente Stadt wird für die Erziehung der Kinder vorteilhaft ſein, und Vater wird eine angemeſſene Tätigkeit finden. So zieht denn mit Gott! Die Summe, die ich beilege, hatte ich für Euer Reiſegeld zu mir nach Hamburg beſtimmt; ich bitte Mutter das Geld zu verwenden, wie es ihr gut dünkt.

Dieſer Brief war entſcheidend für unſer ganzes Leben.

Berlin

(1813—1818)

In einem Hauderer eng zuſammengepackt, den ſchweren, großen Cäſar auf unſern Füßen, bewegten wir uns langſam, ſehr langſam auf der Landſtraße fort. Überall waren noch Spuren des unvergeßlichen Winters von 1813 zu ſehen, denn die Frühlingsſonne war nicht ſtark genug, um ſo ſchnell die Schneemaſſen zu vertilgen. Die Reiſe war beſchwerlich, wir mußten mehrere Nachtlager machen, was wir aber mit Behaglichkeit konnten, da wir von Franz reichlich mit Reiſegeld verſehen waren. So erreichten wir endlich Berlin.

Dicht an die Wagenfenſter gedrängt, ſpähten wir vergeblich nach der großartigen Schönheit der uns ſo oft geprieſenen Stadt, denn daß wir gerade durch den häßlichſten Teil kamen, wußten wir nicht. Wir fuhren eine endlos lange und langweilige Straße hinauf durch tiefen Kot, die Häuſer waren weder ſo altertümlich intereſſant wie unſere Hamburger, noch ſo ſauber und freundlich wie die Plöner. Dazu ſtanden an beiden Seiten der Straße Männer mit großen Picken, das Eis in den Rinnſteinen aufzuhacken, und ſie taten dies ſo lärmend und roh, daß die Eisſplitter oft gegen unſern Wagen

ſprangen, was dann noch mit höhniſchem Lachen und Witzen begleitet wurde. Kurz, wir fühlten uns enttäuſcht und waren beängſtigt und verſtimmt.

Der Kutſcher mit der Adreſſe des Gaſthofes, der uns angegeben war, in der Hand, fragte oft Vorübergehende und hielt dann auf einem unbedeutenden Marktplatze, dem Hackeſchen Markt, vor einem ebenſo unbedeutenden Hauſe ſtill. Wir waren wieder enttäuſcht, denn wir hatten ein elegantes, großes Hotel erwartet und laſen hier auf dem Schilde: „Reſtauration und Gartenvergnügen.“ Wir zögerten auszuſteigen, als aber der dienſtbefliſſene Wirt und die Kellner die Wagentüre aufriſſen, ſich unſerer Sachen bemächtigten und verſicherten, die Zimmer ſeien bereit, und der Herr, der ſie beſtellt hätte, warte ſchon oben, da gingen wir beklommen die Treppen hinauf. Oben empfing uns Franz mit ſtürmiſcher Freude und zog uns in ein freundliches Zimmer, das durch den hübſch gedeckten Tiſch in der Mitte recht behaglich ausſah.

Vater und Franz waren ſofort, als wären ſie kaum getrennt geweſen, in lebhaftem Geſpräch, weit, weit in den Wäldern von Braſilien, woher Franz die Hölzer bezog. Er erwartete eben wieder eine große Schiffsladung, die über Bremen oder Hamburg per Achſe nach Berlin befördert werden ſollte.

Die Suppe war aufgetragen, Mutter bat zu Tiſch zu kommen, aber die Herren kamen nicht und wanderten immer tiefer in die Urwälder. Wir rückten die Teller, klapperten mit den Löffeln und Gläſern; alles vergebens! Erſt nach wiederholter dringender Aufforderung von Mutter, endlich, als Vater aufgeſtanden war, entſchloß

ſich Franz auch zu uns an den Tiſch zu kommen. Er aß wenig und ſehr raſch, ſprach dabei mit ſolcher Lebhaftigkeit, teilte von ſeinen wirklich großartigen Unternehmungen und Plänen ſo viel mit, daß uns ganz ſchwindlig wurde.

Das Eſſen war vortrefflich, aber wir hatten keinen Genuß davon. Wir knuſperten Konfekt, tranken Champagner, der, unſere Ankunft zu feiern, in den Gläſern luſtig perlte und ſchäumte. Franz ſtieß mit uns an und ſagte: „Noch einmal herzlich willkommen!“ Man ſah auch, daß es ihm wirklich und wahr vom Herzen kam — und dennoch lag es wie ein Alp auf uns allen.

Nach einigen Tagen bezogen wir die Belletage eines ſtattlichen Hauſes an der neuen Promenade, dem Stall und Remiſe für Franzens Equipage nicht fehlte. Der Hauptvorzug dieſes Hauſes waren die Geſchäftsräume. Auf dem Kontor ſaßen mehrere Kommis, auf dem Hofe waren große, geräumige Warenlager, unter einem Schuppen wurden ungeheure Mahagoniblöcke zerſägt, vor dem Tor draußen bewegte eine Mühle ihre Flügel, ausländiſche Hölzer für Franz zu malen; kurz, es war ein großes kaufmänniſches Treiben, für uns höchſt anziehend und intereſſant.

Sobald wir uns ein wenig eingelebt hatten, ging Vater ſeinen Bruder aufzuſuchen. Wir waren ebenſo bewegt wie er und begleiteten ihn in Gedanken mit der innigſten Teilnahme.

Nie werde ich den Ausdruck ſeines Geſichts vergeſſen, als er zurückkam. Die Brüder waren verſöhnt. Ein Kummer, der faſt das ganze Leben hindurch auf

meinem Vater gelaſtet hatte, war von ſeinem Herzen genommen. Strahlend von reinſter Freude fragte er uns, ob wir ihn zum Onkel begleiten wollten. Wir waren mit Freuden alle bereit. Vater war ſo ungeduldig, dieſen Wunſch zu erfüllen, daß er uns ſchon am nächſten Tage, und zwar ſehr zeitig, zu dieſem Beſuche antrieb. Franz war der einzige, der ſich davon ausſchloß, was Vater aber nicht gerade unangenehm zu ſein ſchien. Nicht ohne Bangigkeit, da wir ja nicht wußten, wie wir uns zu benehmen hatten, machten wir uns, ſchön geputzt, auf den Weg.

Auf einem der älteſten Märkte der Stadt zeigte Vater auf ein altmodiſches Haus, den Laden ſeines Bruders. Er war feſt verſchloſſen, was uns erinnerte, daß heute Sabbat ſei, worüber wir nicht wenig verlegen waren, da wir befürchten mußten, unſere Gegenwart werde gerade heute dem alten, ſtrenggläubigen Manne verletzend ſein.

Wir traten in den Flur; hier war alles unfreundlich, gebräunt und finſter; wir ſtiegen die Treppen hinauf und klingelten an einer hölzernen Gittertüre. Eine häßliche alte Jüdin öffnete ſehr verdrießlich und lief, ohne ſich weiter um uns zu kümmern, zurück in ihre Küche. Vater klopfte an eine Türe, es rief: „Herein!“ Eine helle, beſonders reinliche und wohlgeordnete Stube empfing uns. Altmodiſche Möbel ringsum. An der Wand ein Becken unter einem Waſſergefäße von blankgeputztem Zinn, ein feines, weißes Handtuch hing daneben. Aus der ganzen, ſorgfältigen Anordnung, aus der Stille, die im Zimmer herrſchte, und aus tauſend Kleinigkeiten

atmete uns eine Festtagsstimmung an; und als der alte Mann, der Vater so ähnlich sah, mit der kleinen, braunen Stutzperrücke uns so freundlich entgegentrat, seine Hände ausstreckte und „Schön willkommen!“ rief, da schwand unsere Verlegenheit, und es ward uns wohl und behaglich zumute.

Dieser herzliche Empfang und das schnell in Gang gekommene, trauliche Gespräch der beiden Alten vertilgte den letzten Rest von Befangenheit in uns. Unterdessen öffnete einer der Söhne, die sich nun auch eingefunden hatten, die Türe eines anstoßenden Zimmers, um uns Kindern eine kleine Unterhaltung zu verschaffen. „Ach, wie schön,“ riefen wir im Hineintreten; denn gewiß hunderte von bunten, schön gestickten, altmodischen Röcken, Westen und Hüten, türkische und andere Kostüme hingen an den Wänden rings umher, alle Kasten waren voll Schmuck, Schnallen, Schärpen und noch tausenderlei solch schöner Sachen. Wir waren ganz außer uns und besonders glücklich über die Erlaubnis, damit spielen zu dürfen. Nach einer kleinen Weile kamen wir, ich in einer altmodisch gestickten Weste, einem ebensolchen Rock mit langen Schößen, einem kleinen, dreieckigen Hut auf dem Kopfe und einem Stock mit großem Knopf in der Hand, Lore phantastisch gekleidet, in das Wohnzimmer, wo ich ehrerbietigst meinen Hut abnahm und gravitätisch auf die Versammlung losschritt. Der Onkel war ganz entzückt und lachte so herzlich darüber, daß wir, ermutigt durch den Beifall, aus dem Stegreife eine komische Szene aufführten, die albern und kindisch genug war, dem guten Onkel aber unbeschreibliches Vergnügen machte. „Kinder-

leb, geht 'naus zu Braine," ſagte er mit ſeinem gutmütigen Tone, „die wird mal lachen!" Braine, die alte, verdrießliche und fromme Köchin, die ſchon ſeit 30 Jahren im Hauſe des Onkels zuverläſſig und treu gedient hatte, war eine Reſpektsperſon, wie wir bald merkten, und wir waren dem Onkel zuliebe gerne bereit, uns vor Braine zu präſentieren. Mit ſtarken Schritten und lauter, komiſcher Anrede traten wir zu ihr in die Küche, wo es delikat roch, und machten unſere Faxen, die ihren Eindruck nicht verfehlten, denn ſie lachte, daß ſie die Hände in die Seite ſtemmen mußte, um ſich zu halten.

Nun wurde der Tiſch gedeckt, das Eſſen aufgetragen und Vater und Söhne traten zum Becken, drehten den Hahn auf, und indem ſie leiſe ein Gebet murmelten, ließen ſie das Waſſer ihre Hände beſpülen, trockneten ſich, ſetzten ihre Hüte auf und gingen zu Tiſch. Mein Vater folgte verlegen, unſere Blicke vermeidend, ihrem Beiſpiel. Wir ſetzten uns. Der Alte nahm ernſt und feierlich das Brot, ſegnete es und teilte es aus. Sein ſonſt ſo freundliches Geſicht hatte einen finſteren, mißtrauiſchen Ausdruck bekommen, als er uns das Brot reichte. Aber es war uns allen in dieſem Augenblick ſo fromm, ſo feierlich zumute, daß er es uns wohl anſehen mochte, denn erleichtert und heiter blickte er zu ſeinen Kindern hinüber. Bei Tiſche waren wir alle ſehr munter und vergnügt. Das Eſſen war auf echt jüdiſche Weiſe bereitet, ſchmeckte vortrefflich, und als Braine wieder mit überhitztem, glühendem Geſicht eintrat, eine Schüſſel aufzuſetzen, ſagte Mutter: „Braine, Sie kochen

ja ganz prächtig, ich komme nachher zu Ihnen in die Küche, da müſſen Sie mir ſagen, wie Sie die Sauce gemacht haben.“ Nun war auch Braine ganz gewonnen, ſie drehte ſich ſchmunzelnd auf den Pantoffeln und erwiderte: „Sie tun mir zu viel Ehre an, werteſte Madame!“ Der Onkel war ganz überglücklich und nach dem Eſſen rief er: „Braine, geh' mit den Kindern zu meiner Tochter, ſie ſoll die Balchains mal ſehen.“ Es dauerte nicht lange, ſo kam Braine, ſauber angezogen, eine goldene Haube auf, um uns zu holen. Sie nahm uns an der Hand und führte uns wie im Triumphe durch eine enge, ſchmutzige Straße. Faſt an allen Fenſtern und Türen ſahen wir zur Feier des Sabbats Braines müßige Glaubensgenoſſen, denen ſie hie und da zunickte. Vor dem Fenſter eines Hauſes rief ſie laut: „Herſch! Herſch!“ hinauf. Ein blaſſes Geſicht erſchien eilig und freundlich nickend. „Meines Herrn Bruderkinder aus Hamburg!“ gellte ſie ihm zu und zog uns weiter, uns auf ähnliche Weiſe noch an verſchiedenen Türen und Fenſtern präſentierend, bis wir in eine breitere, helle Straße einbogen und an das Haus der verheirateten Tochter des Onkels kamen. Von dieſem Beſuch iſt mir nichts weiter erinnerlich, als daß die freundliche, ſanfte Frau jeder von uns ein großes Stück Kuchen gab, und daß ſie mir, ihrer wunderlichen Haube wegen, die mit gekrauſten Strichen das Geſicht eng umſchloß und ängſtlich jede Spur von Haar verbarg, ſehr auffiel. Als ich ſpäter einmal zufällig ihr volles, glänzendes Haar ſah, weiß ich, daß ſie mich dauerte, daß das ſtrenge jüdiſche Geſetz ihr, wie allen jungen Frauen, dieſen

Zwang auferlegte, den ſchönen, natürlichen Schmuck ſo verſtecken zu müſſen.

Sehr befriedigt und mit dem angenehm beruhigenden Gefühl der gänzlichen Ausſöhnung der beiden Brüder gingen wir vom Onkel nach Hauſe; und dennoch, ich muß unſere Schwäche eingeſtehen, ängſtigten wir uns ſchon im voraus, wenn er ſein Verſprechen, uns zu beſuchen, erfüllen würde. Wie wird Franz ihn aufnehmen und was werden die Leute ſagen, wenn der alte Mann mit dem langen Bart und dem dreieckigen Hut zu uns kommt? All dieſe Gedanken quälten uns, ſo lieb wir den guten Alten auch gewonnen hatten.

Glücklicherweiſe kam er eines Morgens, als weder Franz zu Hauſe noch ſonſt irgend jemand bei uns war. Er war freundlich, aber ſehr förmlich und geniert, blieb nicht lange und bat uns, nur recht bald wieder zu ihm zu kommen.

An einem Freitag abend machten wir uns wieder auf den Weg zu ihm. „Sein Laden iſt noch auf, laßt uns einen Augenblick zu ihm hineingehen, das wird ihm Freude machen," ſagte Vater. Wir traten in einen engen, finſteren Laden, der von oben bis unten mit alten Kleidern vollgehängt war. Der Onkel ſtand da in einem abgetragenen Rock und zeigte mit unterwürfiger Gebärde und Ausdruck einem Käufer ein Kleidungsſtück. Er ſah ärmlich und ſcheu aus, kaum getraute er ſich, uns zu begrüßen, und machte durch ſein Benehmen einen unbeſchreiblich wehmütigen Eindruck auf mich; ich fühlte die Unterdrückung der ganzen Nation in dieſem Augenblick. Wir gingen hinauf, um im Wohnzimmer ihn zu erwarten.

Ein angenehmer Duft von Reseda wehte uns entgegen, und dennoch kam es mir heute in der Dämmerungsstunde auch hier trübe und freudlos vor. Nach einer Weile hörten wir unten den Laden schließen, den Onkel mit den Söhnen die Treppen heraufsteigen. „Nu seid mir herzlich willkommen, Kinderleb!“ rief er sehr freundlich im Eintreten uns zu. Braine kam, seinen Festtagsrock über dem Arm. „Aha, gib her!“ sagte er wohlgefällig und heiter, zog den alten Rock ab und warf ihn verächtlich hin, als ob er die ganze Last der Wochentage damit von sich täte und legte mit dem Ausdruck der größten Behaglichkeit den besseren an. Braine hatte unterdes die Vorhänge herabgelassen, ein feines, weißes Tuch über den Tisch gebreitet und zündete nun in der ganz dunkel gewordenen Stube eine Menge von Lichtern auf schweren, silbernen Leuchtern an, die sie alle in symmetrischer Ordnung auf den Tisch stellte. Das kleine Zimmer war plötzlich tageshell geworden, und wie nun der Onkel wie ein alter Patriarch mit ehrwürdiger, feierlicher Miene an dem Tisch stand und zum Beginn des Sabbats seine Gebete murmelte, da fühlte ich in dieser Umwandlung auf einmal all den süßen Zauber, der in der Ausübung frommer Gebräuche ruht.

Der Abend verging teils wieder in herzlichen Gesprächen und Erinnerungen der beiden Alten, teils wußte Mine sich durch ihr freundliches, munteres Wesen und durch ihre Lieder sehr beliebt zu machen. Als sie beim Abendessen ihre Serviette öffnete, fand sie im Bande derselben einen Louisdor. Sie war verlegen und wußte nicht, wie sie dies so seltsam gebotene Geschenk annehmen

oder ob ſie es zurückweiſen ſollte; als der gute Alte aber ſehr naiv ſagte: „Mein Tochterleb, du haſt mir heut ſo viel Freude gemacht, muß ich dir doch auch eine machen," da fühlte Mine, daß ſie ohne Kränkung es ihm nicht abſchlagen dürfe.

Vater beſuchte den Bruder noch einigemal. Allein die gänzliche Verſchiedenheit ihrer Anſichten und Verhältniſſe, beſonders aber die mißtrauiſche Rückhaltung der Söhne machte es unmöglich, ſich innerlich vertraulich näher zu kommen. So trennten ſie ſich wieder, doch ohne Groll oder Zerwürfnis. Die große Stadt begünſtigte es ſogar, daß ſie ſich niemals wieder trafen bis zum Tode.

Unſer jetziges Leben war ſo reich an Widerſprüchen, daß ich es kaum zu ſchildern vermag. Äußerlich glänzend und voll Annehmlichkeiten, ſah es im Innern traurig aus. Franz hatte durch ſeine bewundernswürdige Beredſamkeit und ſeinen außerordentlichen, erfinderiſchen Geiſt einen der beſonnenſten und ſolideſten Kaufleute Berlins vermocht, ihm ſein ganzes Vermögen zur Ausführung ſeiner großen Pläne anzuvertrauen. Er lebte in beſtändiger Selbſttäuſchung; ſein kühner Geiſt kannte keine Beſchränkung; ſo kam er nie zum Genuß deſſen, was ihm gelungen war. Es lag durchaus nicht in ſeiner Abſicht, den Männern, die ihm ſo großes Vertrauen ſchenkten, Schaden zuzufügen. Im Gegenteil, er war eine edle Natur und lebte in der vollen Überzeugung, ihnen durch ſeine großartig kaufmänniſchen Kombinationen Vorteil bringen zu können. Mutter mit ihrem

einfach bescheidenen Sinn durchschaute dies künstlich aufgebaute luxuriöse Leben und erwartete mit tiefer Bekümmernis den Verfall desselben.

Franz hielt es für seine Pflicht, für die Bildung und Erziehung seiner kleinen Schwestern aufs beste zu sorgen. Er hatte mir gleich beim Einzug einen Flügel für mein Üben angeschafft, jetzt engagierte er auch einen anerkannt tüchtigen Musiklehrer und für den wissenschaftlichen Unterricht einen ihm sehr empfohlenen Mann. Dieser, Herr Kräblin, war ein Sachse, groß, breitschulterig und sehr häßlich, machte aber gern auf seine Häßlichkeit aufmerksam, weil er stolz darauf war, der Büste des Sokrates ähnlich zu sehen. Daß sein Unterricht ein sehr systematischer war, das glaube ich kaum; allein Herr Kräblin verstand es, unsere geistigen Fähigkeiten zu wecken und uns für alles Große und Schöne zu entflammen. Er war schon ein älterer Mann, aber voll des jugendlichsten Enthusiasmus. Wir schwärmten mit ihm für die Heroen der Vorzeit und nicht weniger für die großen Männer unserer Tage. Mit Herrn Kräblin feierten wir Blüchers Einzug in Paris, stimmten mit ihm in den Jubel der ganzen Bevölkerung, als die Viktoria, das schöne, von Napoleon geraubte Bronzestandbild nach Berlin zurückgebracht wurde. Denn Grimm über den Räuber hatte oft unser Herz erfüllt, wenn wir auf dem Brandenburger Tore nur die kahle eiserne Stange sahen, welche der Siegesgöttin zur Stütze gedient hatte. Jetzt stand sie wieder oben auf ihrem Götterwagen und hielt mit starker Hand die Zügel der sich bäumenden Rosse.

Wir waren, wie die ganze damalige Jugend, aufs tiefſte ergriffen von den gewaltigen Ereigniſſen der Freiheitskriege, und einen beſonderen Eindruck auf mein 10jähriges Gemüt machte der Heldentod des jungen, ſchönen Theodor Körner. Die armen, vereinſamten Eltern (denn auch die liebliche Schweſter Theodor Körners war aus Gram über den Tod des Bruders dieſem bald nachgefolgt) wohnten in unſerer Nähe. So oft ſie an unſerem Hauſe vorbeigingen, riefen wir einander zu: „Körners kommen!“ und traten geräuſchlos an das offene Fenſter. Es war ein ſtattliches Paar, beide etwas ſtark und ziemlich von einer Größe. Sie gingen langſam, ernſt und ſchweigend die Straße hinauf, und keiner, der ſie erkannte, ging gleichgültig an ihnen vorüber. Man erzählte ſogar, daß Leute, die ihnen ganz fremd waren, ſie ehrfurchtsvoll begrüßten. Mir war es ein beruhigendes Gefühl, die Frau ſo dicht an ihren Mann gelehnt und von dieſem ſorglich geführt zu ſehen.

Von dem einſiedleriſchen Leben unſerer erſten Zeit in Berlin war längſt ſchon keine Rede mehr, und wir Kinder genoſſen den ganzen Reiz der Geſelligkeit. Zuweilen nur ſchreckte uns Mutters Mahnung, „Kindercher, Kindercher, ſeid fleißig und lernt was, die Geſchichte hier geht nicht lange mehr ſo fort,“ aus unſerm Freudenrauſch. Ihr ſorgenvolles Geſicht, ihre langen, ernſten Beratungen verſtanden wir damals noch nicht.

Der Winter flog in Franzens ſturmbewegtem Hauſe raſch dahin. Es war nicht kleinliche Vergnügungsſucht,

die ihn zu diesem Leben trieb; er hielt es jetzt für seinen kaufmännischen Kredit für notwendig und wußte nicht, wie sehr er sich gerade dadurch schadete. Auch hatte er selbst wenig Genuß davon, das sah man bald. Er konnte manchmal lange, lange brütend vor sich hinstarren, ohne zu hören, was um ihn vorging, und seine finsteren Mienen verrieten, was er litt.

Das einzige beruhigende Mittel gegen diese furchtbare Aufregung waren seine abendlichen Spazierritte. Er jagte zum Tor hinaus, meist ohne Plan und Ziel.

Eines Abends kam er spät und ungewöhnlich heiter nach Hause, freute sich, uns alle noch wach zu finden und erzählte, er sei durch das erste Dorf geritten, habe seinem Pferd die Zügel gelassen, wie er es gern zu tun pflege, und die gute Liese sei ein vortrefflicher Führer gewesen. Sie habe ihn zu einem lieben, alten Manne, einem Schullehrer gebracht, der mit Frau, Sohn und Tochter in einem einsamen Hause nahe bei einer Kolonie wohne. „Der Ort Schönholz," erzählte Franz in seiner lebhaften Weise, „ist unter Ludwig XIV., wo viele Protestanten ihres Glaubens wegen Frankreich verlassen und auswandern mußten, vom Kurfürsten gegründet worden. Die armen Flüchtlinge fanden auf alle Weise Unterstützung bei ihm. Jeder der Auswanderer erhielt ein Stückchen Land und ein Häuschen als Eigentum mit der Bedingung, den Boden zu kultivieren. Eine ziemliche Strecke von der Kolonie entfernt ließ der Kurfürst ein massives Haus für den Schullehrer bauen, dem gleichfalls ein nicht unbeträchtliches Stück Land zugewiesen wurde. Damals lag das Haus noch ganz dicht von

Wald umgeben, und eine große, weittönende Glocke unter dem Dache mußte dem Schulmeister und seiner Familie oft bei Gefahr die Hilfe der Nachbarn in der Kolonie herbeirufen. Die Stunde, die ich in dem einsamen Hause bei den liebenswürdigen Leuten zugebracht, hat so wohltuend auf mich gewirkt, daß ich gleich auf Monate dort einige Zimmer und den Anteil an der Küche für uns gemietet habe."

Wir waren rasch elektrisiert von dem Plan, und schon nach wenigen Tagen fuhren wir in einem mit tausend Kleinigkeiten überfüllten Wagen hinaus. Die Fahrt durch schattige Baumalleen, am Dorfe Pankow vorbei, durch ein schweigendes, dämmeriges Kiefernwäldchen — der Boden mit Nadeln glatt bestreut, würzig duftend, die Stämme in rötlichem Schimmer, — ging uns rasch genug vorüber, da sahen wir schon hinter dem wogenden Getreidefeld, aus welchem hin und wieder die Kronen der niedrigen Obstbäume hervorragten, das rote Dach und die blendenden Fenster des Schulhauses.

Wir trafen gegen Mittag ein. Das saubere Haus, die freundlichen Leute und die netten, neu hergerichteten Zimmer machten auf Mutter einen wahrhaft beglückenden Eindruck. Sie und Mine begannen sofort für unser Mittagessen zu sorgen. Frau Ritter, die Lehrersfrau, mit der sie die Küche teilen mußte, war ebenso hilfreich als bescheiden.

Unterdessen gingen Lore und ich hinaus. Nachdem wir des Schulmeisters kleines Gebiet überschritten hatten, lag, einer Wüste gleich, eine große Sandfläche vor uns; in der Ferne gaben breite Sandhügel, Schanzen aus

dem Franzoſenkriege, die ganz zuſammengeſunken waren, uns eine lebhafte Erinnerung an den verhaßten Feind. Blendend weiß und glühend lag alles in der Sonnenhitze da; man hörte kein Geräuſch außer dem Schwirren der Inſekten und dem eintönigen Herſagen des Einmaleins in der Schulſtube. Wir gingen um das Haus herum. Neben dem Getreidefeld mit den Obſtbäumen waren lange Streifen mit Kartoffeln, Bohnen und verſchiedenen Gemüſen bepflanzt; auf einer großen Strecke Landes ſtanden ausſchließlich Maulbeerbäume noch aus der Zeit der Seidenraupenkultur Friedrichs des Großen, wie uns der Alte nachher erzählte.

Nahe bei dem Hauſe lag der Friedhof der ärmlichen Kolonie, mit Grabhügeln, deren viele ſchon ganz eingeſunken waren. Kein Kreuz, kein Stein bezeichnete die Stelle, wo ein lieber Verſtorbener ruhte. Nur von dürftigem Grün waren die Gräber überzogen und von einzelnen roten Grasnelken geſchmückt, die ſich im warmen Winde auf ihren ſchlanken Stielen bewegten. Von keiner Umzäunung oder Mauer begrenzt, ſchloß ſich die Begräbnisſtätte anſpruchslos der weiten, öden Heide an. Mittagsdunſt lag rings umher, es war ungewöhnlich ſtill und einſam und ſo friedlich, ſo ſchön, daß uns eine heilige Empfindung überkam, und wir wie angewurzelt ſtanden.

Der Garten der Gutsherrſchaft, durch den wir heimwärts gingen, machte einen traurigen Eindruck, überall Verlaſſenheit und Vernachläſſigung; Pavillons mit zerſchlagenen Fenſtern, umgeſtürzte Steinfiguren und ganz mit Gras und Moos überwucherte Wege, nur dicht am

Papiermühle bei Pankow

Schlößchen ein kleiner Blumengarten, den der Gärtner wohl zu seiner eigenen Freude so frisch und zierlich erhielt; die Herrschaft besuchte das Gut schon seit Jahren nicht mehr.

Ermüdet kamen wir wieder bei Mutter und Mine an, die inzwischen schon tüchtig ausgepackt und eingerichtet hatten.

Bald fühlten wir uns heimisch und traulich in dem lieben einsamen Schulhause. Franz benutzte jede freie Stunde, zu uns herauszureiten, und auch Vater scheute den weiten Weg nicht. Rüstig wanderte er fast jeden Abend zu uns nach Schönholz. Zweimal in der Woche begleitete ich ihn in die Stadt, um zu einer befreundeten Familie zu gehen, wo der Klavierlehrer mich erwartete. Am Tor trennten wir uns, und jeder ging seinen Geschäften nach, und wir winkten und winkten uns noch

zu, ſolange wir uns ſehen konnten. Punkt zwölf Uhr ſtand ich wieder am Tor und brauchte nicht lange auf meine Equipage zu warten. Der Milchmann von Roſental, der alle Morgen, wenn wir noch ſchliefen, an Schönholz vorüber nach der Stadt fuhr, nahm mich und einen Korb voll Eßwaren, den ihm unſere Stadtköchin geſchickt hatte, mit zurück auf ſeinem Wagen. Ich ſetzte mich zu ihm auf das kleine Brett, das vornen, in Stricken ſchwebend, angebracht war. Hinter uns rumpelten die leeren Milchfäſſer und unſer Korb. Sobald wir aus der Nähe der Stadt waren, ſchlief der langweilige Milchmann ein. Die Pferde ſchlichen ebenſo ſchläfrig durch den tiefen, heißen Sand. Ich ſaß unter meinem Sonnenſchirm und dachte mir eine Reiſe um die Welt dabei aus. Aber nicht mit dem Milchmann! — In der Nähe der Kolonie ſtieß ich ihn an, um ihn zu ermuntern, denn aus all den kleinen Häuſern kamen Frauen und Mädchen, für die er in der Stadt etwas beſorgt hatte. Er zog die verſchiedenſten Dinge aus einem zugebundenen Sack, reichte ſie vom Wagen herab und fuhr mich dann bis vor unſer Grundſtück.

Um uns Kindern eine regelmäßige Tätigkeit zu verſchaffen, bat Mutter Herrn Ritter, uns täglich ein oder zwei Unterrichtsſtunden zu geben. Der alte Mann, ſehr geſchmeichelt von dieſer Aufforderung, willigte gern ein, und während die Bauernkinder ihn immer nur in Hemdärmeln oder der Arbeitsjacke ſahen, kam er zu unſerm Unterricht ſtets blank gewaſchen, gekämmt und im Rock. Dieſe Rechen-, Schreib- und Geographieſtunden waren aber ſchrecklich langweilig, und wir ſprangen, wenn ſie

vorüber waren, so glücklich zur Türe hinaus, daß auch Cäsar jedesmal ein Freudengebell anhob. Dem Hunde bekam der Landaufenthalt sehr gut. In der ersten Zeit hatte es zwar zuweilen einen kleinen Verdruß gegeben, wenn er den Stadtherrn spielen und den Hühnern imponieren wollte; als aber der Hahn einmal hoch aufgerichtet, mit Zornestönen auf ihn losging, ließ er den Schwanz hängen, schlich beschämt fort und genoß seitdem bescheiden und behaglich die ländliche Ruhe.

Nur an Sonn- und Festtagen ward diese Ruhe und Stille unterbrochen. Es gab damals in Berlin ganz eigene Art von Vergnügungspartien, und es wäre sehr schade, wenn der gesteigerte Luxus und die Eisenbahn sie verdrängt hätten. Mehrere Familien verabredeten zusammen eine solche Landpartie und mieteten dazu einen nur für diesen Zweck bestimmten Wagen. Er war sehr groß, unbedeckt und hatte meistens sechs Bänke, jede für drei Personen berechnet. Am frühsten Morgen hielt er vor der Türe der ihm zunächst wohnenden Familie. Schon das Hinaufklettern auf den Wagen war, besonders für Frauen, höchst unbequem und gab die erste Gelegenheit zum Spaßen. Man wählte die Plätze nach Rang, Alter und Neigung — auch das war lustig. Saßen die Erwachsenen, so wurden die Kinder hinaufgereicht und noch dazwischen eingeklemmt. Zuletzt wurden die Körbe mit Eßwaren unter die Bänke geschoben. So ging es fort von einer Straße zur andern, bis die Gesellschaft zusammen und der Wagen übereichlich besetzt war.

Auch Schönholz wurde zuweilen von solchen Gesell-

ſchaften beſucht oder, wie Mine es nannte, heimgeſucht. Etwa gegen neun Uhr des Morgens hielt dann der Wagen, durch Peitſchengeknall angekündigt, vor der Türe des Schulhauſes, meiſt mit müden Pferden und ſchlafenden Kindern. Kutſcher und Pferde wurden in der Kolonie beim Schulzen untergebracht, die mitgenommenen Lebensmittel an Frau Ritter übergeben, und nun ging gleich das Vergnügen los.

Gewöhnlich war auch wie in früheren Zeiten ein Poſſenreißer (aber kein bezahlter) dabei, über deſſen unausgeſetzte Späße die ganze Geſellſchaft pflichtſchuldigſt lachte. Dies ſpornte ihn immer mehr an und erhielt die andern friſch. — Man ſpielte auf dem weiten öden Felde, oft in brennender Sonnenglut „Anſchlag", „Zeck" und „Blindekuh". Derjenige, dem die Augen beim Blindekuhſpiel verbunden wurden, ſang folgende Strophe:

Amor ging und wollte ſich erquicken
Aber Pſyche ließ ſich nicht erblicken;
Er ging wieder
Auf und nieder,
Bis er ſeine Schöne fand!

Dabei ſtolperte er oft wirklich, oft nur zum Schein, welches ein allgemeines Gelächter erregte.

Unterdes kochte Frau Ritter eine große Schüſſel Kartoffeln, wozu entweder mitgebrachter kalter Braten, oder auch nur Häringe gegeſſen wurden. Man war außerordentlich genügſam in dieſer Beziehung, das Vergnügen war die Hauptſache. Sowie das einfache Mittagsmahl beendet war, rüſtete man ſich gleich wieder zu neuen Spielen oder Spaziergängen; denn der koſtbare

Tag im Freien mußte ganz ausgenützt werden. Bis zum ſpäten Abend dauerte die Fröhlichkeit ungetrübt fort. Zur beſtimmten Stunde hielt der Wagen wieder vor der Türe, die Geſellſchaft zahlte der Lehrersfrau etwas Geringes und fuhr ſingend gegen drei Stunden durch den tiefen Sand im Mondſchein nach Hauſe.

Der Herbſt nahte. Da es früh ſchon dunkel wurde, kam Vater nur noch ſelten heraus. Lore und ich gingen ihm oftmals entgegen, was ihm immer Freude machte. Einmal ſahen wir ihn von fern durch den Wald kommen und verſteckten uns hinter ein Gebüſch, um ihn plötzlich durch unſer Erſcheinen zu überraſchen. Er kam uns näher, und wir hörten ihn aus voller Seele Gebete ſprechen, dabei ſchritt er rüſtig vorwärts und ſah ſo heiter und glückſelig aus, daß wir unſern kindiſchen Vorſatz aufgaben und verlegen leiſe zu ihm hintraten. Er ſchien geſtört und verbarg haſtig etwas vor uns. Wir waren ganz traurig darüber, und ich fragte in betrübtem Tone: „Was haſt du, Vater? zeig es uns.“

Er ſah uns ſehr ernſt an, als er aber unſern feuchten Augen begegnete, lächelte er und zog ein ledernes Band hervor, das in einen rundlichen Knoten geſchürzt war.

„Es ſind die heiligen zehn Gebote,“ ſprach er in feierlichem Tone. Wir berührten ſie mit ehrfurchtsvoller Scheu. Vater war ſichtlich erleichtert, ſtreichelte uns freundlich und ſagte: „Jetzt ſpringt voran und ſtört mich nicht.“

Wir liefen nach Hauſe und erzählten Mutter alles. Da ſie Vater Vorwürfe über ſein Mißtrauen und ſeine Heimlichkeit machte, ſagte er: „Wie glücklich bin ich,

daß ich von nun an ohne Scheu vor euch meine Gebräuche üben kann. — Zu der Gemeinde gehöre ich nicht mehr, ich denke, der himmlische Vater wird mit meinem einsamen Gottesdienste vielleicht auch zufrieden sein. — Mutter, du kannst dir gar nicht denken, wie sich jetzt mein ganzes Herz dahin drängt, ich werde alt!"

Die Zeit des Versöhnungsfestes kam heran und Vater beschloß, wenn auch außer der Gemeinschaft seiner Glaubensgenossen, doch für sich allein dieses höchste und ernsteste der Feste wieder mitzufeiern. All unsere Besorgnisse, daß diese Anstrengung ihm nicht bekommen werde, wies er zurück; so mußten wir uns darein fügen.

Kaum war die Sonne am Vorabende des Festtages untergegangen, so wünschte er uns allen eine gute Nacht und ging in ein einsames Hinterstübchen, das er verschloß. Es war ein grauenhaftes, unheimliches Gefühl für uns, in seinen Sterbekleidern ihn uns jetzt denken zu müssen. Geräuschlos legten wir uns nieder und horchten seinem Gebet, die Müdigkeit aber übermannte mich, noch lange hörte ich die Töne seines Gebets durch meinen Schlaf. Am andern Morgen wartete Mutter besorgt an seiner Tür, er aber trat heiter und fröhlich heraus. Keine Art von Erfrischung durfte er sich erlauben, selbst sich zu waschen war ihm verboten. Er ging ins Freie, Lore und ich begleiteten ihn.

In dem großen Garten der Herrschaft stand auf einem Hügel, von Büschen versteckt, ein japanisches Schirm-

dach auf einem Mittelpfoſten ruhend. Auf der Spitze ſaß ein buntgemalter Drachen von Holz, der mit ſeinem grimmigen Rachen und den ausgebreiteten Flügeln aus dem Grün hervorragte. Es war ein angenehmes Plätzchen, Spaziergänger vor einem Regenſchauer zu ſchützen. „Das ſoll mein Tempel ſein," ſagte Vater lächelnd, „ſpielt ihr unten und ſtört mich nicht." Mit dieſen Worten ging er langſam den Hügel hinan, und ward unſern Blicken durch das Gebüſch entzogen. Wir ſetzten uns andächtig in das hohe, weiche Gras, eine heilige Stille war rings um uns her, nur durch den Geſang der Vögel unterbrochen, die luſtig über uns hinflogen in dem hellen Sonnenſchein. Mir war ſo wohl, ſo leicht ums Herz, als wären auf einmal alle Schwächen und Fehler von mir genommen, durch das Gebet des lieben, frommen Mannes da oben unter dem Drachen.

So hatten wir eine Zeitlang in tiefer Rührung geſeſſen, nun fing uns aber doch die Zeit an lang zu werden, wir ſtanden auf, ſuchten Blumen, ſpielten, jagten uns und kamen lachend und lärmend zu Hauſe an. Mittags war auch Vater zurückgekehrt, wir baten ihn aber ſich zu entfernen, als wir uns zum Eſſen ſetzten, denn es war uns nicht möglich in ſeiner Nähe etwas zu genießen; er willigte uns zu Gefallen ein, verſicherte aber freundlich und anſpruchslos, wie er immer war, daß er gar kein Bedürfnis fühle etwas zu genießen.

Endlich kam die von Mutter ſehnlichſt erwartete Dämmerungsſtunde, und mit frohem Herzen breitete ſie ein Tuch über den Tiſch, zündete die Lichter an und ließ die Lieblingsgerichte Vaters auf dem Tiſche

dampfen. Eilig liefen wir, ihn zu holen, er aber fing erſt in aller Ruhe an ſich zu waſchen und zu putzen, und als wir nun ungeduldig immerfort ihn riefen, ſagte er: „Ei Kinder, ich kann doch nicht ſo unfeſtlich an den hellen feſtlichen Tiſch mich ſetzen.“ Seine wahre begeiſterte Frömmigkeit hatte ihn leicht und ohne Anſtrengung die ſchweren Stunden des Faſtens, Wachens und Betens überſtehen laſſen.

Bald nach dieſem Feſte kamen viele auf einander folgende Regentage und machten den Aufenthalt auf dem Lande unbehaglich. Die Abende wurden lang und einſam, ſo beſchloſſen wir wieder in die Stadt zu ziehen, und ſo ſah uns denn der September wieder in unſeren alten Räumlichkeiten in Berlin.

Im Oktober feierte ich meinen dreizehnten Geburtstag. Das koſtbarſte Geſchenk dieſes Tages war mir die Erlaubnis, von jetzt an zuweilen mit den andern das Theater beſuchen zu dürfen.

In nächſter Zeit ſollte dieſer größte Wunſch meines Lebens in Erfüllung gehen, und in fieberhafter Erregung erwartete ich den ganzen Tag über die Stunde, um Hut und Mantel nehmen zu dürfen, und mit Minen mich auf den Weg zum Theater zu machen.

Die Vorſtellung war eine ganz ungewöhnliche, die damals in allen Zeitungen Europas geprieſene Frau Hendel-Schütz gab, wie überall, ihre mimiſchen Darſtellungen. Sie fanden noch im alten, jetzt abgebrannten Opernhauſe ſtatt. Ich klammerte mich feſt an Mine,

als wir in den sehr unkünstlerischen, dunkeln, niedern Eingang traten. Mich berauschte der Geruch von Moder und heißem Punsch, welcher letztere in der anstoßenden Restauration bereitet wurde. Wir stiegen die Treppe hinauf, gingen in die Loge, und ich war erstaunt über den glänzend erleuchteten, schönen, weiten Raum. Nach der Ouvertüre hob sich der Vorhang, und man erblickte Madam Hendel-Schütz in griechischer Tracht, ganz nach antiken Vorbildern. Welche Gestalten es waren, die sie darstellte, weiß ich nicht mehr; nur die „Sphinx", ihr berühmtestes Kunststück ist mir im Gedächtnis geblieben. Sie lag auf einem großen grauen Theaterstein, ebenso grau eingehüllt, die ägyptische Stirnbinde um den in der Tat edeln Kopf, den Hals und die schönen Schultern, Busen und Arme entblößt. Regungslos hielt sie die Arme gerade vor sich hingestreckt; unbeweglich starrte sie ins Weite, eine eigentümlich leise Musik des Orchesters begleitete diese Szene.

Das Publikum raste und tobte vor Entzücken; Madam Hendel-Schütz rührte das nicht; sie blieb unbeweglich, was den Beifall natürlich nur noch steigerte. Ich ging sehr enttäuscht nach Hause.

Am nächsten Morgen machte ich meiner Entrüstung Luft, in der Stunde bei Herrn Kräblin: „Ach," sagte ich, „wie geheimnisvoll, schaurig war mir nach ihren Erzählungen das schweigende, lautlose Hinausschauen der Sphinxe von den Grabmälern; aber das Hinausstarren der Madam Hendel-Schütz in die Kulisse kam mir recht langweilig und albern vor!"

„Es freut mich mein Kind," sagte mein alter Lehrer,

„daß du mit eigenen Augen siehst, und dich nicht von der Menge bestimmen läßt."

Ein glücklicher Zufall brachte mir bald Gelegenheit auch etwas Ungewöhnliches zu hören. Die weltberühmte Sängerin Catalani gab in Berlin zwei Konzerte, eines in der Kirche, das andere im Theater; und da Franz das letztere nicht besuchen konnte, seiner überhäuften Geschäfte wegen, durfte ich Mine dorthin begleiten. Die Bühne stellte einen Saal vor. Nachdem das Orchester eine Beethovensche Sinfonie sehr schön gespielt hatte, trat Madam Catalani in einer idealen Tracht auf. Die freundliche Begrüßung des Publikums nahm sie, ganz ihrer imposanten Gestalt angemessen, sehr vornehm auf.

Sie sang eine Arie von Händel mit ungewöhnlich klangvoller Stimme. Stürmisch applaudiert und hervorgerufen dankte sie mit gnädigem Kopfnicken. Einige Orchesterstücke und andere Nummern folgten, dann endlich kam das vom ganzen Publikum mit Spannung erwartete „God save the king". In der Mitte der Bühne stehend, sang sie den ersten Vers leise mit wohlklingender Stimme. Beim zweiten Vers trat sie vor an die Rampe und übertönte wie mit mächtigem Posaunenklang das ganze volle Orchester.

Wieder ging ich unbefriedigt nach Hause und war froh, des andern Tages bei Herrn Kräblin mein Herz ausschütten zu können. Er hörte mir wie gewöhnlich aufmerksam und freundlich zu; dann drohte er mit dem Finger und sagte: „Kind, Kind, werde mir nicht mäklig!"

Endlich kam ich dazu, das zu erleben, was ich mir eigentlich vom Theater vorgestellt hatte. Der Tenorist

Gerſtäcker, Vater des Amerikareiſenden, gab Gaſtrollen in Berlin.

Franz glaubte mich durch mein bißchen Klavierſpielen berechtigt, einige Opern, in welchen der fremde Sänger auftrat, zu hören. So durfte ich den Aufführungen des „Sargines“ von Paer, des „unterbrochenen Opferfeſtes“ von Winter und des „Waſſerträgers“ von Cherubini beiwohnen. Gerſtäcker, welcher den Sargines, den Murnay und den Grafen Armand gab, war ein ſehr hübſcher, junger Mann mit höchſt ſympathiſcher Stimme und anmutigem Geſang and Spiel. Ich war von ihm ganz entzückt und hingeriſſen und gleich am Morgen nach der erſten Vorſtellung freute ich mich, Herrn Kräblin zeigen zu können, daß ich nicht mäklig ſei. Ich erzählte und beſchrieb wahrſcheinlich mit ſehr glühenden Farben, denn er ſah mich ſo ſonderbar lächelnd dabei an. Als ich geendet hatte, ſagte er ein wenig ernſt: „Ja, ich habe auch gehört, er ſoll recht brav ſein.“ „Brav,“ wiederholte ich, vor Entrüſtung kaum imſtande das Wort herauszubringen. Seine Äußerung würde mich aus allen Himmeln geriſſen haben, hätte ich nicht zu feſt darin geſeſſen.

Während ich in den beiden erſten Opern nur Gerſtäcker ſah und hörte, wirkte im „Waſſerträger“ auch das Enſemble auf mich, und die Handlung erſchütterte mich in tiefſter Seele. Die Spannung, bis Graf Armand glücklich aus dem Faß und zum Tor hinausgeſprungen war, machte mich faſt krank. Nun kann man ſich vorſtellen, wie mir zumute war, als Franz eines Morgens ſagte: „Der Sänger Gerſtäcker wird heute Abend nach

ſeiner letzten Gaſtrolle mit uns zu Nacht ſpeiſen. Richtet euch darauf ein, ihn und einige Freunde zu empfangen."

Es hatte neun Uhr geſchlagen; der Tiſch war hübſch gedeckt. Vater zog die Pfropfen aus den Weinflaſchen und ſtellte ſie auf. Mit Herzklopfen gingen Lore und ich umher und warteten auf das Läuten der Hausglocke. Endlich hörten wir den erſehnten Klang, vernahmen lebhaftes Sprechen im Vorzimmer. Nun trat Franz mit zwei uns befreundeten Herren und dem Sänger ein. Er war es wirklich, aber nicht ſo bleich und erſchöpft, als ich es erwartet und gewünſcht hatte. Wir ſetzten uns. Er war angenehm und freundlich in der Unterhaltung. Daß er mit höflicher Verneigung gegen Mutter den Braten rühmte, ſchien mir ein Beweis ſeiner Liebenswürdigkeit. Als er aber anfing genau zu beſchreiben, wie bei ihm zu Hauſe der Braten geklopft, gerieben und geſpickt werde, erſchrak ich. Der poetiſche Sargines und ein geſpickter Braten! Wie ſollte ich in meiner Schwärmerei das faſſen! — Zum Glück ſöhnte ſeine Äußerung beim Abſchied mich wieder mit ihm aus. Er ſagte, indem er Franz die Hand reichte: „Ich wollte, ich wollte, ich ſammelte auf meinen ferneren Gaſtrollen ebenſoviel Teilnahme und Verſtändnis als bei Ihnen!"

So anmutig und freundlich meine Erinnerungen an Gerſtäcker waren, durch die großartige Erſcheinung der Sophie Schröder wurde ſie ganz in den Hintergrund gedrängt. Leider habe ich ſie nur ein einziges Mal geſehen und zwar in einem ſehr untergeordneten Stücke, „Johanna von Montfaucon". Niemals habe ich wieder ein Organ gehört von ſolcher Kraft, Ausdauer, Leiden-

schaft und zugleich von solch rührender Weichheit und Innigkeit. Dabei war ihre Mimik so ausdrucksvoll und scharf, daß es oft keines Wortes bedurfte. Eine Szene ist mir genau im Gedächtnis geblieben. Johannas Burg wird nächtlicherweile überfallen. Vom Waffenlärm erweckt will sie über die Bühne fliehen. Keine andere Künstlerin durfte es wagen, auf ähnliche Weise, wie Sophie Schröder, diesen Moment darzustellen. Gelähmt von Schrecken, vermag sie sich nicht von der Stelle zu bewegen, und packte in der Angst ihr Nachtgewand, zog sich gleichsam selbst auf diese Weise fort. Ihre Mimik, ihre Bewegung genau zu schildern, ist kaum möglich; aber der Eindruck, den sie auf alle, nicht auf mich allein, hervorbrachte, war ein erschütternder.

Als ich meinem Lehrer davon sprach, sagte er: „Ich bin ein Verschwender gewesen, habe mir auch ein Billet gekauft und die Schröder als Isabella in der „Braut von Messina" gesehen, und es reut mich nicht. — Denn wenn ich 100 Jahre alt werde, vergesse ich die Szene nicht, in welcher die Leiche Don Manuels der Mutter gebracht wird. Wie ahnungsvoll, zögernd trat sie an die Bahre, hob mit zitternder Hand die schwarze Decke empor, stieß entsetzt die Worte: „O himmlische Mächte, es ist mein Sohn!" hervor, beugte sich halb über die Leiche und sprach dann besonders die Worte „mein Sohn, — mein Manuel" mit so erschütternder Gewalt der zärtlichsten Mutterliebe, daß wohl kein Auge trocken blieb."

Wieder kam der Sommer und brachte unerträgliche Hitze. Unsere einzige Erfrischung waren die kleinen

Spaziergänge nach dem nahegelegenen Windmühlenberg und zu Franzens Mühle, wo er die Färbehölzer mahlen ließ. Wir Kinder begleiteten ihn oft und gern, zuweilen auch Mutter und Mine, die ihre Arbeit mitnahmen und sich auf umgehauene Baumstämme setzten und eifrig nähten, während wir umherspielten, bis Franz mit seinen Geschäften fertig war. Fröhlich gingen wir dann nach Hause. Wie genügsam waren wir doch! Die Hügel mit dem dürftigen Rasen, den zwei oder drei staubigen Büschen, das ferne Geräusch der Stadt, zuweilen der rötliche Schimmer der Abendsonne, dies alles erfüllte uns mit einer Stimmung, wie sie wohl den Bewohnern reicherer Gegenden nur bei den herrlichsten Naturszenen zuteil wird.

Sommer und Herbst brachten uns keine besonders bemerkenswerten Ereignisse.

Der Winter [1817/18] stellte sich ein, und der Windmühlenberg lag voll Schnee, und wir saßen fleißig und traulich zu Hause. In diesem Winter schienen die Maskenbälle das Lieblingsvergnügen der Berliner zu sein, und Franz schien bei keiner dieser Lustbarkeiten fehlen zu dürfen. Eines Morgens trat er ganz besonders aufgeregt zu uns ins Zimmer und freute sich uns noch beim Frühstück zu finden. Seiner sonstigen Gewohnheit entgegen setzte er sich zu uns und erzählte: „Ich habe gestern abend eine merkwürdige Bekanntschaft gemacht. Ziemlich gelangweilt ging ich unter den Masken umher, als eine schlanke, männliche Gestalt im Domino mir auffiel. Ich warf ihm einige Worte zu und war sehr erstaunt, eine sehr geistvolle, pikante Antwort zu

erhalten. Das reizte mich, kurz, wir waren bald in ein ſo lebhaftes Geſpräch verwickelt, daß wir uns in einem einſamen Winkel des Saales Platz ſuchten und bis Mitternacht unſere Unterhaltung, die immer wärmer und vertrauter wurde, fortſetzten. Die Hitze und der Durſt trieben uns zum Büffet, und nun denkt euch mein Erſtaunen, als der blaue Domino ſeine Maske abnahm und ich ſtatt eines 40jährigen, wie ich erwartet, einen zarten, blonden Jüngling von höchſtens 17 Jahren vor mir ſah. Ich war ſo frappiert, daß ich laut auflachen mußte. Alles, was er ſagte, war ſo ernſt, ſo männlich, ſeinen Jahren ſo voraus, daß mein Intereſſe für ihn immer höher ſtieg. Auch er ſchien Wohlgefallen an meiner Unterhaltung zu finden, und ſo zweifle ich nicht, daß er ſein Verſprechen halten wird, mich zu beſuchen.

„Wer iſt denn der junge Menſch?“ fragte Mutter. „Er iſt der Neffe des berühmten Ludwig Devrient.“ „Ach!“ riefen wir alle erfreut und überraſcht. „Er iſt im Geſchäft ſeines Vaters, eines geachteten Kaufmanns, und gewiß kauft manche junge Dame Blumen und Handſchuhe im Laden des alten Devrient in der Brüderſtraße, nur um den hübſchen Eduard durch das Kontorfenſter am Pult ſitzen zu ſehen.“

Wir waren natürlich nicht wenig geſpannt, dieſen „Wunder-Jüngling“, wie wir ihn nannten, kennen zu lernen, und guckten jedesmal, wenn es klingelte, durch die Türſpalte. Endlich am Sonntag mittag, wir waren noch bei Tiſche, meldete das Mädchen einen jungen Herrn, der Franz zu ſprechen wünſche. „Das iſt er! das iſt er!“ riefen wir. Franz ging hinaus; wir hörten eine

freudige Begrüßung, die Türe von Franzens Zimmer knarren und warteten in atemloſer Spannung. — „Wie ſah der Herr aus?“ fragten wir. „Sehr hübſch,“ war Dörtens kurze, aber im Kennerton geſprochene Antwort.

„Das iſt wirklich ein ganz origineller Menſch,“ rief Franz, als er ſeinen Freund hinausbegleitet hatte, ſchon im Eintreten. „Unzufrieden mit ſeinem Beruf, melancholiſch, wie nur ein Jüngling ſein kann, voll glühender Begeiſterung für die Kunſt, und dabei von den ſtrengſten Grundſätzen. Er iſt ſo moraliſch, ach ſo beſchämend moraliſch.“

Am nächſten Sonntag waren wir eben in eifrigſtem Komödienſpiel bei einer Freundin, als Mutter uns nach Hauſe rufen ließ. „Der junge Herr iſt wieder da,“ ſagte Dörte. Wir liefen mitten aus der tragiſchſten Szene davon, zu Mariannes größtem Ärger. Mit Herzklopfen und Zagen drückte ich auf die Türklinke.

Bei der hellen Lampe am Tiſche ſaßen die Eltern und Mine, Franz und der Fremde in der letzten Fenſterniſche des großen Zimmers in eifrigem Geſpräche und ſahen ſich nicht einmal um, als wir eintraten. Ich ſetzte mich abſichtlich mit dem Rücken gegen ſie, um zu zeigen, daß ich mich auch nicht um ſie kümmere.

Mutter bat die Herren an den Teetiſch, und langſam, ohne ihr Geſpräch zu unterbrechen, traten ſie heran.

„Ach, da ſeid ihr ja,“ rief Franz und ſtellte uns als ſeine kleinen Schweſtern vor. Der junge Mann begrüßte uns durch ein freundliches Nicken, wie man Kinder zu grüßen pflegt. Das verdroß mich wieder. Wie konnte

aber auch Franz so ungeschickt sein, uns als kleine Schwestern vorzustellen.

Ich war verstimmt, zum erstenmal in meinem Leben.

Franzens Freund sang Lieder, las Gedichte, ernste und muntere, in alemannischer Mundart, ganz allerliebst. Alle waren entzückt, in heiterster Laune, nur ich saß mürrisch und wortkarg da und hatte, was mir sonst so fremd war, ein Gefühl von Bosheit, denn ich besann mich nur, wie ich den jungen Gast wohl ärgern könnte.

Zum Überfluß forderte mich Franz noch auf ihm etwas vorzuspielen; der gute Franz, er wollte mit seiner kleinen Schwester prahlen. Es war mir nicht danach zumute, aber ich wußte, wie leicht er heftig wurde, und wünschte auch nicht, der Fremde möchte glauben, ich wolle von ihm gebeten sein. So bezwang ich Angst und Widerwillen, suchte mir Noten und spielte, — ich glaube nicht schlecht.

Der junge Devrient sagte mir einige freundliche, lobende Worte, die ich mit trotzigem Lächeln aufnahm.

„Nun, wie gefällt euch Eduard?" fragte Franz, als dieser eben fortgegangen war. Die ganze Familie war seines Lobes voll, selbst im Bette dauerte das Gespräch zwischen Mutter, Mine und Lore durch die geöffnete Türe des Schlafzimmers noch lange fort.

„Nun, du sagst ja gar nichts, gefällt er dir denn nicht?" rief Mine mir zu. Ich stellte mich schlafend — und wachte fast die ganze Nacht.

Eduard beſuchte uns oft, und wurde allen mehr und mehr ein lieber, willkommener Gaſt. Nur wir beide konnten nicht miteinander fertig werden. Erſtens mißfiel es mir ſehr, daß er ſo galant gegen alle jungen Mädchen war, die er in unſerm Hauſe traf. Ich nannte es „ſeiner ganz unwürdig", worüber Franz ſchrecklich lachte. Die gute Mine aber war ſehr betrübt, und bat mich freundlich gegen Eduard zu ſein. „Du biſt es ja ſonſt gegen jedermann, nur vor ihm zeigſt du dich, wie du eigentlich gar nicht biſt. Er meint es ſo gut mit dir, — aber er nannte dich neulich gegen mich einen kleinen verzogenen Trotzkopf."

„O ja," erwiderte ich gereizt, „er meint es gut, er kümmert ſich um mein Klavierſpiel, und wie weit ich in der Geographie und Geſchichte bin, und das will ich nicht. Ich habe an einem Lehrer übergenug und brauche nicht noch einen pedantiſchen Schulmeiſter."

Mine ſchüttelte den Kopf; ſie verſtand Eduard und wurde bald ſeine vertrauteſte Freundin. Ihr teilte er alle ſeine jugendlichen Pläne, Hoffnungen und Enttäuſchungen mit.

Eines Tages brachte uns Eduard ſeine Schweſter Auguſte, ein ſehr hübſches, blondes Mädchen, ein Jahr jünger als ich. Sie ging in die Schule und hatte wohl daher ſchon ein etwas damenhaftes, ungezwungenes Benehmen, das ich bewundernd anſtaunte. Wir konnten uns anfangs nicht recht in einander finden, denn ich war noch ein rechtes Kind.

Eine Einladung von Eduards Eltern für uns brachte große Aufregung hervor, und nach sehr feierlichem Abschied von Mutter und Mine gingen Lore und ich schön geputzt an dem bestimmten Sonntag nach der Brüderstraße. Wir erblickten den Namenszug von T. P. Devrient schon von ferne und schlichen leise bei dem Laden vorüber, durch die kleine Türe, die enge Treppe hinauf. Oben standen wir lange vor der Türe, lachten vor Angst und ließen die Klingel immer wieder los, bis ich mir ein Herz faßte und schellte.

Auguste sprang uns froh entgegen, sie hatte schon gewartet. Etwas beklommen gingen wir mit ihr durch das erste kleine Zimmer, „die gute Stube", in ein zweites, das eigentliche Wohnzimmer, das wenig größer und sehr einfach war. Hier empfing uns die Mutter sehr freundlich und gut. Sie war eine große, korpulente Frau mit kurzgeschnittenen Haaren, dem sogenannten Tituskopf. Der erste Eindruck, den sie auf mich machte, war kein sympathischer, doch entdeckte ich unter der etwas gebräunten und runzeligen Haut die vormals schönen, ja edeln Züge des Gesichts, fand auch bald in Mathilden, der jüngsten Schwester Eduards, einem bleichen Kinde von außerordentlicher Schönheit, das Gesicht der Mutter wieder.

Eduard, der nun als alter Bekannter unserer Verlegenheit ein wenig hätte zu Hilfe kommen können, hielt sich ganz fremd und fern. Er war offenbar durch unsern Besuch auch befangen, und mir kam es vor, als ob er mich prüfend beobachtete. Das ärgerte, reizte mich, und verwandelte meine Blödigkeit in eine wahre Ausgelassen-

heit. Ich lachte viel über die Späſſe ſeines jüngeren Bruders Emil, der ſich als Altersgenoſſe uns zugeſellt hatte. Mein Beifall ſpornte ihn immer mehr an, und ſo ſaßen wir dann ganz vertraulich beieinander und trieben tauſend Poſſen. Eduard ſchien dadurch aufs tiefſte gekränkt. Ich ſah durch die offene Türe, wie er im Nebenzimmer auf dem Fenſtertritt ſaß, den Kopf in die Hand geſtützt und hinaus in die dunkle Nacht ſah. Ein Ausruf der Mutter, „Na, was hat denn dir ſchon wieder die Peterſilie verhagelt?“ verbeſſerte natürlich ſeine Stimmung nicht.

Als wir zum Nachteſſen gerufen wurden, fanden wir die ganze Familie um den Tiſch verſammelt. Nur Wilhelm, der um zwei Jahre ältere Bruder Eduards, war nicht daheim. Er war taubſtumm und beſuchte deshalb eine Anſtalt. Später lernte ich ihn kennen als einen ſchönen, kräftigen jungen Mann voll feiner Empfindung und reicher Begabung. Er ſollte als Maler den Kunſttrieb der Familie betätigen.

Der Vater, dem Eduard entſchieden ähnlich ſah, gefiel mir in ſeiner unendlichen, gutmütigen Freundlichkeit ſehr, auch die Mutter, als ich ſie zwiſchen all ihren ſchönen Kindern ſo beglückt und ſtolz ſitzen ſah, ward mir gleich viel lieber, nur Karl, der älteſte der Brüder, der eben zum Beſuch aus Zwickau gekommen war, wo er in der chemiſchen Fabrik des Onkels Emanuel arbeitete, flößte mir wahrhafte Furcht ein, obgleich er ſich ſehr liebenswürdig und unterhaltend zeigte. Seine ſcharfen, etwas frivolen Blicke wirkten faſt lähmend auf mich, und ich ſaß mit meinem fort-

während Erröten wohl ziemlich einfältig und eingeschüchtert da.

Eduard selbst war sehr ernst, sprach den ganzen Abend über fast kein Wort, und es kam mir vor, als müsse er bei uns sich heimischer fühlen als in seinem Elternhause.

Uns zu Hause standen damals manche unliebsamen Tage bevor. Was Mutter längst gefürchtet hatte, trat ein. Franzens großartige Geschäftsunternehmungen hatten sich so ausgedehnt und überhandgenommen, daß er bald selbst einsah, sie nicht überwältigen und den Forderungen gerecht werden zu können. Vergebens! Er mußte sich dareinfinden, alles so fein Erdachte und Angelegte unvollendet aufzugeben. Er verließ Berlin, wieder ganz mittellos und ohne jede Aussicht. Die ziemlich wertvollen Vorräte wurden mit Beschlag belegt, das Mobiliar verkauft. Einen geringen Teil des komplizierten Geschäftes, den Handel mit fremdländischen Hölzern, übernahm Vater, durch Ludwigs Geldmittel unterstützt, und gründete sich dadurch einen, wenn auch ganz bescheidenen Erwerbszweig. Unserm Wirt wurde die große, elegante Wohnung gekündigt, und er war so rücksichtsvoll, uns zu gestatten auszuziehen, sobald wir eine für uns passende Wohnung gefunden hätten. So durchwanderte Mine die Straßen von Berlin, und wir alle gaben mit Freuden das trügerische Glanzleben auf.

Aus meinen Mädchenjahren

(1818—1819)

Berlin

(Oktober 1818 bis März 1819)

Wir hatten in einem ganz entgegengeſetzten Stadtviertel, in der Beerenſtraße, eine kleine, beſcheidene Parterrewohnung bezogen, zwei für uns überflüſſige Zimmer waren wir ſo glücklich gleich an ein paar Studenten zu vermieten. Der eine war Theologe, der andere, ein junger Mann von Adel, Juriſt, beide aus Holſtein, was ihnen, da ſie hörten, daß wir längere Zeit dort gelebt, eine Art landsmänniſches Intereſſe für uns gab. Sie waren gebildete junge Leute, ſo daß meine Eltern ihnen gern ihren Wunſch, uns zuweilen abends beſuchen zu dürfen, erfüllten. Vater beſonders hatte große Freude an dem muntern Geplauder der jungen Leute, nur Eduard ſchien jedesmal verſtimmt, wenn er bei ſeinen abendlichen Beſuchen die Studenten auch an unſerm Teetiſch fand, ſie verſtanden es aber bald ihn in ihre anregenden Geſpräche zu ziehen. Vater, der ſchon alle Morgen früh nach ſeinem Geſchäftslokal ging, fand große Befriedigung in dieſer neuen, ſelbſtändigen Tätigkeit. Das ſtille, beſcheidene Leben war uns allen eine wahre Erholung nach der unruhig aufregenden vergangenen Zeit.

Mein 15. Geburtstag (Oktober 1818) rückte heran. In meinem roten Festtagskleide, ein rotes Samtband um die Locken gebunden, stand ich gerührt, verlegen da, die Glückwünsche und kleinen Geschenke in Empfang zu nehmen, als auch Eduard kam. Er war sehr herzlich und reichte mir ein Päckchen mit der Bitte, es jetzt nicht zu öffnen, da er nur wenig Minuten bleiben könne, er freue sich aber den Abend mit uns zuzubringen.

Kaum war er fort, so holte ich das Päckchen, setzte mich damit auf den Fenstertritt, und Mutter, Mine, Lore, alle kamen eiligst herzu. In großer Erregung wickelte ich den Umschlag auseinander und las die Überschrift. „An Thereſe zu ihrem 15. Geburtstage.“ Ich blätterte und zählte 15 Quartseiten vollgeschrieben.

„Herr Gott! das kann ich nicht alles lesen,“ rief ich. „O du undankbares Kind, der Mensch gibt sich so viel Mühe für dich, und du willst es nicht einmal lesen!“ sagte Mutter vorwurfsvoll.

„Nun, das muß er aber doch wissen, daß ich“ — dabei fing ich aber doch an zu lesen.

„Lassen Sie mich an dem heutigen Tage, der Sie so ernst in eine neue Welt einführt, der die Schranke der fröhlichen Kindheit vor Ihrem Blicke einstürzt, so recht als wahrer Freund zu Ihnen sprechen.“

Und nun lobte er meine Talente, — meine Heiterkeit — bat mich, diese Gabe mir auch im Alter zu bewahren und zeigte mir die Mittel hierzu, durch Tugend und Frömmigkeit.

„Ach, du lieber Gott!“ seufzte Mine. — Ferner tadelte er meinen Stolz, daß ich nie bitten wollte u. s. w.,

kurz, es war eine lange moraliſche Abhandlung, die ich mich nicht enthalten konnte, in pathetiſch ſingendem Kanzelton vorzutragen. Als ich geendet, wickelte ich meine Epiſtel verdrießlich zuſammen.

„Sehr ſchön!“ ſagte Mutter.

„Na!“ ſagte Mine.

„Nicht wahr, Mine, für einen jungen Mann von 17 Jahren iſt er doch zu vernünftig,“ flüſterte ich.

„Freilich, unausſtehlich iſt er, ganz unausſtehlich,“ antwortete ſie.

Im Verlauf des Tages guckte ich zwar öfter heimlich in Eduards Schrift, und dann kam mir manches darin wahr und gar nicht ſo häßlich vor; aber ich war doch recht verlegen, was ich ihm abends darüber ſagen ſollte.

Glücklicherweiſe kam er mit den beiden Studenten zugleich, ſo ging ich raſch zu ihm hin und ſagte nur: „Ich danke auch ſchön!“ Damit hoffte ich loszukommen, er aber nahm meine Hand, beugte ſich zu mir nieder und fragte in ſeinem ſüßeſten, unwiderſtehlichſten Tone:

„Sind Sie mir böſe, daß ich ſo offen, ſo rückhaltlos zu ihnen geſprochen habe?“

Ich ſah ihn an, die dumme Epiſtel war ganz vergeſſen, ich ſchüttelte den Kopf.

Da trat Naide, unſere nachbarliche Freundin, ein und füllte gleich die ganze Stube mit Luſt und Ausgelaſſenheit.

„Heut müſſen wir Blindekuh ſpielen,“ rief ſie, „das iſt Thereſens Lieblingsſpiel,“ und nach wenig Minuten liefen all die erwachſenen, vernünftigen Leute

wie tolle, kleine Kinder in dem engen Zimmer umher. Vater nahm lebhaft teil daran, er versteckte Lore und mich ganz beängstigt hinter sich, wenn uns Gefahr drohte, gehascht zu werden.

Wir waren alle in höchst glücklicher Stimmung. Nur einmal, als ich bei Eduard vorüberhuschte, hörte ich, wie er Naiden viel Schmeichelhaftes über ihre schönen Augen sagte.

„Der Heuchler!" dachte ich, „mir predigt er Tugend und Frömmigkeit!" Ich ward recht böse auf ihn, aber nicht lange, denn alle waren so freundlich und liebevoll gegen mich — auch Eduard, — daß meine üble Laune schwand, und ich ihm seine unpassende Galanterie vergab.

Überdies wußte ich nur zu gut, daß sein Herz von solchen Koketterien nicht berührt wurde. War es doch ganz von einem andern Gegenstand erfüllt; und dieser Gegenstand war — seine Tante, eine Frau fast noch einmal so alt als er. Ihr Mann, der vergötterte Ludwig Devrient, beglückte Tausende durch seine Kunst und war doch nicht imstande, das Glück dieser einzigen, die auf ihn angewiesen war, zu gründen. Er hatte sie wohl zum Teil aus Gutmütigkeit geheiratet, weil es ihr in Breslau beim Theater, wo sie zusammen engagiert waren, nicht gut erging. Ihre bleiche Duldermiene aber machte ihm bald Langeweile, er ließ sie und verbrachte seine freie Zeit mit seinem Freund, dem Dichter E. T. A. Hoffmann im Weinhaus.

Was den Onkel forttrieb, lockte den Neffen an. Dem verkannten, ungeliebten Weibe Tröster zu sein, stellte er sich zur Aufgabe seines Lebens. Er schwärmte

mit ihr in den höchſten Gebieten der Kunſt. Wenn ſeine wärmere Empfindung für ſie zuweilen durchbrach, wies ſie ihn ſtreng zurück, und er betete den reinen Engel nur um ſo inbrünſtiger an. Daß ſie einen andern Tröſter kannte, einen flotten jungen Mann, den ſie ſpäter, vom Onkel geſchieden, auch heiratete, davon wußte Eduard freilich nichts, würde es auch keinem Menſchen geglaubt haben.

So hatte er denn, was in damaliger Zeit zu einem richtigen Jüngling von 17 Jahren notwendig gehörte, eine vollſtändig unglückliche Liebe. Sie gab ſeinem Weſen etwas ſchwärmeriſch Melancholiſches, was ihm ſehr gut ſtand und ihn bei allen Damen intereſſant machte. Mine war die Vertraute dieſer Neigung und ſehr ſtolz darauf, ich aber recht froh, daß er mich nicht dazu erwählt, denn ich würde ſchwerlich all ſeine Entzückungen über dieſen reinen Engel ſo geduldig mit angehört haben. Abends ſaß er oft ſtundenlang in Gedanken verſunken bei uns am Flügel und phantaſierte, daß faſt die Saiten ſprangen. Mutter winkte mir zu und zeigte auf ihren Kopf, der ihr weh davon tue, das brachte mich zum Lachen, und ich ſetzte mich geſchwind hinter ihn ans Fenſter, damit er es nicht bemerke. Hier konnte ich nun wieder ſtundenlang ſitzen, ſeinen Rücken anſehen und die ſchönen blonden Locken an dem vorgeſenkten Kopfe und hörte von all dem Trommeln und Lärmen auf dem Klavier keinen Ton.

War das Wetter ſchön und ſein Herz ihm gar zu voll, ſo kam er und forderte uns auf mit ihm hinauszugehen ins Freie. Ich hatte zwar ſelten Luſt dazu,

da ich alles Spazierengehen haßte, ließ mich aber doch erbitten. Die ſchön gebahnten ſchneeigen Wege unter den weißbereiften Bäumen entzückten mich, und ich lief luſtig mit Lore voran. Wenn Eduard dann aber immer neben Mine ging und von der Tante erzählte, fingen wir gewöhnlich an heftig zu frieren und trieben zum Nachhauſegehen. Klagte ich hier nun über Kribbeln in den Fingern, ſo wärmte er mir die kalten Hände in den ſeinen oder hauchte ſie warm, — erhielt aber doch keinen freundlichen Blick dafür von mir.

Weihnachten kam, fand aber nicht wie ſonſt uns in ſo ſchöner Feſtesſtimmung, denn Vater klagte viel, ganz ſeiner ſonſtigen Gewohnheit entgegen. Der Arzt hielt ſeinen Zuſtand für vorübergehend und durchaus nicht beſorgniserregend. Aber die ſehr bedrückte, traurige Stimmung des lieben alten Mannes, der ſtets alles, was uns nur im geringſten beunruhigen könnte, zu verbergen gewußt hatte, ängſtigte uns dennoch. Er ging faſt gar nicht mehr aus, ſaß ſtill und gedankenvoll in der Sofaecke und war ſanft und freundlich wie immer. Zuweilen, wenn er ſich unbemerkt glaubte, ſtand er lange vor Franzens Bild, und Tränen rollten über ſeine Wangen.

Nach langem Schweigen kam ganz unerwartet und überraſchend ein Brief von Franz, deſſen Schickſal uns bis jetzt völlig unbekannt geblieben war. Er ſchrieb, daß es ihm aufs neue geglückt ſei, ſich eine Exiſtenz zu gründen; er ſei Direktor einer Kohlengrube und eines

Alaunwerkes in Oberſchleſien und bitte uns dringend, noch einmal unſer Schickſal ihm anzuvertrauen, und in den erſten Frühlingstagen nach Babigora, ſeinem jetzigen Wohnorte, zu kommen. Er ſehne ſich aus tiefſter Seele wieder nach dem Zuſammenleben mit uns, und auch uns würde gewiß der Aufenthalt auf dem Lande, in der friſchen Gebirgsluft wohltun.

Auf welche Weiſe es ihm abermals geglückt war, eine ſolche Stellung zu erlangen, ſagte er nicht, aber wir waren bei ihm ſchon gewohnt, das Unglaublichſte möglich zu finden.

Vater ſchien durch dieſe Ausſicht für uns einer großen Sorge enthoben zu ſein, denn von dem Augenblick an ward er ſehr ruhig, ja heiter, aber er fühlte ſich viel kränker. Es war, als erlaube er ſich erſt jetzt krank zu ſein.

Eines Abends, als Eduard beim Fortgehen ihm gute Nacht wünſchte, nahm er mit großer Bewegung ſeine Hand und ſagte: „Iſt es wahr, daß Sie zum Theater gehen wollen?“ — „Es iſt mein höchſter Wunſch!“ — „Haben Sie auch recht bedacht, wie gefährlich die Laufbahn iſt, die Sie erwählen wollen? — Führen Sie ſich die Verſuchung zur Eitelkeit und Unſittlichkeit nur recht ſcharf vors Auge. Bleiben Sie gut und rein wie bisher!“ — Er war ſehr aufgeregt, wir hatten Vater niemals ſo ſprechen hören, Tränen ſtanden ihm in den Augen. Er zog Eduard zu ſich nieder, umfaßte ihn, küßte ihn und ſagte, wie zum langen Abſchiede:

„Leben Sie wohl, mein lieber Sohn . . . !“

Eduard ging tief erſchüttert. Vater ſaß noch lange

unbeweglich da und blickte ernſt vor ſich hin. Am andern Morgen fühlte er ſich ſehr krank. Gegen Abend fragte Vater wiederholt, ob der Hausſchlüſſel auch nicht verlegt ſei, und ob wir unſers Arztes Hausnummer genau wüßten.

„Wozu fragſt du das?“ ſagte Mutter beängſtigt.

„Der Vorſicht wegen, mein Herz; kein Menſch kann ja wiſſen, was ihm begegnet,“ antwortete er.

Die Nacht ging zwar ruhig vorüber, aber er konnte am nächſten Morgen nicht mehr aufſtehen. Der Arzt kam, fand die Krankheit unbegreiflich raſch geſteigert und gab wenig Hoffnung.

Mine ſaß beſtändig an ſeinem Bette, wir andern wechſelten ab, und da die Türe ſeines kleinen Zimmers nach dem unſern immer offen ſtand, ſo konnten wir bei allem, was wir vornahmen, doch zu ihm hineinſehen, und es ſchien auch ihm Freude zu machen, unſer Tun und Treiben beobachten zu können. Er war ruhig und unbeſchreiblich ſanft und gut. Jeden kleinſten Dienſt lohnte er durch ein Lächeln oder einen Dank. Von unſerer Reiſe nach Schleſien ſprach er gern und oft.

„Ja, ja,“ ſagte er einmal mit ſchwacher Stimme, „ſobald die Witterung ſchön wird, geht ihr nach Babigora.“

„Wir — und du?“ — „Ich begleite euch,“ antwortete er mit ſchmerzlichem Lächeln.

Die Krankheit ſteigerte ſich von Tag zu Tag, er aber blieb ſeiner lieben, ſanften Weiſe getreu. Und dann kam der letzte Tag. Gegen Abend wurden ſeine Phantaſien heftiger. Er rief mit tiefem, feierlichem Ton: „Die lange Nacht fängt an, gebt mir mein Sterbehemd

und die heiligen Gebote!" Er machte eine Bewegung, als ob er sie um die Stirn legte, und fing in schwachen, unheimlichen Tönen an zu beten und zu singen. Es klang schauerlich in der stillen Nacht aus dem düstern Krankenzimmer. Keines von uns regte sich, Mine saß unbeweglich an seinem Bette und beobachtete jeden seiner Atemzüge. Ich stand in der offenen Türe des Krankenzimmers und starrte mit unbeschreiblichem Schmerz die bleichen, immer tiefer werdenden Züge des lieben, frommen alten Mannes an, und fühlte mein Herz von Mitleid vergehen, wenn ich auf Mutter blickte, die im Nebenzimmer, das Gesicht in die Sofaecke gedrückt, schluchzend lag und der totenbleichen Lore Hand fest in der ihrigen gepreßt hielt.

Um Mitternacht verlor auch Mine ihre Fassung. Sie kam hastig auf mich zu und sagte zwar leise aber mit furchtbarer Eindringlichkeit: „Schickt zum Arzt, um Gotteswillen, wir müssen noch etwas versuchen!" Mutter hatte es gehört, sie sprang auf und schien durch diesen Vorschlag wie neu belebt. In größter Eile ward ein Bote abgesendet. Wir wußten, daß keine Rettung möglich sei, sahen auch wie schlimm es um Vater stand, und dennoch waren wir alle auf einmal wieder so von Hoffnung beseelt, und das Gefühl, daß wir nicht müßig seine Leiden nur ansehen, daß wir etwas für ihn unternommen, übte eine so erquickende Gewalt über uns aus, daß wir auf Augenblicke ganz heiter wurden. All unsere Gedanken waren jetzt dem Boten zugewendet, kaum war er fort, so fingen wir schon an zu warten, daß er wiederkehre; die Ungeduld folterte uns, qualvoll langsam

ſchlichen die Minuten, unerträglich lang war uns die Zeit. Ich ſchob den Laden zurück, öffnete ein Fenſter und lehnte mich hinaus. Es war eine feuchte, trübe Nacht, kein Stern am Himmel. Schauerlich, geſpenſtiſch ſtanden die hohen Häuſerreihen eng aneinandergeklemmt mit vielen ſchwarzen Fenſterhöhlen mir gegenüber, ſo dunkel und ſtill, alle in tiefem Schlaf; mir kam es wie ein großer Kirchhof mit hochaufgerichteten Leichenſteinen vor. Kein Laut war zu hören als die unheimlichen Töne des Sterbenden drinnen und des Nachtwindes, der durch die Straßen ſtrich. Mich ſchauerte, und meine Zähne ſchlugen aneinander. Da hörte ich fernes Rollen eines Wagens. „Das wird er ſein," rief ich hinein. Mutter und Lore eilten ans Fenſter, er kam näher, hielt vor unſerm Hauſe ſtill; ich ſtürzte hinaus, ihm zu öffnen und ſchrie entſetzt: „Nicht der Doktor? Sie kommen allein." „Er läßt ſich entſchuldigen und ſchickt hier Pulver, wovon Sie eins gleich und nach zwei Stunden wieder eins geben ſollen."

Mutter nahm ſchweigend das Pulver, wir brachten Waſſer und Löffel und ſtellten uns hinzu, all unſere Hoffnungen und Wünſche auf dies kleine Papier gerichtet. Sie öffnete, ſagte tonlos: „Großer Gott, es iſt Moſchus," und war einer Ohnmacht nahe; als ſie ſich ein wenig erholt hatte, ging ſie mit dem Löffel hinein. Mine nahm ihn Mutters zitternden Händen ab, erkannte den Geruch und warf ihr einen Blick des Schmerzes zu, den ich nie vergeſſen werde.

Von dieſem Augenblicke an aber waren wir ruhiger, wir wußten, daß wir nichts mehr zu hoffen hatten. Von

Angſt, Wachen und Aufregung waren Lore und ich ſo erſchöpft, daß wir es willig annahmen, als Mutter in uns drang, ein wenig zu ruhen. Im anſtoßenden Alkoven lagen wir Hand in Hand, die arme Lore krampfhaft bebend, und ſchlummerten bald ein. Durch ein Geräuſch erſchreckt, fuhr ich plötzlich in die Höhe. Lore ſaß ſchon aufgerichtet im Bette. Mit lauter Stimme hörten wir jetzt Vater die Gebete ſingen. Wir eilten hinein. Da lag er halb aufgerichtet und ſang mit höchſter Begeiſterung in lang gehaltenen klingenden Tönen, bis zum Morgen hin.

Als der Tag anbrach, verſtummten die Geſänge, todesmatt und bleich, aber mit einem ſeligen Lächeln und dem Ausdrucke des himmliſchen Friedens blickte er uns an. Sein Bewußtſein war wiedergekehrt. Er bat Mutter, zu ſeinem Bruder zu ſchicken, daß er mit einigen frommen Leuten zu ihm käme, die letzte Stunde mit ihm zu beten. Es iſt dies ein Gebrauch bei den Juden, von dem ſich keiner, nach dem geſchickt wird, ausſchließen darf.

Es war noch keine halbe Stunde vergangen, ſo traten ſechs Männer, die dreieckigen Hüte auf dem Kopfe, ein. Ohne zu ſprechen oder ſich auch nur umzuſehen, gingen ſie langſam durch unſere Zimmer auf das Lager des Kranken zu, und umſtanden es in einem Kreiſe.

Vater erkannte ſeinen Bruder und blickte freundlich zu ihm auf, dieſer reichte ihm die Hand, aber ohne das geringſte Zeichen von Rührung oder Bewegung, dennoch entzückte mich der Ausdruck ſeines Geſichtes, denn auf ſeiner tiefgefurchten Stirne lag ganz der Ausdruck der Heiligkeit dieſer Stunde. Ein brennendes Licht wurde

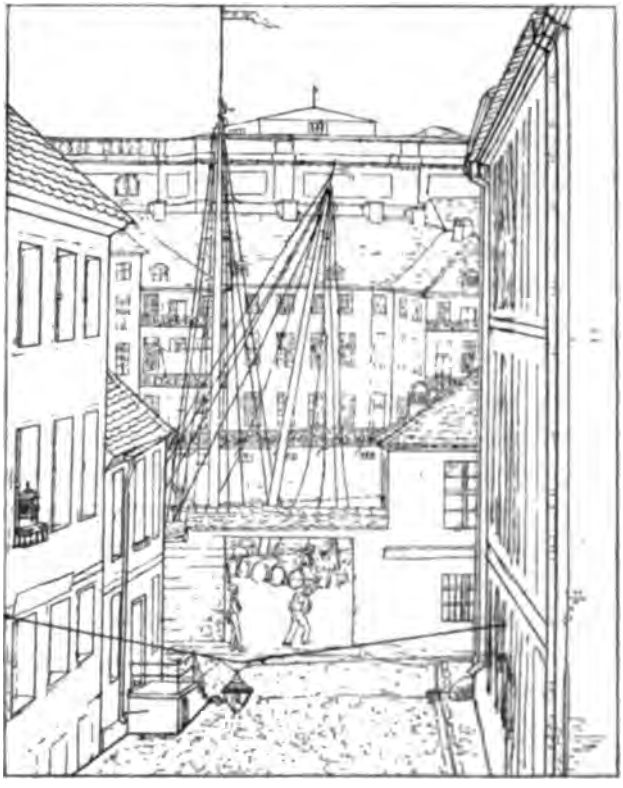
an das Hauptende des Bettes geſtellt, und die ſechs Männer begannen in eintönigem Gemurmel die Gebete herzuſagen, die wir ſchon die Nacht hindurch von Vater gehört hatten. Er lag ganz ruhig mit geſchloſſenen Augen und gefaltenen Händen, nur ſeine Lippen bewegten ſich wie zum leiſen Gebet. Als es beendet, ſagte er kaum noch hörbar: „Amen — o wie wunderſchön," — und ſtarb.

Wir bezogen auf einige Tage die Zimmer der Studenten, die ſo freundlich waren, ſie uns zu überlaſſen. Kein lautes Klagen ſtörte dieſe großen Stunden, wir genoſſen die Seligkeit des Dahingeſchiedenen mit ihm und hätten uns geſchämt uns ſeiner unwürdig zu zeigen.

Die mancherlei Beſorgungen, die nun nötig wurden, und die für uns bei der gänzlichen Unbekanntſchaft mit den jüdiſchen Gebräuchen um ſo peinlicher waren, alle dieſe beſorgte der gute, alte Onkel, deſſen milde Freundlichkeit uns unbeſchreiblich rührte. Nachdem wir zwei Tage in ſtiller Zurückgezogenheit in den Hinterſtuben zugebracht hatten, wurden wir am dritten Morgen durch heftiges Hin- und Herlaufen und Zuſchlagen der Türen durch den Zugwind aufgeſchreckt. Gleich darauf hörten wir gleichmäßig rutſchende Tritte, und wußten jetzt, was man uns verſchwiegen hatte, daß ſie die Leiche des lieben, alten Mannes hinaustrugen. Nun brach unſer Schmerz gewaltſam hervor, und ich fühlte mich vom Kummer ganz zerknickt.

Gegen Abend kam Eduard. Er war ſo teilnehmend und herzlich, hörte ſo liebevoll unſere Erzählungen von Vaters letzten Stunden und tröſtete ſo ſanft und mild, daß mir war, als ob ein unendliches

Glück mir zuteil geworden wäre, nicht als ob ich den erſten unerſetzlichen Verluſt zu betrauern hätte. Ich zermalmte mich faſt mit Vorwürfen. Ich haßte mich, nannte mich ein herzloſes, gefühlloſes Geſchöpf! Umſonſt! Immer ſtanden Eduards Troſtesworte neben meinem Kummer und ließen ihn nicht aufkommen.



Alt-Berlin

In den ersten Tagen des Märzes [1819] hatten wir beschlossen, Berlin auf immer zu verlassen. Diese Trennung war auch wohl die Ursache von Eduards freundlichem Benehmen gegen mich, und der Gedanke, daß wir uns niemals wiedersehen sollten, erfüllte uns mit tiefem Kummer. Babigora war 72 Meilen entfernt, und bei den damaligen schlechten Wegen fast unerreichbar. Wir glaubten fest, daß wir auf ewig getrennt würden, gelobten uns aber Freunde zu bleiben bis zu den letzten Tagen unsers Lebens.

Zu Ende des Februar kam Ludwig, der immer Getreue, um uns vor der längeren Trennung noch einmal zu sehen und unsere Angelegenheiten zu ordnen. Das tat er denn auch mit peinlicher Gewissenhaftigkeit, er übergab Möbel, Betten, mehrere Kästen und meinen Flügel einem Spediteur und suchte bei einem Fuhrherrn selbst den bequemsten Wagen für uns aus, kurz, er sorgte wie ein zärtlicher Vater.

Der letzte Abend rückte heran. Ludwig war, wie wir alle, sehr erregt. Er sprach viel von einer längst projektierten Geschäftsreise nach Schlesien, die er dann leicht mit einer zu uns nach Babigora verbinden könne, wie er schon jetzt sich freue dann längere Zeit mit uns auf dem Lande zu leben. Kurz, er tat alles, um das Schwere des Abschiedes zu erleichtern, aber seine liebenswürdigen Bemühungen nützten nichts, es lag wie vor einem Gewitter auf uns.

Eduard, der diese bangen Stunden mit uns zubrachte, gab, wie ich, auch nicht dem kleinsten Hoffnungsschimmer Raum. Wir waren beide zu jung, um

nicht gern das Allertraurigſte zu glauben. So nahm er unter heißen Tränen auf ewig Abſchied von uns allen, preßte mich an ſich, flüſterte „meine Röſe“ — und ſtürzte hinaus.

Ich ſank wie gebrochen auf einen Stuhl nieder, barg mein Geſicht in beide Hände und ſchluchzte laut. Ein etwas ſtrenger Ruf von Ludwig brachte mich zu mir ſelbſt. Nach einer kleinen Weile wünſchte ich „gute Nacht“ und ging mit Lore in den Alkoven, wo für uns ein Lager auf der Erde bereitet war.

Cäſar hatte ſich ſchon bequem daraufgelegt; bei unſerm Anrufen bewegte er nur die Schwanzſpitze und tat, als verſtünde er uns nicht. Wir fühlten aber heut kein Mitleid, jagten ihn fort, legten uns nieder und weinten, vom Kummer ganz übermannt, als ob wir die Stadt Berlin mit unſern Tränen überfluten wollten. Die kleinen Taſchentücher reichten bald nicht mehr aus, da langte ich mir mein Handtuch herunter, gab Lore das eine Ende davon, behielt das andere, und nun weinten und ſchluchzten wir, bis der Schlaf uns überfiel. Am andern Morgen, als Mine uns weckte, warf ich das tränenfeuchte Handtuch, das ich noch in der Hand hielt, gleichgültig beiſeite, und kleidete mich ſchnell an.

Vor jeder Reiſe, ſei ſie auch noch ſo wohlgeordnet, gibt es ſtets noch ſo viel tauſend kleine Geſchäfte, daß man über die ſchwere Abſchiedsſtimmung faſt immer glücklich hinwegkommt. So ging es auch uns. Wir ſaßen im Wagen, der Pudel lag zwiſchen uns, wir weinten, wir winkten zum Fenſter hinaus, ſolange wir Lud-

wigs buntseidenes Taschentuch noch wehen sahen, ohne jedoch eigentlich zum rechten Bewußtsein des Ernstes der Stunde zu kommen.

Es war sehr früh, die Geschäftslokale noch alle fest verschlossen, und die stillen, menschenleeren Straßen veränderten die Stadt so sehr, daß sie mir ganz fremd und unbekannt vorkam. So erreichten wir das Tor. Der Kutscher trieb die Pferde an, auf der glatten Chaussee ging es rasch vorwärts, und als wir mittags Rast machten, lag unser Leben in Berlin schon wie ein Stückchen Geschichte weit hinter uns.

Babigora

in Schlesien

(April bis Oktober 1819)

Unſere Reiſe ging langſam aber ohne Hindernis vonſtatten. Es dunkelte, als wir Breslau erreichten. Die hochaufgetürmten rieſigen Wollſäcke — es war gerade Wollmarkt — verengten die Straßen, durch welche wir fuhren, bei dem ohnehin noch lebhaften Treiben ſo ſehr, daß kaum fortzukommen war. Nur durch Peitſchenknallen und Rufen gelang es dem Kutſcher, uns endlich an das von Franz beſtimmte Gaſthaus zu bringen. Der Kutſcher läutete, der Oberkellner kam heraus, bedauerte, uns nicht aufnehmen zu können, da bis unter das Dach hinauf alle Räume beſetzt ſeien. Der Herr von Babigora wäre auch noch nicht eingetroffen. Er nannte uns einige andere Hotels, wo wir vielleicht Aufnahme finden würden.

So fuhren wir ſehr abgeſpannt und verſtimmt faſt noch über eine Stunde mit dem ſchimpfenden Kutſcher den müden Pferden, bis wir endlich in einer entlegenen Gaſſe ein Unterkommen fanden. Wir ſtiegen aus und folgten dem voranleuchtenden Kellner bis in den vierten Stock, er ſchloß eine Türe auf, rief uns zu, vorſichtig zu ſein, da alles friſch mit Ölfarbe geſtrichen ſei, ſtellte das Licht auf den Tiſch und ſchloß haſtig die weit geöffneten Fenſter.

Das ganze Zimmer war von kalter, feuchter Nachtluft und ſtarkem Ölfarbegeruch durchzogen, ſo daß Mutter voll Beſorgnis ſagte: „Wenn wir hier ſchlafen, werden wir alle krank.“ Sie beſtellte ſo ſchnell als möglich Feuer in den Ofen und recht warmen Tee. Unbehaglich und trübſelig ſaßen wir, die eine hier, die andere dort, in Hut und Mantel da: „O,“ ſagte Mine, „gebt nur acht, es wird Morgen werden, ehe wir etwas bekommen, um den vierten Stock bemüht man ſich nicht ſehr.“

Kaum hatte ſie das geſagt, da klopfte es an die Türe, der Hausknecht, einen großen Korb am Arm, ein Licht in der Hand, ging, uns freundlich grüßend, an den Ofen, zündete ein Feuer an, das luſtig flackerte und brannte: „Wird bald warm werden,“ rief er uns gutmütig zu, wünſchte „eine wohl ſchlafende Nacht“ und ging. Das luſtige Feuer im Ofen, die tröſtlichen Worte des ſchlichten, gutmütigen Mannes hatten plötzlich den kalten, fremden Raum erwärmt und heimiſch gemacht, wir legten Mäntel und Hüte ab, hatten kaum den Tiſch zum Ofen getragen, als auch ſchon der Kellner kam und den Tee ſo hübſch ſervierte, als ob wir in der erſten Etage wären.

Mutters Prophezeiung zum Trotz ſtanden wir alle am nächſten Morgen friſch und munter auf. Unſere nächſte Aufgabe war nun, Franz wiſſen zu laſſen, wo er uns treffen könne. Ein wenig in der fremden Stadt umherzugehen wagten wir nicht, aus Furcht, ihn zu verſäumen, und ſo verbrachten wir wartend faſt den ganzen Tag.

Gegen Abend kam er, überſchwenglich zärtlich und glücklich, wieder mit uns vereint zu ſein. Er ſchilderte mit den glühendſten Farben die Troſtloſigkeit ſeines einſamen

Lebens, wenn er ermüdet und angeſtrengt nach Hauſe käme, keinen Menſchen zu finden, der ihn freundlich begrüßte, keinen, mit dem er frei von Herzen ſprechen könne. „Und ihr könnt glauben," ſagte er, „ich bedarf ſolcher Erfriſchung, mein Leben iſt nicht ſo leicht, als ihr euch vorſtellt. Die vielſeitig großen Unternehmungen gönnen mir keinen Augenblick Ruhe oder Raſt. Ich fand auf Babigora ein ſehr bedeutendes Kohlengrubenwerk, eine Alauenhütte und entdeckte außerdem bald noch reiche Hilfsquellen in dem ergiebigen Boden. Jeder intelligente Menſch hat die Verpflichtung, was die Erde bietet, zu verwerten, ſo legte ich gleich noch eine Ziegelbrennerei an, und auch die koſtbaren, nie benutzten Waldungen ſuche ich zu verwerten."

Mutter ſagte: „Fängſt du auch nicht zu viel auf einmal an?" „Und woher kommen die gewiß bedeutenden Geldſummen, die du dazu brauchſt?" ſetzte Mine hinzu.

„Es wäre kleinlich," rief er, „der momentanen Sorgen und Mühen wegen, ſolch große Unternehmungen aufzugeben. Alle dieſe Dinge halten mich natürlich oft vom Hauſe entfernt. Bis vor einigen Wochen hat mein Verwalter die Geſchäfte des Gutes beſorgt, da entdeckte ich, daß der Schurke mich auf die abſcheulichſte Weiſe betrogen und beſtohlen hat, ich jagte ihn auf der Stelle fort, er hat mir Rache geſchworen, und ich bin ſicher, daß er dieſen Schwur hält und mir einmal das Haus über den Kopf in Brand ſteckt."

„O, Gott behüte!" rief Mutter ganz entſetzt. Wir alle ſaßen natürlich ſtumm und bedrückt da, er ſah uns an und fragte: „Aber was iſt denn? Ihr alle

ſeid ſo ſtill.“ „Na,“ fuhr Mine los, „bei den Schilderungen, die du uns von dem Leben gemacht haſt, das unſerer wartet, kann das Sprechen einem wohl vergehen.“ „Mine,“ ſagte er und ſah ſie durchdringend an, „verdirb mir die Stunde des Wiederſehens nicht, du weißt nicht, wie ſehr ich mich danach geſehnt habe.“ Mutter winkte ihr zu, tat einige harmloſe Fragen, und ſo verging der Abend dann anders, als wir es gedacht hatten.

Am frühen Morgen verließen wir Breslau; Franz fuhr mit Mutter in ſeinem leichten Wagen voraus. Wir mit dem Gepäck und dem Pudel folgten ihnen. Der durch Regen und Schnee ganz aufgeweichte Lehmboden ließ an manchen Stellen die Pferde nur mit der größten Anſtrengung die Räder in Bewegung ſetzen; dazu kam noch, daß die Gegend immer gebirgiger wurde.

Endlich am vierten Tage erreichten wir Ratibor, das letzte Städtchen vor unſerm künftigen Aufenthaltsorte. Es war Abend, und das geſchäftige Treiben hatte ſchon ganz aufgehört. Die Straßen waren eng, die Häuſer, bis auf das Oberlandesgerichtsgebäude, klein und unbedeutend. Der große Marktplatz war verödet und ausgeſtorben; man hörte nichts, als das Geplätſcher des immer fortſprudelnden Brunnens, der die Mitte des Platzes einnahm, und zu dem ringsum ſteinerne Stufen führten. Franz ließ vor einem Hauſe halten, da er dringend jemanden ſprechen mußte. Mutter kam zu uns in den Wagen, ſchien ſehr beklommen und ſagte: „Kinderchen, ich glaube, es war ein großer Leichtſinn von uns, daß wir hierhergekommen ſind.“

„Das fürcht' ich auch,“ ſagte Mine, „aber Vater,

unſer verſtändiger Ludwig, auch Eduard, alle ſtimmten dafür; keiner hat uns abgeredet."

„Na," rief ich, „nun ſind wir einmal hier, nun quält euch weiter nicht."

Es war indes ganz dunkel geworden, die feuchte Abendkühle, welche durch die Nähe des Gebirges dort weit ſtärker und empfindlicher eintritt, drang durch alle Fugen des Wagens hinein, wir wickelten uns feſter in Tücher und Mäntel, aber es wollte nichts helfen, wir bebten vor Froſt. Die Kutſcher waren abgeſtiegen, ſprachen ſehr laut und lebhaft polniſch miteinander, was unſer banges Gefühl des Entferntſeins von der Heimat unheimlich verſtärkte. Franz kam, Mutter ſtieg wieder zu ihm in den Wagen, und nun ging's geradewegs der neuen Heimat zu. Ratibor liegt von Babigora nur $^5/_4$ Stunden entfernt, da der Weg aber ſehr gebirgig und ſchlecht, und die Nacht unterdeſſen ganz eingebrochen war, ſo konnten wir nur Schritt vor Schritt fahren, und Franz wurde dadurch gezwungen oft ſtillzuhalten, um uns zu erwarten.

„Jetzt fängt gleich unſer Grundſtück an," rief er uns zu. Wir bogen uns hinaus, aber vergebens, es war unmöglich, irgend einen Gegenſtand zu unterſcheiden. Nun hörten wir die dumpfen Schläge der Dampfmaſchine, und ein ſtarker Steinkohlengeruch verkündigte uns die Nähe unſers Gutes. Ein eigentümlicher Feuerſchein ließ ſich in der Dunkelheit erkennen. Wir kamen näher und ſahen, daß es brennende Steinkohlenhaufen waren, die uns zu Ehren den ganzen Weg, etwa 30 Schritte voneinander entfernt, aufgerichtet waren. Büſche und Bäume

in der Nähe der Straße ließen ſich nun unterſcheiden, aber das Licht war trüb und rot, und unheimlich drängte ſich die Flamme durch den dichten, ſchwarzen Qualm; auch fehlten zu dieſem feierlichen Einzuge heitere Menſchen und frohe Stimmen. Einſam und öde brannten die Feuer in der ſtillen Nacht, und ſo machte dieſe Überraſchung einen mehr ſchauerlichen als angenehmen Eindruck. Wir machten eine kleine Biegung, fuhren eine Strecke bergan und hielten vor dem Hauſe ſtill.

Es war einſtöckig und ſechs Fenſter breit; die Türe, zu der zwei ſteinerne Stufen führten, lag in der Mitte, ein paar größere Steinkohlenhaufen, die in der Nähe derſelben brannten, erleuchteten ſo hell die grauen, mit Steinkohlen und kleinen Steinchen beworfenen Wände, daß wir nun auch die Eiſenſtäbe und die weiße Einfaſſung an den Fenſtern erkennen konnten.

Zwei Diener ſtürzten auf unſere Wagen zu, uns mit der dort gebräuchlichen, ſklaviſchen Höflichkeit herauszuhelfen. Wir traten in ein hellerleuchtetes Zimmer, das elegant möbliert und mit Ölgemälden geziert war. Ein reichbeſetzter Teetiſch mit dampfender Teemaſchine winkte ſehr einladend; aber Franz ſetzte ſich in die Sofaecke, rief Mutter zu ſich und fuhr in einem Geſpräch, das er im Wagen mit ihr begonnen hatte, fort, als ob wir hier ſchon alle Tage bei ihm zum Tee geweſen wären. Als wir uns durch etwas Speiſe und Trank geſtärkt und erwärmt hatten, konnte ich es nicht länger aushalten und rief: „Ach, hör' doch nur jetzt auf zu ſprechen und zeig uns lieber einmal das Haus; wir ſind doch gar zu neugierig, zu ſehen, wie und wo wir künftig wohnen ſollen."

„Das hat Zeit bis morgen," erwiderte er verdrießlich, „was ich mit Mutter zu beſprechen habe, iſt wichtiger." Wir ſchwiegen, und jeder hing ſeinen eigenen trüben Gedanken nach. Ich trat zum Fenſter und blickte hinaus, was half uns nun Haus, Garten, Feld und Wieſen? Die Feuer, die uns zu Ehren brannten, kamen mir wie Spott vor. „Es iſt doch ſehr einſam hier," flüſterte ich Mine zu, „und wie ſchauerlich klingt die Dampfmaſchine." „Dieſe Dampfmaſchine," ſagte Franz, der es gehört hatte, „arbeitet unausgeſetzt Tag und Nacht; ohne menſchliche Hilfe öffnet ſich der große eichene Deckel und läßt den ſchwerbeladenen Kaſten, den die Bergleute in den Schachten mit Steinkohlen füllen, und der nur durch die Kraft dieſer Maſchine hinaufgewunden wird, hindurch, ſeinen Inhalt auszuſchütten und wieder in die Tiefe hinabzuſinken, um neuen Vorrat zu holen."

Es war ſpät geworden, Franz ſtand auf, um uns unſer Schlafzimmer zu zeigen. Er nahm ein Licht, wir folgten ihm durch noch ein hübſches, großes Zimmer, und indem er eine Tür öffnete ſagte er: „Hier! es iſt nur klein, aber ich denke, es wird euch gefallen, es liegt ſehr angenehm nach dem Walde hinaus!" Er reichte jedem von uns die Hand, indem er uns eine gute Nacht in ſeinem Hauſe wünſchte, und ging. Es war uns lieb, daß unſere Betten alle in einem Zimmer ſtanden, und wir zuſammenbleiben konnten. Daß aber weder Läden noch Rouleaux an den Fenſtern waren, gefiel uns gar nicht, obgleich die Eiſenſtäbe etwas Beruhigendes hatten. „Totgeſchlagen können wir hier auch noch werden," ſagte Mine mutlos, indem ſie einen Tiſch vor die

Türe rückte, deren Schloß sie nicht imstande gefunden hatte. Wir wünschten einander gute Nacht und legten uns nieder.

Ich war aufgeregt durch das lange Fahren, durch den Eindruck, den diese neue Umgebung auf mich gemacht, und das Herz pochte mir gewaltig. Es war mir nicht möglich, einzuschlafen, Franzens Rede „es liegt angenehm nach dem Walde hinaus," klang mir unaufhörlich in den Ohren. Den Wald so nahe — wie leicht konnten Räuber und Zigeuner oder gar der furchtbare Verwalter dort versteckt sein, und wenn alles im Hause still geworden, hervorstürzen — bei diesem Gedanken richtete ich mich im Bette auf und sah nach dem Fenster hin, wo die schwarze Nacht mit ihren tausend Gesichtern und Gestalten mich anblickte, — ich legte mich geschwind nieder und zog die Decke über meinen Kopf, daß ich fast erstickt wäre. Das war nun das romantische Leben von Räubern und Zigeunern, worauf ich mich so gefreut hatte. Jedes neue Rauschen oder das Schnarchen des Hundes jagte mir Schrecken ein. Nach und nach entschlummerte ich aber doch, immer hörte ich durch den Schlaf hindurch das dumpfe, ächzende Tönen der Dampfmaschine, ich sah den schweren Deckel sich öffnen, blickte hinab in die Tiefe des schwarzen Schachtes, wo langsam, wie von Geistern getragen, die Kasten sich hinaufbewegten. Graulich, schauerlich! Mit Entsetzen denke ich noch heute an diese erste Nacht auf Babigora.

Es war schon ziemlich spät, als ich am nächsten Morgen erwachte. Ich blickte umher, und das kleine, graugemalte Stübchen, wo wir vier so traulich bei einanderlagen, sah am Tage recht freundlich aus. Als ich

mich angekleidet, trat ich ans Fenſter. O, du ſchönes, helles Sonnenlicht! wie ermutigend und belebend wirkſt du doch! Das Tannenwäldchen, daß ich geſtern abend ſchwarz, beängſtigend, bis dicht ans Fenſter gedrängt, mit Räubern und Mördern angefüllt geſehen, lag nun wenigſtens 30—40 Schritte vom Hauſe entfernt lockend und hell im Morgenduft da, und die lieben, immergrünen Tannen, vom Nachttau erfriſcht, riefen uns ein freundliches Willkommen zu. Als wir beim Frühſtück traulich und munter um den Tiſch ſaßen, trat der Steiger ein, der jeden Morgen Bericht über die Arbeiten der Nacht erſtattete. Der Mann gefiel mir ſehr in ſeiner ſchwarzen Bergmannstracht, mit ſeinem Rufe „Glück auf", und ſeinen Reden von Stollen, Fahrten und Anfahren; er war mir eine Erſcheinung wie aus einer andern Welt. Sobald er weg war, ließ Franz anſpannen; er müſſe in Geſchäften fort, verſprach aber pünktlich zum Mittag wieder bei uns zu ſein.

Wirklich kam Franz zur beſtimmten Eſſensſtunde zurück und brachte ein Briefchen von Frau v. Sack, unſerer nächſten Gutsnachbarin, mit. Er hatte im Vorbeifahren ihr gleich unſere Ankunft gemeldet, und ſie war ſo freundlich, uns ſchon zum morgigen Mittag auf die liebenswürdigſte Weiſe einzuladen. Am andern Mittag ſtand unſere Equipage bereit; wir nahmen Mäntel und Tücher für den Abend mit, und nachdem wir große Not mit Cäſar gehabt hatten, der durchaus nicht bei den fremden Leuten zurückbleiben wollte, ſtiegen wir ein und fuhren fort.

Von der Gegend konnten wir auch heute noch keinen

rechten Begriff bekommen, da alles noch kahl und winterlich war, aber wenn wir uns auch Büsche und Bäume belaubt und die Felder grün denken wollten, so sah man doch, daß die Lage unsers Gutes einsam war, und der Eindruck selbst im Sommer ernst und melancholisch sein mußte.

Die Kolonie der Bergleute bestand aus einigen ärmlichen Häusern, die dicht nebeneinander lagen, noch etwas höher als unser Haus, ganz nahe bei dem Gebäude, worin die Dampfmaschine arbeitete. Der Weg, der da hinaufführte, war, wie alle übrigen, mit Steinkohlenstaub bedeckt, ein dicker Qualm, der aus der Dampfmaschine aufstieg, trübte die Reinheit der Luft. Das lange Bergabfahren machte uns die Höhe der Lage unseres Hauses recht deutlich. Mit dem größten Interesse betrachteten wir die Reichhaltigkeit des Bodens, als wir in geringer Entfernung von einander außer der Kohlengrube, die wir nun schon kannten, auch noch das Alaunwerk und die Ziegelbrennerei fanden, und mit Liebe sahen wir Felder und Wiesen an, die Franz als die unsern bezeichnete.

„Hier ist die Grenze, wir sind jetzt auf dem Gute des Herrn v. Sack, Czernitz," sagte er, indem er den Kutscher antrieb, schneller zu fahren. Das Land war flacher, weniger romantisch, aber fruchtbarer als bei uns, und außerordentlich gut gehalten. Bald hielten wir vor der Türe eines einfachen Hauses — des sogenannten Schlosses. Ein großer, stattlicher Herr, den Franz als den Schwiegersohn des Herrn v. Sack, Herrn v. Schweinichen vorstellte, war uns beim Aussteigen behilflich. Er reichte Mutter den Arm, und führte sie mit einer

hübſchen Förmlichkeit bis an die Türe, wo auf dem großen Hausflur die ganze Familie verſammelt war.

Wir wurden ſehr freundlich empfangen und in das Wohnzimmer geführt, das gleich zu ebener Erde lag. Es hatte vier Fenſter nach der einen, und noch zwei nach der andern Seite des Hauſes, war aber trotzdem trübe und dunkel, weil die Fenſter ſehr hoch angebracht und nur klein waren. Überhaupt glich die ganze Einrichtung des Zimmers mehr der eines wohlhabenden Bauern als eines reichen adeligen Gutsbeſitzers.

Als wir abgelegt hatten, wobei die ſehr hübſche, feine junge Frau v. Schweinichen uns behilflich war, ſtellte die Frau vom Hauſe uns ihre ganze Familie vor. Mit ſehr reſpektvoller Haltung führte ſie zuerſt ihren alten Vater, einen Mann mit ſilberweißen Haaren und einem grünen Sammetkäppchen auf dem Kopf, zu Mutter hin, nannte ſeinen Namen und unſere, wobei der Alte ſich tief verbeugte, was wir erwiderten. Dann brachte ſie ihre übrigen Angehörigen, jedes einzeln heran, zuletzt ihre vier Enkelinnen. Dieſe feierliche Zeremonie und das achtungsvolle Benehmen, mit welchem die ganze Familie dem Urgroßvater begegnete, machten einen ſo rührenden Eindruck auf uns, daß wir ſchon von dieſem erſten Augenblick an ihnen allen herzlich zugetan waren.

„Fräulein Thereſe, ſetzen Sie ſich zu meinem Schwiegerſohn,“ rief Frau v. Sack mir zu, als wir zu Tiſch gingen. ‚Aha! hier werde ich doch Fräulein genannt!‘ dachte ich und ließ mich, ſehr geſchmeichelt aber jedenfalls hochrot vor Verlegenheit, an meinen Platz führen.

Bei Tiſch ging es ſehr munter und gemütlich zu.

Ich bewunderte im Stillen die Mannigfaltigkeit der großen Braten und Fleischspeisen. Franz lobte den vortrefflichen Wein, war überhaupt sehr liebenswürdig und entzückte die ganze Familie durch seine heitere Laune.

Herr v. Schweinichen sagte zu mir, wie sehr er sich freue, öfter mit mir musizieren zu können. Sein Enthusiasmus, mehr noch sein musikalischer Geschmack setzten mich in Erstaunen. Er kannte fast alle gute Musik, erzählte mir, daß er mit einem benachbarten Organisten, den er sich von Zeit zu Zeit holen lasse, oft bis tief in die Nacht sänge und spiele. „Der arme Mann, ein sehr gediegener Musiker, fühlt sich in dieser Beziehung ebenso vereinsamt wie ich. Meinen Gärtner und den Jäger habe ich von ihm unterrichten lassen, und wenn beide es auch nicht sehr weit gebracht haben, so kommt doch manchmal ein Haydnsches Quartett zustande. Die Polen haben viel Talent, und zum Fleiß weiß ich sie zu zwingen," sagte er lachend. Ich versprach, wenn er mit meinem bißchen Singen und Spielen vorlieb nehmen wolle, so oft seine Zeit es erlaube, mit ihm zu musizieren.

Gegen Ende der Mahlzeit ließ der Wirt des Hauses sich einen Pokal reichen, füllte ihn mit altem Ungarwein und erhob sich. Er hielt den Becher in die Höhe und brachte in einem hübschen Trinkspruch, worin er uns alle willkommen hieß, Mutters Gesundheit aus. Dann leerte er ihn bis auf den Grund, füllte ihn wieder bis zur Hälfte, reichte ihn Mutter, die neben ihm saß mit dem Bemerken, daß nach dortiger Sitte die Reihe nun an ihr sei, die Gesundheit ihres andern Nachbarn auszubringen. Mein armes Mutterchen machte ein ganz

entſetztes Geſicht und verſicherte, das wäre ihr unmöglich. Herr v. Sack erbarmte ſich ihrer auf eine allerliebſte, ſcherzhafte Art und erbot ſich den Spruch für ſie zu übernehmen, aber das Trinken könne er ihr nicht erlaſſen. Es gälte bei ihnen als das Zeichen eines neuen Freundſchaftsbundes, aus einem Becher miteinander zu trinken. So kreiſte der Pokal rings um den Tiſch und gab, natürlich durch unſere Ungeſchicklichkeit, Anlaß zu Spaß und Lachen. Das einzig wirklich Unangenehme dabei war, daß man den Becher leeren mußte, denn es wäre eine Beleidigung geweſen, etwas Wein darin zurückzulaſſen. Das Rufen, Necken und Quälen hörte nicht auf, bis der letzte Tropfen ausgetrunken war. Wir waren alle ſo vergnügt, daß wir gar nicht bemerkten, wie dunkel es unterdes wurde. Beim Abſchied mußten wir verſprechen gute Nachbarſchaft zu halten, mit Freuden taten wir es.

Sobald wir nun ein wenig eingelebt waren, ſchrieben Mine, Lore und ich an Eduard, und erhielten auch ſehr bald ſeine Antwort. Mit freudigſter Erregung und Spannung erbrach ich den Brief, — den erſten von ihm! Er erkundigte ſich freundlich und teilnehmend nach allen, wohl freundlicher, als er oft mit mir geſprochen hatte, und dennoch genügte es mir nicht. Ich las den Brief wieder und immer wieder und legte ihn traurig in mein Käſtchen.

Nach Verlauf weniger Wochen kam wieder ein Brief von ihm. Überglücklich und froh ſchrieb er, daß ſeine Eltern nun doch ſeinem unüberwindlichen Verlangen und Dringen, zum Theater zu gehen, nachgegeben hätten,

und daß er vor wenig Tagen [am 24. April 1819] zum erſten Male die Bühne als Maſetto im „Don Juan“ betreten habe.

Jetzt hielt ich ihn für unrettbar verloren, und ich mochte mich dagegen ſträuben, wie ich wollte; immer ſah ich ihn als Maſetto, Zerline im Arm.

Franz mußte ſeiner Geſchäfte wegen oft auf mehrere Wochen verreiſen, dann fühlten wir uns unter dem fremden Volke, zu dem wir nie ein rechtes Vertrauen faſſen konnten, wie von Gott und aller Welt verlaſſen. Trotz der liebenswürdigen Freundlichkeit unſerer Nachbarn ſtellte ſich doch bald bei uns allen Heimweh und Verlangen nach den alten Freunden ein.

Auch der Ton der ganzen Umgebung war ernſt, ja melancholiſch. Am frühen Morgen ſahen wir die dürren Geſtalten und bleichen Geſichter der Bergleute in den ſchwarzen Trachten aus den kleinen Hütten kommen, die Grubenlichter am Gürtel hängend, und gekochte Kartoffeln in ein Tuch gebunden, als einziges Nahrungsmittel für 24 Stunden. Wir wußten, daß ſie den gefahrvollen Weg in die Schachten hinunterſteigen mußten, und waren vom tiefſten Mitleid bewegt.

In dem Kreiſe unſerer neuen Bekannten, die uns täglich lieber wurden, verlebten wir freilich auch viele angenehme, heitere Stunden. Ich muſizierte oft mit Herrn v. Schweinichen; der Organiſt und Mine kamen mehrmals dazu, und ſo ſangen wir denn zur Freude beider Familien die allbeliebten Mozartſchen Opern. Wenn mir nun auch bei den Duetten des Figaro und der Suſanna Eduards ſchöne, poetiſche Stimme fehlte,

war ich doch sehr froh, auf einem einsamen Gute an der polnischen Grenze einen so musikalisch sichern Sänger gefunden zu haben wie Herrn v. Schweinichen.

Da ich keinen Lehrer hatte und ganz allein auf mich angewiesen war, so lockten mich jetzt Schwierigkeiten, vor denen ich sonst zurückgeschreckt war, indem ich selbst aus eigener Wahl sie mir stellte. Ich spielte freier, sicherer und sang mit weit mehr Ausdruck als sonst. Alle kamen überein, daß ich in den zwei Monaten, wo ich mir selbst überlassen war, bedeutendere Fortschritte gemacht hätte als in Berlin unter der Aufsicht eines guten und gewissenhaften Lehrers. Man lobte mich deshalb, und ich mußte heimlich lächeln, daß niemand ahnte, was diese Fortschritte bei mir hervorgebracht. Mein ganzes Wesen hatte sich verändert, ich war nicht mehr das ausgelassene, lustige Kind, eine unbestimmte Sehnsucht, ein banges Gefühl wie Heimweh hatte sich meiner Seele bemächtigt. Da schien Musik die einzig mir verständliche Sprache, und allen Empfindungen, für die ich keine Worte fand, konnte ich in Tönen Sprache und Ausdruck geben.

An einem Sonnabend morgen kam Herr von Schweinichen, um mich aufzufordern, an der morgenden Sonntagsmusik in der kleinen Dorfkirche auf dem Gute seines Vaters, anderthalb Meilen von uns entfernt, teilzunehmen. Ich weigerte mich, weil ich glaubte, daß es einem öffentlichen Konzertsingen ähnlich sei und ich mich dazu nicht entschließen könne. Als er mir aber auseinandergesetzt, daß es nur der gottesdienstlichen Musik vor der Dorfgemeinde gelte, willigte ich gern ein. Wir beredeten eine Probe für den Abend in der Kirche, er

ließ mir die Noten zur Durchsicht da und versprach seinen Wagen zu schicken, da Franzens Pferde beschäftigt waren. Es war schon ziemlich spät, als wir vor dem Gittertor der Kirche von Zschrischkowitz hielten. Wir fanden Frau v. Schweinichen und ein junges Mädchen, Adelheid, Nichte der Frau v. Sack, die zum Besuch aus Breslau gekommen war. Beide wollten der Musikprobe beiwohnen.

Wir gingen über den Kirchhof durch die niedrige gotische Türe in die Kirche. Sie war von länglicher Form und weit stattlicher, als ich gedacht hatte. Mich umzusehen ließ aber Schweinichen mir nicht Zeit, da er seine Probe im Kopfe hatte. Er nahm mich am Arm und führte uns ohne weiteres eine kleine Treppe hinauf zum Orgelchor. Hier wurden wir von dem Organisten und zwei Bedienten des Herrn v. Schweinichen empfangen, die schon ganz hübsch Violine und Bratsche spielten und vortrefflich accompagnierten. Frau v. Schweinichen, Mine und das Fräulein setzten sich, und ich fing an, meine Arie, eine lateinische Arie von Pleyel, mit Begleitung der Orgel und der beiden Streichinstrumente zu probieren.

Es war indessen ganz dunkel geworden. Die Herren klebten kleine Wachslichtchen auf die Brüstung des Chores, auf dem wir standen, und zündeten sie an. Spärlich beleuchteten sie unsere Noten, die ganze übrige Kirche erschien dadurch nur noch dunkler. Während dieser Vorbereitung sah ich hinab, es war ein wunderbarer Anblick. Die Mutter Gottes, aus Holz geschnitten, stand bunt gekleidet in Lebensgröße vor einer Säule,

ihr gegenüber der gekreuzigte Heiland; je länger ich hinſah in der ungewiſſen Dunkelheit, je lebendiger wurden mir die Geſtalten und ſchienen ſich zu regen. Die ganze Reihe der Fenſter entlang waren Fahnen aufgeſteckt, dazwiſchen hingen bunte Kränze mit verblichenen Bändern zur Erinnerung an verſtorbene Jungfrauen des Dorfes. Durch ein offenes Fenſter, das der Kirchendiener morgens geöffnet, um die warme Frühlingsſonne in das dumpfe Gebäude dringen zu laſſen, und das er zu ſchließen vergeſſen, zog nun die kalte Nachtluft und bewegte die Fahnen und Bänder an den Totenkränzen. Auch der eigentümliche Duft, der von dem Weihrauch des Gottesdienſtes in der leeren Kirche zurückgeblieben war, wirkte auf mich. Ich hörte nicht, als man mir zurief, aber als die Orgel ertönte, ſang ich die Reſponſorien aus voller Seele und in höchſter Begeiſterung, Tränen liefen über meine Wangen, während ich ſang; es war mir, als wäre ich längſt geſtorben und riefe hoch in Wolken ſchwebend den Menſchen das Ave zu. — Eine ähnliche Empfindung habe ich nie wieder gehabt, aber ich glaube auch nie in meinem Leben ſo geſungen zu haben, als an dieſem Abend.

Als ich geendet hatte, kam Adelheid, umfaßte und küßte mich, ich aber winkte ihr, und ſie folgte mir die kleine Treppe hinunter, während das Orgelſtück probiert wurde. Auch ſie konnte ſich des ernſten Eindrucks nicht erwehren, den die dunkle Kirche auf ſie machte. Wir gingen leiſe Hand in Hand über die Grabſteine der Gutsherrſchaften, die in den Gewölben ruhten, mit ehrfurchtsvoller Scheu ſetzte ich meinen Fuß auf die Ge-

ſtalten, welche in den Stein eingehauen waren; an den vielen leeren Bänken vorüber ſtreiften wir furchtſam unter den im Zugwind rauſchenden Fahnen und zitternden Totenkränzen hin. Das Weihbecken mit dem geweihten Waſſer zog mich mächtig an, und hätte ich mich vor meiner Begleiterin nicht geſchämt, ich würde Stirn und Augen gern damit benetzt haben; an dem Beichtſtuhl mit den vergitterten Fenſtern konnte ich aber nicht vorübergehen, wir traten hinein und ſetzten uns. Die Orgel klang ſanft und mächtig zu uns hernieder, und mit gefalteten Händen lauſchte ich andächtig, bis der letzte Ton des Chorals verklungen war; dann lief ich zu Mine, die auf mich wartete. Mich ſchauerte, ich wickelte mich feſt in meinen Mantel, erholte mich aber von all den Eindrücken erſt, als wir im hellen Mondſchein in der erquickenden, friſchen Luft unſere Rückfahrt machten.

Adelheid v. Sack brachte einen andern Ton und friſches Leben in unſern Kreis. Tauſend Pläne zu Feſtlichkeiten bildeten und verwarfen wir zuſammen, auch Komödie wollten wir ſpielen, wählten Stücke, verteilten Rollen, fingen an zu lernen, allein weiter gedieh die Sache nicht, denn es ſtellten ſich zu viele Hinderniſſe in den Weg.

Eines Tages war Adelheid wieder zum Beſuch auf Babigora. Wir ſaßen an der Türe, und Lore und ich hörten geduldig ihren Erzählungen von Feſten und Bällen, bei denen ſie floriert habe, zu. Nur an unſern zweifelhaften Mienen hätte ſie es merken können, daß wir zuweilen doch ein wenig ungläubig waren, wenn ſie von dem großen Aufſehen ſprach, das ſie überall gemacht. Lore ward es bald zu viel, und ſie ließ uns

allein. Kaum war ſie fortgegangen, als Adelheid vertraulich näher rückte und anfing, mir einen jungen Baron Eduard, der auf allen Bällen mit ihr getanzt und ihr gewaltig den Hof gemacht habe, auf das ſchönſte und intereſſanteſte zu ſchildern. Es verdroß mich immer, nur ſtill zuzuhören, und obgleich ich recht gut wußte, daß unſer Eduard mir niemals den Hof gemacht hatte, ſo verlockte mich doch die Sucht, ihr nicht nachzuſtehen, halblaut zu ſagen: „O, ich könnte dir wohl auch von einem Eduard erzählen.“ — „Ach tue es doch,“ bat ſie, „ſieh nur, wie offen ich gegen dich bin.“ Wirklich beſchrieb ich ihr Eduard, erzählte von ſeinem Singen, ſeinem Leſen, von allem Guten und Schönen, das ich nur irgend wußte, und ging in meinem Eifer ſo weit, ſeine Briefe und ein Gedicht, welches er uns geſchickt hatte, zu holen. Sie las und rief immer ſich unterbrechend: „Allerliebſt, charmant, der iſt ſterbend verliebt in dich!“ „Ach Gott bewahre,“ ſagte ich faſt gelähmt vor Schreck und Ueberraſchung, „wie kannſt du ſo etwas nur ſagen.“ Dabei wollte ich die Briefe ihr nehmen. „Stell dich doch nicht ſo, als ob du es nicht wüßteſt,“ erwiderte ſie lachend. „Wahrhaftig, ich weiß es nicht,“ rief ich faſt weinend ganz außer mir. „So will ich dir's beweiſen,“ ſagte Adelheid, nahm das Gedicht und zeigte mir mehrere Stellen, die allerdings von Liebe und Sehnſucht ſprachen; „denn daß er immer Euch ſagt, iſt nur der Schicklichkeit wegen,“ fuhr ſie fort, „im Grunde meint er doch nur dich.“ — „Nein, nein!“ ſchrie ich heftig, „er meint uns alle, das verſtehſt du nur nicht,“ nahm Briefe und Gedichte und eilte damit ins Haus,

unwillig auf mich, daß ich nur aus Eitelkeit mich hatte verleiten lassen, das Heiligtum unserer Freundschaft zu verraten, das ich nun so mißverstanden sah.

Nach einigen Wochen reiste Adelheid ab und es ward wieder still und einförmig wie vorher.

Das von Franz so heiß ersehnte Zusammenleben mit uns gestaltete sich ganz anders, als er erwartet hatte. Seine Geschäfte zwangen ihn, fast mehr auswärts als zu Hause zu sein, und auch dann fanden sich wenig Stunden der Ruhe, die wir miteinander genießen konnten. Er fand fast jedesmal bei seiner Rückkehr viel versäumt und vernachlässigt. Das bewog ihn, wieder einen Verwalter anzustellen. Ein tüchtiger Ökonom wurde ihm von Sachverständigen empfohlen, er trat nach einigen Tagen ein. Es war ein junger Mann von 26 Jahren, kräftig gebaut und von militärischer Haltung, mit großem, blondem Schnurrbart. Er war Offizier gewesen, hatte vor kurzem wegen eines Vergehens gegen seine Vorgesetzten den Dienst quittieren müssen und war zu seinem eigentlichen Beruf, der Ökonomie, zurückgekehrt. Sein energisches, sicheres Auftreten gefiel Franz so sehr, daß er ihm schon nach der ersten Stunde sein ganzes Vertrauen schenkte.

Durch diesen Stellvertreter weit beruhigter, rüstete Franz sich bald wieder zu einer kleinen Reise und drang darauf, daß Mutter und Mine ihn begleiten möchten.

Sobald sie fort waren, hing ich mir den großen Schlüsselbund an den Gurt und ging mit Loren stolz als alleinige Herrin im Hause umher, im vollen Gefühl meiner Würde, das noch mehr gesteigert wurde, als Josepha und Babette, die Hausmädchen, zu mir kamen

und baten sie nach dem nächsten Städtchen zum Kirchweihfeste gehen zu lassen, wo sie sich Bänder und Ablaß kaufen wollten. Da in diesen Tagen nur wenig zu tun war, und Stanis, der Gärtner, versprach alle Arbeit für sie zu tun, zeigte ich mich gern als gütige Herrin und gewährte ihre Bitte, wofür beide mir stürmisch die Hände küssen wollten, und da ich sie zurückzog und versteckte, den Saum meiner Schürze küßten. Gegen Abend kehrten beide vergnügt zurück und brachten uns zum Lohn für die erteilte Erlaubnis ein kleines Heiligenbild mit, die Großmutter des Erlösers darstellend.

Tags darauf standen Lore und ich in der Haustüre und plauderten mit Langwor, dem Verwalter, als Josepha auf mich zustürzte, mich mit dringenden Worten und Geberden mit sich ins Wohnzimmer zog und beide Türen hastig verriegelte. Nun ward mir bange, aber ohne mir etwas von meiner Furcht merken zu lassen, fragte ich: „Was hast du, was willst du?“ Da warf sie sich vor mir nieder und zeigte starr und bleich auf den Sekretär, in welchem ich einen Schlüssel stecken sah. Sogleich ahnte ich, was vorgegangen. In dem Schreibtisch lag eine bedeutende Summe Geldes zur wöchentlichen Auszahlung der Bergleute und Hüttenarbeiter aufbewahrt.

„Du hast den Schlüssel eingesteckt?“ sagte ich, sie scharf ansehend. „Ja, ja,“ schrie sie außer sich, „als ich draußen Ihre Stimme hörte, wollte ich ihn schnell wieder abziehen und habe ihn in der Angst verbogen. Schwören Sie mir bei Gott, unserm Heiland,“ rief sie, krampfhaft meine Knie umklammernd, „schwören Sie, mich nicht zu verraten!“ Dabei sah sie mich mit einem so furchtbaren

Blicke an, daß ich überzeugt war, sie würde mich töten, wenn ich mich weigerte.

Dennoch gab der Augenblick der Gefahr mir auch Mut und Besonnenheit. „Nein, Josepha," sagte ich ruhig, „das schwöre ich nicht, aber ich will dir versprechen, für dich zu bitten, daß dir nichts geschehen soll." Dabei streichelte ich sie und hob sie freundlich auf und versuchte auf alle Weise sie zu beruhigen, erstens, weil das schöne Mädchen in ihrer Angst mich wirklich dauerte, und dann weil ich mich gewaltig vor ihr fürchtete. Es gelang mir, sie stand auf, ich suchte die Türe zu gewinnen und dankte Gott, als ich auf dem Flure stand, wo Lore und Langwor mir mit Fragen entgegentraten. Das Mädchen warf mir einen scheuen, bedeutungsvollen Blick zu und lief hinaus.

Ich war so angegriffen von dieser Szene, daß Langwor mir geschwind einen Stuhl brachte, da ich mich kaum auf den Füßen halten konnte. Ich erzählte ihnen mein Abenteuer, wobei mir einfiel, daß Josepha wahrscheinlich den Ablaß gestern gekauft, um heute ohne Gewissensbisse ihr Verbrechen begehen zu können. Langwor war wütend. Gerade in der Zeit, wo er das Haus zu hüten hatte, mußte so etwas geschehen! Nur mit der größten Mühe gelang es uns, ihn zurückzuhalten, ich glaube, der wilde Mensch hätte das Mädchen erschlagen. Er mußte sein Ehrenwort geben, sich ruhig zu verhalten, da wir morgen mittag Franz schon zurückerwarteten.

Langwor verschloß sogleich alle Ausgänge, damit sie nicht entwischen könne, was mir das liebste gewesen wäre, denn mit der Dunkelheit stellte sich auch die entsetzliche Angst bei mir ein, das Mädchen könne mich in der

Nacht ermorden. Trotzdem ſchlief ich bis gegen Morgen, wo wir durch heftiges Fluchen und Toben geweckt wurden. Das Mädchen war dennoch entſprungen, und vergebens waren alle Bemühungen Langwors und ſpäter auch Franzens, ihrer habhaft zu werden.

Wie glücklich und froh wir am nächſten Tage hinausſprangen, Mutter, Mine und Franz zu begrüßen, als ihr Wagen vor der Türe hielt, iſt leicht zu begreifen, ebenſo auch wohl, wie oft ich die Diebsgeſchichte erzählte, und wieviel ich mir auf mein heldenmütiges Benehmen dabei zugute tat.

Der Frühling kam mit all ſeinen Reizen. Unſere Gegend ward freundlicher, denn überall grünte es, Blüten und Knoſpen keimten hervor. Die Luft war jetzt ſo rein und klar, daß wir die Schneeberge oft ganz deutlich erkennen konnten. Dazu kamen die lieben Beſchäftigungen im Freien. Wir hatten für unſer Gärtchen zu ſorgen, zu ſäen, zu pflegen und zu gießen, auch die Hühner, Enten und Gänſe zu füttern, die ſchon ganz zahm und zutraulich geworden waren und mir die Körnchen aus der Hand fraßen. Abends machten wir hübſche Spaziergänge über Felder und Wieſen mit Langwor, der uns die verſchiedenen Getreidearten zeigte und viel von Viehzucht erzählte, was wir mit größtem Intereſſe hörten.

Nach dem Abendeſſen gingen Mine und ich oft allein hinaus vor die Türe, ſaßen ſtundenlang im hellen Mondenſcheine und ſahen den Fahrweg hinunter, weit, weit in die Ferne. Wir ſprachen kein Wort, eine ehrte der andern Schweigen, bis es ſpät ward und kühl, und Mine

in einem Tone, als ob wir lange vergeblich auf etwas gewartet hätten, ſagte: „Na, komm nur, wir wollen zu Bette gehen.“

Unſer Verkehr mit den liebenswürdigen Gutsnachbarn ward im Laufe des Sommers immer wärmer und angenehmer, mit Freuden würden wir ihren Einladungen gefolgt ſein, wenn ſich dem nicht ſo viele Schwierigkeiten in den Weg geſtellt hätten. Die Pferde waren nur äußerſt ſelten für uns zu benutzen, und die Equipage unſerer gütigen Nachbarn ſo oft in Anſpruch zu nehmen, war uns peinlich. Viel wichtiger aber war für uns das Hindernis, daß Mutter faſt jedesmal bei dieſen nächtlichen Heimfahrten ſich erkältete und längere Zeit ſich ſehr unwohl fühlte. Überhaupt konnte ſie ſich an das Klima noch immer nicht gewöhnen. Sie wollte uns zwar überreden, die freundlichen Einladungen ihretwegen nicht abzuweiſen, wir konnten uns aber nicht entſchließen, ſie allein zurückzulaſſen, da das Mißtrauen zu unſerer Umgebung faſt mit jedem Tage wuchs.

Franz war diesmal länger als gewöhnlich abweſend, da die wöchentliche große Auszahlungsſumme nicht ſo leicht herbeizuſchaffen war. Er kam, ſah ſehr übel aus und war aufgeregter und unruhiger als jemals. Wenn wir ihn nicht zu den Mahlzeiten gezwungen, Mine nicht zuweilen durch ein Lieblingsgericht ihn gelockt hätte, er würde es ganz vergeſſen haben, Nahrung zu ſich zu nehmen. Abends, wenn wir längſt in den Betten waren, hörten wir ihn noch bis ſpät in die Nacht in ſeinem Zimmer ruhelos auf und abgehen. Er tat mir ſchrecklich leid,

wie er mit all ſeinen ſchönen, reichen Gaben ſo wenig Freude und Genuß vom Leben hatte. Kaum waren acht Tage vergangen, als Franz ſich wieder zur Reiſe rüſtete, ſagte er, wir ſollten uns nicht ängſtigen, wenn er ſo ſchnell nicht zurückkäme, da er diesmal entferntere Städte beſuchen müſſe.

Franz war fort, wir waren ja gewöhnt, ihn oft abweſend zu wiſſen, und dennoch lag es ahnungsſchwer auf uns allen. Solange die Tage hell und warm waren, ging es noch an, aber der Wechſel der Jahreszeit trat hier mit erſchreckendem Ungeſtüm auf. Der Herbſtwind hatte in einer Nacht die Blätter von den Bäumen geriſſen und heulte ſchauerlich des Nachts um unſer einſam auf der Höhe liegendes Haus. Wir hatten tagelang Regen oder ſo dicke, ſchwere Luft, daß der Kohlenrauch nicht aufſteigen konnte und niedergedrückt ſo dicht an unſern Fenſtern lag, daß wir uns wie in einem dunkeln Gefängnis fühlten. Eine Woche war vergangen und weder Franz noch Nachricht von ihm gekommen; der Sonnabend brach an, der Mittag war vorüber, — Franz war nicht gekommen, unſere Unruhe und Spannung nahm zu. Die Leute machten Feierabend, der Steiger kam, ihren Lohn zu holen. Mutter mußte ſie abweiſen.

Öde und einſam war unſer Leben, in beſtändigem Warten und Bangen verbrachten wir die Tage. Ein Brief von Ludwig oder Eduard waren die einzig hellen Augenblicke, obgleich die letzteren uns nie ganz genügten. So war auch die zweite Woche hingegangen. Der Steiger war wieder vergeblich nach dem Arbeitslohn der Leute gekommen, und Mutter hatte zaghaft und

ſelbſt ungläubig den beſcheidenen Mann aufs neue vertröſten müſſen. Die Arbeiter waren nicht länger hinzuhalten, denn die armen Menſchen lebten doch von dem, was ſie im Augenblick verdienten, der Lohn mußte ihnen geſchafft werden, und es ward alſo notwendig, gleich Einrichtungen dazu zu treffen. Der Oberſteiger wandte ſich deshalb an das Bergamt, welches nun auf ſeine Koſten fortarbeiten ließ, um die Leute vor dem Verhungern zu ſchützen. Unſere Lage war ſchrecklich.

In dieſer Zeit der Verlaſſenheit und Sorgen war Langwor unſer Schutz und Troſt. Wir berieten und überlegten alles mit ihm, wobei er ſich ſo teilnehmend und gut zeigte, daß er unſer ganzes Vertrauen gewann. Er nahm dankbar Mutters Einladung an, die Abende bei uns zuzubringen, da auch ihm jede Zerſtreuung fehlte. Sobald die Lampe angezündet wurde, kam er, und während wir nähten und ſtrickten, wußte er mancherlei vom Soldaten- und Landleben zu erzählen. Da der Stoff auch bald erſchöpft war, brachte Mine, Gott weiß, wo ſie es gefunden, ein kleines altes Lottoſpiel, und ſo ſaßen wir bald eifrig ſpielend in allem Kummer und Sorge, während draußen Sturm und Regen tobten, und freuten uns über den Gewinn eines Apfels, einer Nuß und dergleichen.

Eines Abends, als wir wieder eben harmlos bei unſerm Lottoſpiel ſaßen, horchte Langwor plötzlich auf: „Ich höre Pferdetritte,“ ſagte er. „Das iſt Franz,“ riefen wir, aber im ſelben Augenblick ward heftig an das Hoftor gepocht, Langwor lief hinaus. — Wir ſaßen in angſtvoller Erwartung. Bleich vor Zorn und Er-

regung kam er zurück: „Es ſind zwei Exekutoren draußen, verlangen Wohnung und Stallung für zwei Pferde!“

In demſelben Augenblick trat auch ſchon der eine, den dreieckigen Hut quer auf dem Kopf, raſch in die Tür, ſchritt ohne zu grüßen oder den Hut abzunehmen auf Mutter zu, ſtellte ſich mit frecher, höhniſcher Miene vor ſie hin und ſagte: „Da Ihr Sohn bis jetzt nicht zurückgekehrt iſt, ſo hat das Oberlandesgericht die Auszahlung des Wochenlohns für ſämtliche Arbeiter übernommen und mich befugt ſämtliche Effekten hier zu verſiegeln.“ — „Das können doch nur die Sachen ſein, welche meinem Bruder gehören,“ fiel Mine ein.

„Alles,“ rief er roh, „Mamſell — ich verſiegle alles! — ſo lautet meine Ordre.“ Er ging zur Türe, rief ſeinen Kameraden herein, der kam mit einem brennenden Licht, und ſo ſchritten beide auf einen Mahagoniſchrank zu, welchen ich, ſolange ich denken konnte, im Hauſe meiner Eltern geſehen hatte.

„Herr, rühren ſie den Schrank nicht an,“ ſchrie Mine faſt und ſtellte ſich mit ausgebreiteten Armen, wie um ihn zu ſchützen, vor meines Vaters alten Schrank. Da ergriff der rohe Menſch ſie bei der Hand, riß ſie fort, und während wir weinend uns an Mine klammerten, legte er mit verächtlichem Lachen das große Siegel an. So ging er von einem Stück zum andern, bis er zu meinem Flügel kam, und wie er ſo hart die geballte Fauſt darauf legte, dröhnte es in den Saiten, was mir wie ein Klageton klang und mich ſchmerzlich aufſchreien ließ; Mutter war einer Ohnmacht nahe.

Von einer Heldennatur hatte ich nie viel in mir

gespürt, meine erste Regung bei jedem Erschreckenden oder Beängstigenden war — davonzulaufen. So auch jetzt. „Laßt uns fortgehen," bat ich, „hier können wir nicht bleiben, wir wollen nach Czernitz." —

„Ja, ja, zu Sacks, das ist gut," rief Mine, und ohne uns zu besinnen, wie in einem Taumel standen wir in Mäntel eingehüllt vor der Türe.

„So, nun geht mit Gott," sagte Mine sehr bewegt.

„Wir sollen gehen! und du?" riefen wir.

„Wenn ich Mutters und Lorens angstvoll bleiche Gesichter sehe, erfaßt mich solche Wut, daß ich imstande wäre, mit dem ersten Besten den Kerl totzuschlagen. Wenn ihr fort seid, ich gebe euch mein Wort darauf, werd' ich ganz ruhig sein. Ich schließe mich gleich im Schlafzimmer ein, dem Verwalter allein können wir das Haus nicht überlassen." Dabei schob sie sanft Mutter zur Türe hinaus, die sie rasch verschloß.

Da standen wir draußen in der dunkeln Nacht, hielten uns fest aneinander und gingen langsam vorwärts. Mutter mit uns beiden zitternden, furchtsamen Kindern allein auf der Landstraße. Ein scharfer, kalter Wind sauste neben uns her als schauerlicher Begleiter. Der Weg war schlüpfrig, oft konnten wir die Füße nur mit Mühe aus dem vom Regen aufgeweichten Lehmboden ziehen, nicht selten blieb der Schuh drin stecken. Wir hatten Mutter zwischen uns genommen, sie zu stützen. Weinend blickten wir zurück, solange wir das Licht in unserm Hause schimmern sahen, als wir den Berg hinuntergegangen waren, verschwand es unsern Blicken. Nun fühlten wir uns ganz verlassen, dazu

peinigte mich beſtändig noch die Furcht vor Räubern, die ich in jedem Gebüſch verſteckt liegen ſah. Bis zum Entſetzen aber ſteigerte ſich dieſe Angſt, als ich wirklich im Gebüſche etwas rauſchen hörte. Krampfhaft hielten wir uns aneinander feſt. Es kam näher, immer näher, ſprang heulend auf uns zu — und wir erkannten unſern guten, treuen Cäſar, der unſerer Spur gefolgt war. Außer ſich vor Freude lief er bellend und ſchmeichelnd um uns herum. Die Nähe des lieben Tieres gab uns ein Gefühl der Sicherheit und wir ſchritten rüſtig vorwärts. Endlich erreichten wir Czernitz.

Da lag alles im tiefen Schlafe. Jetzt ſtanden wir vor dem Hauſe und erſt da, wo wir um Einlaß bitten wollten, trat uns das Gewagte des Verlangens entgegen. „Wie werden ſie uns aufnehmen, — wird das ganz Widrige dieſer Begebenheit ſie nicht vor uns zurückſchrecken?“ Ratlos und zagend ſtanden wir da.

„Ach, wären wir auf Babigora geblieben,“ rief ich und Lore zugleich. „Kinderchen,“ ſagte Mutter, „jetzt ſind wir einmal hier, zurück können wir nicht, denn ich bin nicht imſtande, einen Schritt weiter zu gehen. Die Leute ſind auch immer ſo gut gegen uns geweſen, klopf in Gottes Namen an.“ „Du haſt recht, Mutter,“ ſagte ich ganz ermutigt und pochte ſo lange an die Türe, bis wir drinnen einen ſchläfrigen Gang hörten, und ein Lichtſchein durch die Spalte drang. „Wer da!“ rief eine Stimme drinnen auf polniſch.

„Wir ſind es, von Babigora; Joſeph, mach auf!“

„Ja, von Babigora,“ lallte er, „das kann ein jeder ſagen!“

„O, der iſt wieder betrunken, dann iſt nichts mit ihm anzufangen," rief Mutter.

In demſelben Augenblick kamen raſche Schritte, die Türe ward aufgeſchloſſen, und die hübſche, ſtattliche Gärtnersfrau ließ uns ein.

„Mach, daß du ins Bett kommſt!" rief ſie ihrem Manne befehleriſch zu, verſchloß die Haustüre, führte uns unten ins Wohnzimmer und ging ihre Herrſchaft zu holen.

Das lange Zimmer war durch das eine brennende Licht nur ſpärlich erhellt, in ſpannender Erwartung ſtanden wir da. Es dauerte nicht lang, ſo kamen Herr und Frau v. Sack eiligſt mit dem Ausruf: „Um Gotteswillen, was iſt geſchehen?" Zögernd und ſtockend erzählten wir und hatten kaum begonnen, als die beiden Alten auch hereinkamen; es war ſo rührend und gut von ihnen, aber der Anblick — beide in ſchleppenden Pantoffeln, langen Nachtjacken, bunte Tücher um den Hals gewickelt — war ſo grenzenlos komiſch, daß Lore und ich zum Fenſter gingen, unſer Lachen zu verbergen.

Herr v. Sack mahnte, uns nicht weiter aufzuregen und vor allen Dingen Ruhe zu ſuchen. Der alte Sorgenſtuhl des Großvaters wurde näher an den Ofen gerückt und Mutter, nachdem ſie auf Zureden der Frau v. Sack ein Gläschen Ungarwein getrunken, hineingeſetzt und mit vielen Decken und Kiſſen gut zugedeckt. Für uns verſprach die Gärtnersfrau wohl zu ſorgen, und ſo ward es bald wieder ſtill und dunkel in dem lieben, gaſtlichen Hauſe.

Am nächſten Morgen beim wohlbeſetzten Frühſtückstiſch und der dampfenden Kaffeemaſchine ſaß es ſich traulich genug, aber unſere Angſt um Mine ließ uns

keine Ruhe. Wir waren eben im Begriff, uns auf den Weg zu ihr zu machen, als ſie friſch und munter in die Türe trat. Herr v. Sack hatte ganz früh ſchon ſeinen Wagen hinaufgeſchickt, ſie zu holen, damit mir gemeinſam beraten könnten, was zu tun ſei, wie er in ſeiner liebenswürdigen Weiſe ſagte. Mine war ſeelenfroh, uns ſo wohlgeborgen zu ſehen, und verſicherte, daß auch ihre Nacht gut vorübergegangen ſei.

Nachdem wir lange hin und hergeſprochen, riet Herr v. Sack, Mutter möge nach Ratibor zu dem Juſtizrat fahren, dem die Führung unſers Prozeſſes übergeben worden, ihm offen unſere Lage mitzuteilen. Er würde es gut finden, wenn ſie mich mitnähme, erſtens um den ſchweren Gang nicht allein zu machen, und dann damit ich ſelbſt ihn bitten könne, mir wenigſtens den Flügel als Mittel zu meiner Fortbildung zu laſſen, die mir ſpäter zur Erhaltung meiner Familie dienen ſolle. Wir verſprachen gern, ſeinem Rat zu folgen, und reichten ihm bewegt die Hand.

Am nächſten Morgen fuhren Mutter und ich nach Ratibor. Aber alles war vergebens. „Es tut mir leid, ich kann an der Verfügung nichts mehr ändern," war die ſtets gleiche kalthöfliche Antwort des Juſtizrats auf alle unſere Vorſtellungen geweſen. Mutlos und niedergebeugt kamen wir bei Mine wieder an.

Mutter fühlte ſich unwohl und legte ſich zeitig nieder, wir ſetzten uns zu ihr ins Schlafzimmer und ſchrieben an Ludwig und Eduard. Wir hatten bis jetzt aus Rückſicht und Schonung für Franz unterlaſſen, ihnen unſere Not zu klagen; jetzt waren vier Wochen vergangen, wir konnten

an ſeine Rückkehr nicht mehr glauben und fühlten uns wie verraten und verkauft unter dem fremden Volke.

Mutter ward in der Nacht ſehr unwohl, fühlte ſich am Morgen unfähig aufzuſtehen und erregte durch ihr erſchreckend übles Ausſehen unſere größte Beſorgnis. Wir mußten zu einem Arzt ſchicken. Nachdem er ſich von uns die mögliche Veranlaſſung der Krankheit hatte ſchildern laſſen — wir konnten ihm den Schreckensabend nicht verhehlen —, ging er zu Mutter; er ſetzte ſich ruhig und freundlich an ihr Bett, war ſehr eingehend und tat dann den beglückenden Ausſpruch, daß durchaus keine Gefahr vorhanden. Der ganze Zuſtand ſei eine heftige Nervenerregung und Erkältung, außerdem ſei dies Klima überhaupt zu rauh für Mutters zarte Konſtitution, und da, wie er hörte, wir die Abſicht hätten, Babigora zu verlaſſen, riete er, es womöglich nicht lang hinauszuſchieben; ſchon die Veränderung der Luft ſei ein entſchiedenes Heilungsmittel. Er ging und ließ uns alle ſehr getröſtet zurück, und wirklich konnte er, als er nach einigen Tagen ſie wieder beſuchte, ihr erlauben aufzuſtehen; er empfahl nur noch Ruhe und Wärme.

In dieſen furchtbar ſchweren Tagen hatten ſelbſt die Exekutoren, dieſe beiden Männer des Schreckens, ein mitfühlend Herz gezeigt und ſich aufs freundlichſte bemüht uns, wo es möglich war, Hilfe zu leiſten. Jeden Morgen erkundigten ſie ſich teilnehmend nach Mutters Befinden und ſchlichen leiſe umher, wenn ſie glaubten, daß ſie ſchliefe.

So war die Woche hingegangen. Wir ſahen den Poſtboten den Berg heraufkommen; Mine lief ihm entgegen und trat mit dem Freudenruf: „Ein Brief von

Eduard" ins Zimmer. Wir ſetzten uns zu ihr, ſie las; er bedauerte, wie es uns ſchien, etwas kühl, die Unannehmlichkeiten, welche uns betroffen, und fügte hinzu, er könne nicht umhin, uns zu ſagen, wie ſehr es ihn verletzt hätte, uns ſo über einen Bruder ſprechen zu hören, der willig ſein Leben hingeben würde, uns zu helfen: „Sie ſagen, er habe Sie fortgelockt aus allen gewohnten, lieben Verhältniſſen, um Sie in der Fremde, unter Fremden im Stich zu laſſen. Sie wiſſen ſo gut wie ich, daß ſeine grenzenloſe Liebe für Sie ihn veranlaßte, Sie zu ſich zu rufen, beklagen Sie ſein Schickſal, das ihn zwingt untreu gegen Sie zu ſcheinen; es wird ihm ſchwer genug, er war hier, ich habe ihn geſprochen. Mit unſäglicher Mühe hat er alles verſucht, Ihnen helfen zu können. Umſonſt! Es iſt ihm nicht gelungen, und er muß mit ſchwerem Herzen Sie wieder an Ludwigs Hilfe verweiſen. Auf Babigora bleiben könnten Sie natürlich nicht; er rät Ihnen, in ein benachbartes Städtchen zu ziehen, wo das Leben ſehr wohlfeil, behaglich iſt und wo es Ihnen gelingen würde, durch eigene Tätigkeit etwas erwerben zu können. Nach Berlin zurückzukehren, hält er für ganz unſtatthaft, und auch ich muß ihm darin vollſtändig beiſtimmen. Er hat es mir klar gemacht, daß unſer Verhältnis jetzt ein anderes ſein würde, ich dürfte nicht wie früher Ihr Haus beſuchen, es könnte Ihrem Rufe und meiner Ehre ſchaden."

„O, er ſoll nur fortbleiben," fiel ich raſch ein, „wenn es ſeiner zarten Ehre ſchaden kann, für unſern Ruf fürchte ich nichts, nicht wahr, Mutter?"

Ich ſprang auf, lief hinaus, um meinem Herzen

Luft zu machen. Ein heftiger Tränenſtrom brachte mir Erleichterung, ich preßte die Schürze vors Geſicht, mein Schluchzen zu verbergen; da hörte ich ein leiſes Rauſchen, fühlte meinen Fuß, meine Schulter berührt, blickte auf und mußte lachen, denn die Schar der Gänſe, Enten, Hühner und Tauben ſtand um mich herum und guckte mit den ſchiefen Köpfchen zu mir auf. Sie waren gewohnt, daß ich ihnen aus der Schürze Futter ſtreute, und ſtanden nun erwartungsvoll da.

„Ja, ihr lieben Tierchen, ihr ſollt nicht getäuſcht werden," rief ich, lief hinein, holte die Schürze voll Gerſte, ſtreute ihnen reichlich hin, ſie aber, ſtatt zu genießen, biſſen ſich, rupften ſich, kreiſchten, ſo daß ich zornig ſie fortjagte und weinend ſagte: „Ach, es gibt gar kein Glück mehr in der Welt."

„Sie weinen, liebes Fräulein," ſagte Langwor, der unbemerkt von mir herangetreten war.

„Ach bewahre," erwiderte ich barſch und wendete mich weg.

„Wo ſteckſt du denn," rief Mine, „läufſt mitten im Leſen davon."

„Sehen Sie nur, Fräulein Thereſe hat geweint," ſprach Langwor bewegt.

„Sie hat auch wohl Urſache dazu; hat ſie Ihnen erzählt?"

„Nichts," unterbrach ich, „es iſt auch gar nicht nötig."

„O bitte, ſagen Sie mir's doch," bat Langwor.

„Herr Eduard Devrient findet es nicht ſtatthaft, daß wir nach Berlin zurückkehren," ſtieß Mine ſehr erregt hervor.

„Nicht," rief Langwor freudig, „Sie werden nicht fortgehen," dabei ſah er mich mit einem ſtrahlenden Blick an.

„O, deshalb bleiben wir doch nicht hier," rief ich.

„Alſo doch nicht," ſagte er traurig.

Ich ging ins Haus, durch ſeinen Ton tief erſchüttert; ich fühlte, daß ich ihm eben dasſelbe Weh bereitet hatte, das mir vor wenig Augenblicken ſo bittere Tränen erpreßt. O, wie war ich unglücklich, ja ich meinte, es könne auf Erden kein unglückſeligeres Geſchöpf geben als mich. Ich hatte Mine gebeten, meine häuslichen Geſchäfte zu übernehmen, da ich fürchtete, Langwor auf dem Hausgang zu begegnen; aber er vermied mich auch, ſchützte Geſchäfte vor und kam mittags nicht zu Tiſch. Langſam ſchlichen die Stunden, kummervoll und ſchweigend ſaßen wir da.

„Hier bring ich was Gutes aus Hamburg," rief die laute, fröhliche Stimme des Poſtboten.

„Von Ludwig," riefen wir alle im Chor, ſchloſſen die Türe, drängten uns um Mine, die mit zitternden Händen die fünf Siegel des Briefes aufriß. Mehrere Hunderttalerſcheine fielen ihr zuerſt in die Hände.

„Das iſt unſer Ludwig," ſagte Mutter gerührt. Er ſchrieb: „So iſt es denn ſchneller gekommen, als ich gefürchtet hatte, jetzt aber gilt keine Reue und kein Klagen, jetzt heißt es handeln. Ihr müßt ſo ſchnell als möglich fort, damit die Jahreszeit nicht noch ſchlimmer und die Reiſe für Mutter unmöglich wird. Ich habe in Berlin in einem chambre garni zwei einfache Zimmer mit Koſt für euch beſtellt, hier leg ich die Adreſſe bei, damit ihr gleich bei eurer Ankunft wißt, wohin ihr euch zu wenden

habt. Alles weitere ſpäter. Die Summe, die ich beilege, wird, denke ich, für die Reiſe und für den Anfang reichen. Geht mit gutem Mut; in der großen Stadt wird es euch nicht ſchwer werden, ſelbſt etwas zu erwerben, und auf Unterſtützung könnt ihr rechnen, ſolange ich lebe. Gott geleite euch und führe euch glücklich zurück. — Euer Ludwig."

So waren wir auf einmal aus tiefſter Bekümmernis in höchſte Freude verſetzt. Es war nicht die günſtige Wendung unſers Schickſals allein, es war die Freude an dem lieben, treuen Menſchen, die uns ſo beglückte. Wir waren alle wie elektriſiert, ſelbſt Mutter lief geſchäftig umher, half räumen und packen. Sie teilte abends Langwor unſere Abſicht mit, ſobald als möglich Babigora zu verlaſſen, bat ihn, morgen nach Ratibor zu fahren, dem Gericht Anzeige davon zu machen und zugleich einen Wagen nach Breslau zu beſtellen. Er kam ſehr vergnügt von dieſer Fahrt zurück, da man ihm bis auf weiteres die Verwaltung des Ganzen übertragen hatte.

Während wir eifrig ſtanden und unſere Koffer packten, kam wieder ein Brief von Eduard. Ludwig hatte ihm mitgeteilt, daß wir in kürzeſter Zeit wieder in Berlin eintreffen würden, ihn gebeten ſich die Zimmer, die er für uns beſtellt, doch einmal anzuſehen und für mich ein einfaches Klavier zu mieten.

Eduard ſchrieb, ſo ſehr er ſich dagegen ſträube, könne er doch nicht umhin, ſich herzlich auf unſer Kommen zu freuen. „So ſehen wir uns doch noch einmal wieder." „Aha," ſagte Mutter lächelnd, „ſeht ihr wohl, er lenkt doch ſchon wieder ein." „Ach, das verſteht ſich,"

erwiderte Mine, „er hat ſich nur durch Franz einſchüchtern laſſen.“ „Entſchuldigt ihn doch nicht,“ fiel ich ein, „ein tüchtiger Mann läßt ſich nicht einſchüchtern.“ Ich tat ſehr böſe, konnte meine Freude aber kaum verbergen.

Der Abſchied von den lieben nachbarlichen Freunden war genommen. Der letzte Morgen rückte heran. Der Wagen kam, wir ſtiegen ein; Cäſar lag wieder auf unſern Füßen. Wir riefen Langwor und all den andern, die vor die Türe getreten waren, ein „Lebewohl“ zu und fuhren zum letztenmal den Berg hinunter. Der geſchloſſene Wagen verhinderte uns bald, zurückzublicken. Babigora war unſern Augen entſchwunden, und wir hörten nur noch ſchwächer und immer ſchwächer die dumpfen Schläge der Dampfmaſchine.

Aus der Liebeszeit

(1819—1824)

Berlin

(1819—1824)

Am Abend eines kalten, trüben Oktobertages erreichten wir Berlin, den Ort meiner Sehnsucht und Wünsche. Ungastlich und kalt sahen die hohen Häuser auf uns nieder, als wir durch die unendlich langen Straßen fuhren. Gleichgültige, verdrießliche Gesichter gingen an uns vorüber, und es wurde mir bang und fremd in der Heimat zumute. Vor sechs Monaten hatten wir dieselben Straßen passiert; wer es mir damals gesagt hätte, daß unsere Rückkehr so freudlos sein würde!

Vor dem Hause, in welchem Ludwig für uns Zimmer bestellt hatte, hielten wir fröstelnd und verstimmt. Eine ältliche Person hatte die Aufsicht und Bedienung des Hauses. Sie war grob und so beschäftigt, daß es uns erst nach vielen vergeblichen Versuchen gelang, etwas kochendes Wasser zum Tee und Brot und Butter zu bekommen.

„Wie unbehaglich ist es hier," sagte Mutter. „Ach Gott! wie sollen wir hier leben?" seufzte Mine.

Schweigend gingen wir durch die kleinen Stübchen und blieben gerührt vor dem Klavier stehen, das Ludwigs Liebe für uns besorgt hatte. Wir legten uns bald sorgenvoll und bekümmert nieder. Am andern Morgen versuchten wir, uns ein wenig angenehmer einzurichten.

Aber es war nicht viel zu tun, da die Wohnung nur mit dem Allernotdürftigsten versehen war. Daß wir keine Küche hatten, machte überdies den Aufenthalt in diesem Hause noch unbehaglicher und sehr teuer.

Wie schmerzlich fühlten wir den Abstand zwischen jetzt und einst! Wir hatten uns eingebildet, ganz gleichgültig gegen diese äußerlichen Vorzüge zu sein, ja, ich hatte mich sogar auf die Einschränkung gefreut. Jetzt lernte ich den Reiz des Luxus erst kennen und schätzen, da ich ihn verloren hatte.

Mine hatte sich früh angekleidet, um in die Stadt zu gehen. In einer Galanteriehandlung, wo wir früher manches gekauft hatten, hoffte sie Arbeit zu finden. Zum erstenmal in ihrem Leben wollte sie die Hilfe Fremder in Anspruch nehmen. Es war ein schwerer Gang, aber sie machte ihn mit Freudigkeit und ohne Scheu. Ihre innige Liebe zu uns ließ sie alle Bedenken leicht überwinden.

„Hier ist Arbeit für uns alle, was brauchen wir mehr," rief sie schon im Eintreten, als sie mittags nach Hause kam. Ihr Gesicht glänzte vor Heiterkeit und Freude, und auch wir sprangen jauchzend zu dem Tisch, auf welchem sie Seide, Muster, Gaze und viele Materialien zu weiblichen Arbeiten ausgebreitet hatte. Kaum war eine Stunde vergangen, so saßen Mine und Lore schon an dem einen Fenster mit Häckeln von Börsen, beschäftigt, ich saß an dem andern und spannte Silbergaze zu Tragbändern in einen Rahmen, um eine breite Blumenguirlande darauf zu sticken.

Wir hatten einigen Freunden, auf Mutters ausdrücklichen Wunsch auch Eduard, unsere Ankunft ange-

zeigt und mit hochklopfendem Herzen horchte ich auf jedes Geräuſch, das ſich draußen hören ließ. Ich fürchtete ebenſoſehr ihn wiederzuſehen, als ich mich darauf freute.

Gegen Abend klopfte es, Eduard trat ein, elegant gekleidet, ſichtlich erregt, befangen. Er begrüßte uns verlegen und kalt. „Meine Röſe," hatte er mich unter Tränen beim Abſchied genannt, und jetzt — —

Ich hatte mich auf der Reiſe erkältet, fror, war auch durch die Sorge und Angſt der letzten Zeit ſehr angegriffen, kurz, ich fühlte ſelbſt, daß ich heute recht häßlich war. Eduard ſchien dies auch zu finden, denn er ſagte nach einer Weile:

„Sie ſehen übel aus, haben ſich überhaupt recht verändert."

„Finden Sie," ſagte ich ſcharf und mit gezwungenem Lächeln. Das Blut ſchoß mir zum Herzen, Tränen drängten ſich mir in die Augen, aber ich preßte ſie gewaltſam zurück, beugte mich auf meinen Rahmen nieder und ſtickte. Doch wurde aus der Arbeit nicht viel, die Silbergaze flimmerte mir vor den Augen. Ich nahm wenig teil an der Unterhaltung, die ſehr gezwungen, ſich um die gleichgültigſten Gegenſtände drehte. Nach einer kurzen Stunde empfahl ſich Eduard fremd, förmlich und ging.

„Nun," ſagte ich mich munter ſtellend, „dieſer Beſuch wird wohl unſerm Rufe und ſeiner Ehre nicht geſchadet haben." —

Die Börſen von Mine und Lore fanden ſo außerordentlichen Beifall, daß ſie immer wieder neue Beſtellungen erhielten, worüber ſie natürlich ſehr glücklich waren.

Mir ging es weniger gut. Das Sitzen am Rahmen ſtrengte mich ſehr an; da aber dieſe Art von Arbeit mir am beſten gelang, wollte ich ſie durchaus nicht eher aufgeben, bis ich imſtande ſein würde durch Muſikunterricht auch meinen Teil zum Unterhalte beitragen zu können.

Es war einige Zeit vergangen, ehe Eduard wieder zu uns kam. Er war offenbar viel freundlicher als bei ſeinem erſten Beſuch, und ſobald die gute Mine das merkte, ſtimmte ſie gleich wieder den alten vertraulichen Ton an. Dem konnte er heute auch nicht widerſtehen, und ſoviel Gewalt er ſich antat, kalt und förmlich zu ſein, er fiel doch immer wieder in die herzliche Weiſe, die wir aus früheren, ſchöneren Stunden gewohnt waren. Als er ſeinen Hut nahm und gehen wollte, fragte Mine: „Kommen Sie denn nun nicht einmal wieder recht ordentlich zu uns?“

„Ich habe Franz verſprechen müſſen, Ihr Haus nie wieder wie früher zu beſuchen. Von Zeit zu Zeit komme ich her und ſehe, wie es Ihnen geht. Das iſt genug.“

„Gewiß, hinreichend genug,“ fiel ich raſch ein. Ich wollte ihm eine recht ſtolze, trotzige Antwort geben, aber mein dummes Weinen, das mir ſo oft einen Querſtrich machte, kam mir auch jetzt dazwiſchen, ich brach ſchnell ab, denn um alles in der Welt durfte er davon nichts merken.

„Sieh einmal, alſo wieder Monſieur Franz,“ ſagte Mine als Eduard fort war.

„Ach Mine, wie kannſt du ihn nur bitten, zu kommen, du ſiehſt ja, daß er es nicht will.“ Ich konnte nicht weiter ſprechen, ſetzte mich an meinen

Rahmen und ſah ſtarr auf die Roſen und Tulpen in dem Muſter, die durch meine Tränen wie in Tau gebadet glänzten. Ich zählte die Stiche wieder und immer wieder, hielt die Nadel zwiſchen den Fingern, aber ich ſteckte ſie nicht ein. „Was iſt's nur, daß er jetzt ſo kalt und vornehm tut?“ fragte ich mich. Ach, ſo ſehr mein Herz auch widerſtrebte, ich konnte keinen andern Grund erdenken, als daß er ſich des Umganges mit den armen Mädchen ſchämte, die ſich und ihre Mutter durch ihrer Hände Arbeit ernähren mußten. Später geſtand mir Eduard, daß er ſich vor der immer ſtärker werdenden Neigung zu mir gefürchtet hatte, ſeine nach dem höchſten Ziele ſtrebende künſtleriſche Entwicklung ſchien ihm dadurch gefährdet. Da kam ihm denn Franzens Warnung ſehr gelegen, weil er durch ſie ſich verpflichtet glaubte, mir ſo fremd gegenüberzutreten.

Es waren noch nicht zwei Tage vergangen, als Eduard uns ſchon wieder aufſuchte. „Ei,“ dachte ich, „unſere Geſundheit muß ihm doch am Herzen liegen, da er heute ſchon wieder kommt, ſich danach zu erkundigen.“

Es war Dämmerſtunde, er rückte ſeinen Stuhl heran, war freundlich, mitteilend und erzählte viel von dem Leben beim Theater.

„Und ſind Sie wirklich durch die Erfüllung Ihres Wunſches; ein Künſtler zu werden, ſo beglückt, wie die Verweigerung desſelben Sie unglücklich gemacht hat?“ fragte Mine.

„O mehr, weit mehr. Nie wäre ich imſtande geweſen, dieſen Beruf mir ſo ſchön, ſo anziehend zu denken, als er ſich mir jetzt zeigt. Sie können ſich keinen Be-

griff machen von dem Reiz der Menschendarstellung, es ist eine Tätigkeit, die Sinne und Gedanken ganz ausfüllt. Schon bei diesen noch untergeordneten Rollen, die mir bis jetzt zuerteilt werden, kann ich deutlich erkennen, wie interessant einst die Aufgabe sein wird, bedeutende Charaktere lebendig in sich aufzunehmen und wiederzugeben; ach, ich fühle, wieviel mir mangelt, das nur entfernt zur Anschauung zu bringen, was ich meine."

„Sie machen zu große Anforderungen an sich," sagte Mine.

„Das kann man gar nicht. Gegen sich kann man nicht streng genug sein. Ich habe viel zu lernen, und ich will viel lernen. Wie glücklich bin ich, daß mir die Gelegenheit dazu so reich geboten wird."

„Sie haben ja auch beim Professor Zelter Unterricht, ist er wirklich so grob als man ihn schildert?" fragte Mutter.

„Grob? O ja, zuweilen, eigentlich aber mehr derb und ohne Umstände, aber niemals roh, ich hatte den alten Herrn sehr gern."

„Besuchen Sie ihn nicht mehr?"

„Es ist mir unmöglich, ich finde keine Zeit dazu, auch scheint mir sein Unterricht jetzt nicht mehr so nötig. Er versteht vortrefflich die Stimme zu bilden, ohne ihr Zwang anzutun, auch sein Generalbaßunterricht war mir höchst nützlich. Jetzt ist der Unterricht bei Signor Calcara mir wichtiger, der den des figurierten Gesanges meisterhaft versteht. Schon die Dankbarkeit gegen den Grafen Brühl, meinem Gönner, treibt mich mit all meinen Kräften nach dem Höchsten zu streben."

Er war ſo aufgeregt, ſo lebhaft geworden, zeigte wieder wie in früherer glücklicher Zeit ſeine ganze ſchöne Seele, und ich verſtand ihn beſſer, weit beſſer als ſonſt.

Indeſſen war es dunkel geworden, Mutter zündete Licht an, ſtellte es auf den Tiſch, — da ſprang Eduard erſchrocken auf, griff nach ſeinem Hut und eilte raſch davon.

„Hu!“ ſagte Mine, „Franzens Geiſt iſt ihm erſchienen.“

Bei ſeinem nächſten Beſuch, den er ziemlich lang hinausgeſchoben hatte, war er wieder kalt und vornehm, ich muſterhaft fleißig, Mine, verdrießlich über uns beide, ſprach auch nicht ein Wort. Um dem peinlich langweiligen Schweigen ein Ende zu machen, erzählte Mutter, daß wir ausziehen würden, wir hätten eine Wohnung mit einer Küche gefunden, zwar klein und beſchränkt, aber vorteilhafter für uns. „So!“ ſagte Eduard gleichgültig und fragte mechaniſch nach Straße und Nummer.

Wieder nach einer Pauſe fing Mutter an: „Sobald wir in der neuen Wohnung ſind, ſoll Thereſe recht fleißig Muſik treiben, damit ſie ſelbſt bald Unterricht geben kann.“

„Thereſe?“ fuhr Eduard auf. „Von dieſem Beſchluß weiß ich ja kein Wort.“

„Sie kann das viele Sitzen am Stickrahmen nicht vertragen,“ erwiderte Mutter.

„Aber haben Sie wohl bedacht, daß ſie dann gezwungen iſt, in die Häuſer fremder Leute zu gehen — und glauben Sie nicht, daß dies einem ſo jungen Mädchen in vieler Beziehung ſehr nachteilig ſein kann?“ fragte er ſehr erregt.

„Darüber bin ich bei ihr außer Sorge,“ ſagte Mutter mit ſtolzer Zuverſicht.

„Wir werden ſie ja auch nur zu anſtändigen, gebildeten Leuten gehen laſſen," ſetzte Mine hinzu.

Er konnte nichts mehr dagegen einwenden. Er wußte ja auch, daß nur die Not uns zu dieſem Schritte zwang, der, wie er ſich denken konnte, mir ſchwer genug werden mußte. Nachdem er lange nachdenklich dageſeſſen hatte, forderte er mich auf, etwas zu ſingen; das erſtemal ſeit unſerer Rückkehr. Ich trat zitternd zum Klavier und ſang anfangs mit bebender Stimme. Er ließ mich einiges wiederholen, belehrte und berichtigte manches. So ward ich unbefangener, freier. Da es indes ſo dunkel geworden war, daß wir die Noten nicht mehr erkennen konnten, ſtellte Mine Licht aufs Klavier und warf mir dabei einen triumphierenden Blick zu. Das mißfiel mir, und ich hatte einen Augenblick den ehrlichen Willen, ihm zu ſagen, es ſei dunkel, und er müſſe jetzt gehen. Aber ich war doch zu ſchwach dazu und beruhigte dann mein Gewiſſen damit, er möchte wohl ſelbſt es jetzt wichtiger finden, mir durch ſeinen Rat zu nützen als das ſonderbare Verſprechen zu halten, das er Franz gegeben hatte.

Während wir aufs eifrigſte zuſammen muſizierten, hatte Mine den Teetiſch hergerichtet, und Eduard ſetzte ſich, nachdem wir das Klavier zugemacht, ganz unbefangen zu uns. Sein Trieb, zu fördern, zu belehren, war ſchon damals ſo ſtark, daß er alles Übrige zurückdrängte. An dieſem Abend wenigſtens dachte er nur daran, wie er mir bei meinem neuen, ſchweren Berufe behilflich ſein könnte.

Wir hatten die neue Wohnung bezogen; es ſah recht ärmlich bei uns aus, ſtörte uns aber nicht, denn wir waren froh, wieder einen eigenen Herd und eigenen kleinen Haushalt zu haben. Mutter übernahm mit Hilfe einer Aufwärterin die Küche, Mine und Lore arbeiteten von früh bis ſpät, ich ſtickte am Rahmen, ſo lange ich es vertragen konnte und trieb fleißig Muſik, ernſter und eifriger als je, da Mutter beſchloſſen hatte auf dringendes Anraten unſerer Freunde mir noch eine Zeitlang Geſang- und Generalbaßunterricht bei Zelter geben zu laſſen. Ein ſehr muſikaliſcher Freund des Profeſſors übernahm es, mich ihm zu empfehlen.

Wir hatten unſere Bekannten gebeten, ſich um Schülerinnen für mich zu bemühen — da ſchickte eines Tages ein Schneidermeiſter, um mich zu bitten, einmal bei ihnen heranzukommen, ich ſolle ſeiner Tochter Klavierunterricht geben. Jetzt wurde mir die erſte Stunde angeboten, und gerade weil ſie die erſte war, hätte ſie mich am meiſten freuen ſollen, ſtatt deſſen fühlte ich mich verletzt und bedrückt, und ich weiß nicht was alles. Mine mochte es mir wohl anmerken, und ſagte: „Ich bringe nachher unſere Börſen fort, da kann ich leicht herangehen und für dich mit den Leuten ſprechen.“

„Ach ja, tue das,“ ſagte ich. Mir war ein Stein vom Herzen. Zwei Tage darauf ging ich nach Mines Verabredung zu meiner erſten Unterrichtsſtunde aus.

Die Schneidersfrau ſagte mir, ihr Mann ſei ein furchtbarer Muſikfreund, und darum ſolle das Mädchen Klavierſpielen lernen. Daß man dazu Talent und noch einiges andere haben müſſe, wußte ſie nicht. Sie rief:

„Jette, die Mamſell iſt da!“ Das war wieder ein kleiner Stich durchs Herz; aber ich faßte mich bald, und als das Mädchen, etwa 15 Jahre alt, hereinkam, begrüßte ich ſie mit dem allerbeſten Willen, ihr zu nützen. Wir ſetzten uns ans Klavier, einen alten Kaſten mit ſchnarrenden, verſtimmten Tönen. Ich zeigte ihr die Taſten, nannte ſie ihr, und ſpielte langſam, ganz langſam die C-dur-Tonleiter durch, eine Oktave hinauf und zurück.

„So, nun verſuchen Sie dies einmal,“ ſagte ich. Jette blieb unbeweglich und ward nur noch röter wie vorher.

„Bitte!“ wiederholte ich, „ſpielen Sie das nun einmal.“ Vergebens, ſie rührte ſich nicht. Nachdem ich mich faſt heiſer geſprochen, es ihr unzählige Male vorgemacht und deutlich gezeigt hatte, blieb mir nichts übrig, als ihr die Hand zu führen, wie einem kleinen Kinde beim Schreiben. Aber auch das nützte nichts, denn als ich ihr nach der Terz den Daumen unterſetzen wollte, ſtemmte ſie die Finger ſo feſt, daß ich ſie eher hätte abbrechen, als von den Taſten löſen können. Dabei ſaß der junge Rohrſtock kerzengerade, verzog keine Miene, ſchüttelte nicht einmal mit dem Kopf, wenn ihr alles mißlang; ich hätte ſie gern ermordet. Endlich war die Stunde herum. Ich ſtürzte hinaus auf die Straße mit brennendem Kopfe, glühenden Wangen.

„Ich kann es nicht!“ ſagte ich faſt weinend, „das kann ich wahrhaftig nicht,“ und ſteigerte meinen Grimm, indem ich berechnete, daß dieſe Qual mir nur fünf Silbergroſchen eingebracht hatte.

Die friſche Luft kühlte mich ab, und der ziemlich

weite Gang beruhigte mich einigermaßen, ſo daß ich gefaßter nach Hauſe kam. Ich bemühte mich, meine Verzweiflung zu verbergen, als ſie aber alle mit Fragen in mich drangen, brach ſie wieder in aller Heftigkeit hervor. Lore ſah von der Arbeit auf, warf mir einen mißbilligenden Blick zu und ſagte: „Nach der erſten Stunde kannſt du nicht urteilen, es wird ſchon beſſer werden.“

Mich ärgerte, daß die Kleine recht hatte, und ich ſagte gereizt:

„Ach, was verſtehſt du davon!“ Mutter ſah mich ſehr traurig an, ſagte aber nichts. — Das ging mir durch die Seele.

Mine rief in ihrer gewohnten raſchen Weiſe: „Sie geht nicht wieder hin. Das Kind ſoll ſich nicht ſo quälen um dieſer paar Groſchen willen; die kann ich leicht noch einbringen.“

O Gott, wie fühlte ich mich beſchämt. „Mine, was fällt dir ein?“ ſagte ich erſchrocken. „Wie kannſt du nur denken, daß ich die Stunden gleich wieder aufgeben werde; nein, eh' ich nicht viele und beſſere Schülerinnen habe, tu' ich es nicht.“

Mit guten Vorſätzen ausgerüſtet wie ein Held ging ich zu meiner nächſten Klavierſtunde und ward auch gleich für meinen Mut belohnt. Jette ſpielte die Tonleiter und ſetzte richtig den Daumen unter.

Ich glaube, die Schneidersfrau, die während der erſten Stunde am Fenſter geſeſſen und Strümpfe geſtopft, hatte plötzlich ihre Hand raſch von dem Strumpf befreit und eine Bewegung gemacht, als wolle ſie der Tochter eine Ohrfeige geben — ich glaube —; genug, Jette hatte

jetzt meinen Unterricht begriffen, wie und auf welche Weise, durfte mich nicht kümmern.

Da Mutter Ludwigs regelmäßige Geldsendungen immer gleich für Hausmiete, Feuerung und Lohn der Aufwärterin zurücklegte, so blieb natürlich wenig übrig, und es kostete Mühe genug, das Fehlende zu erwerben; und ob wir schon von früh bis spät mit größter Anstrengung arbeiteten, so kamen doch viele recht schwere und sorgenvolle Stunden. Aber wir trugen sie mit frohem Mut, denn das süße Gefühl, für Mutter all unsere Kräfte einzusetzen, half uns über diese Beschwerden leicht hinweg.

Nur bei Lore hatte dieser Drang, nützlich zu sein, etwas so krankhaft Heftiges bekommen, daß wir ganz beängstigt dadurch waren. Sie überbot ihre Kräfte bei weitem, und wir sahen mit größter Besorgnis, wie dies übermäßige Arbeiten ihrer ohnedies schwachen Gesundheit schadete. Mit verbundenem Kopfe — da sie an den heftigsten Kopfschmerzen litt — saß sie den ganzen Tag und war nicht zu bewegen sich zu schonen oder nur zu ruhen. Wie erinnere ich mich der Abende, wo sie mir beim Schlafengehen ihre unnatürliche Aufregung, und was sie dadurch zu leiden habe, klagte. Wie selbst ihre Liebe zu Mutter, dieses Gefühl, das mit einer wahrhaft heiligen Glut ihr ganzes Wesen durchströmte, ihr keine Freude bringe, wie sie in Angst und Besorgnis um sie lebe, und sich stets mit dem Gedanken martere, der Tod könne sie ihr entreißen.

Wenn Mutter vor dem Einschlafen noch an mein Bett trat, mich zudeckte, küßte und mit ihrer sanften

Stimme ſagte: „Schlaf wohl, mein Kind!“ — wie wohl war mir's da. Wie legte ich mich behaglich auf die Seite und ſchlief ein. Auch an Lorens Bett, das dicht an meinem ſtand, war Mutter getreten, hatte ſie zugedeckt, wie mich, hatte ebenſo und noch zärtlicher: „Schlaf wohl, mein Kind!“ geſagt; aber ihr konnte es nichts helfen, ihr aufgeregtes Blut trieb wild in den Pulſen und verſcheuchte den Schlaf von den Augen. Wenn ich ſie ſo unruhig ſich umherwerfen hörte, ſchämte ich mich meines geſunden Schlafes, wandte mich zu ihr und wollte mit ihr wachen, ihr die langen, traurigen Stunden verkürzen; aber meine Müdigkeit war ſtärker als mein Vorſatz. Mitten im Sprechen war ich umgeſunken, eingeſchlafen, und wenn ich morgens friſch und munter aufſtand, ſah ich an ihren erhitzten Backen, an ihren dunkelgeränderten Augen, wie lange ſie noch meine ruhigen, gleichmäßigen Atemzüge beobachtet haben mochte.

Aller Fleiß und alle Sparſamkeit waren doch nicht immer hinreichend, uns vor Not zu ſchützen. Ich erinnere mich unter anderm eines Morgens, an welchem Mutter eine Ausrede erſann, um die alte Aufwärterin fortzuſchicken; ſie ſollte nicht merken, daß es uns an Geld für die Auslagen zum Mittageſſen fehle.

„Heute brauchen wir nichts, wir ſind zu Tiſche ausgebeten,“ ſagte Mutter, ohne aufzuſehen. Die Alte glaubte es natürlich, wünſchte uns viel Vergnügen und ging.

„Ich will heute mittag Kaffee für uns machen,“ ſagte Mutter und ging ſtill hinaus in die Küche.

„Mir iſt's gleich, was ich eſſe oder trinke,“ fing Mine mit bebender Stimme an, als Mutter draußen

war, „aber Mutter hätte ich für ihre alten Tage eine gute, nahrhafte Koſt gewünſcht.“

Sie häkelte emſiger fort und wiſchte ſich von Zeit zu Zeit die Augen.

„Ich gehe nicht eher zu Bett, bis meine Börſe fertig iſt,“ fiel Lore haſtig ein, „du bringſt ſie früh gleich fort, dann kann Mutter ſich doch morgen etwas Kräftiges kochen.“

Als ich die Heftigkeit ſah, mit welcher das ſchwächliche Kind jetzt arbeitete, konnte ich meine Beſorgnis um ihre Geſundheit nicht unterdrücken.

„Ach laß mich doch, das iſt ja meine einzige Freude,“ ſagte ſie.

Ich ſchwieg, nahm Hut und Tuch und wollte gehen, um Jette Klavierſtunde zu geben; da kam Mutter mir nach.

„Herzenskind!“ rief ſie, „ich habe die Frau fortgeſchickt, nun iſt aber gar nichts zu eſſen im Hauſe. Willſt du, wenn du zurückkommſt, vom Bäcker Weißbrot mitbringen? Einige Groſchen habe ich noch.“ Dabei ſuchte ſie aus der Taſche ihre kleine Barſchaft zuſammen.

Auf der Straße mußte ich immer an den Wechſel unſerer Lage denken. Wie lange war es her, daß wir von Bedienten aller Art umgeben, in einem eleganten Hauſe behaglich lebten, und nun! —

Auf dem Rückwege trat ich in einen Bäckerladen, und beneidete faſt die Frau, die wohl genährt, von vielen Broten und Semmeln umgeben, bequem und ſorgenlos an ihrem Fenſterchen ſaß, während ich Mutters letzte kleine Münze auf ihren Tiſch legte.

Ohne daß mich jemand geſehen hatte, kam ich glücklich mit meinem Mundvorrat zu Hauſe an. Als Mutter

mit dem Kaffee eingetreten war, verriegelten wir die Türe, um nicht von einem unſerer Bekannten bei unſerm improviſierten Mittagsmahl überraſcht zu werden. Mine und Lore legten ihre Arbeit weg, und wir ſetzten uns um den runden Tiſch. Ich ſah die traurigen, lieben Geſichter an, und es ward mir ſo warm ums Herz, daß plötzlich die ſchweren, finſtern Gedanken verſchwanden. Alle unſere Sorgen erſchienen mir in dieſem Augenblick wie ein Glück, und ich hatte den tollen Gedanken, mir noch weit mehr zu wünſchen, um ſie verachten zu können. Ich machte einen Spaß, lachte meine Tränen fort und rief:

„Mutter, heute ſchmeckt dein Kaffee einmal gut. Ich meine, ſo guten Kaffee hätten wir noch nie getrunken.“

„Das ſind ich auch!“ ſagte Mine, „heute muß ich mehr als eine Taſſe trinken.“

„Ich auch, ich auch!“ rief Lore, die durch ihre ſtete Appetitloſigkeit Mutter ſonſt ſo vielen Kummer machte.

„Kindercher, Kindercher!“ ſagte Mutter geſchmeichelt und ſchenkte fleißig ein, „das freut mich ja außerordentlich, daß es euch ſo gut ſchmeckt. Ich für meinen Teil bin ganz zufrieden mit dieſem Mittag.“

„Der Mittag iſt göttlich!“ fiel ich ein.

„Gott gebe uns noch viele ſolche Mittage, dann tauſchen wir mit keinem Kaiſer,“ rief Mine.

Es war Zeit, wieder an die Arbeit zu gehen. Mutter räumte das Kaffeezeug zuſammen und ſagte ſpaßend:

„Jetzt bring ich alles wieder in Ordnung, damit die Alte nicht merkt, daß wir zu Hauſe geweſen ſind.“

Sie lachte und trug das Geſchirr hinaus.

Eduard war bei ſeinem nächſten Beſuch äußerſt kalt, zurückhaltend und empfahl ſich bald wieder. Es ſchien, als wolle er das Vergehen, einen Abend bei uns zugebracht zu haben, durch noch ſtrengeres Zurückhalten wieder gut machen. Er kam zwar jetzt häufiger zu uns, machte aber immer nur kurze Viſiten. Natürlich wurde bei dieſen wenigen abgemeſſenen Stunden unſer gegenſeitiges Benehmen immer gezwungener und kälter. So nahmen wir wieder zur Muſik unſere Zuflucht. Hier verſtanden wir uns, hier waren wir immer einig geweſen, und dennoch kamen jetzt auch ſelbſt beim Muſizieren kleine Zwiſtigkeiten unter uns vor.

Von allen meinen Geſangsſtücken liebte Eduard eine kleine Arie aus Fanchon am meiſten. Jedesmal, wenn wir ans Klavier traten, bat er mich um dieſes Lied, und gerade das ſang ich nicht gern. Zweimal kam der Name Eduard in langgehaltenen Tönen darin vor, und das genierte mich. Eines Tages ſah er mich wieder bei dieſen Stellen ſo ſonderbar, halb zärtlich, halb grimmig an, daß ich befangen und ärgerlich wurde und vor lauter Verlegenheit lachte. Da machte er ſchnell das Notenblatt zu und ſagte: „O, wenn Sie lachen, dann wollen wir lieber aufhören. Es iſt ſchade um das hübſche Lied.“

Ich ſetzte mich verſtimmt an den Tiſch, er blieb am Klavier, ſchlug einzelne melancholiſche Akkorde an, ſpielte dann immer heftiger und heftiger, daß die Saiten dröhnten, und Mutter ſich ganz entſetzt, kopfſchüttelnd nach uns umſah. Nach einer Weile ſtand er auf, machte das Klavier langſam zu, wünſcht uns „gute Nacht“ und ging.

Professor Zelter hatte sich bereit erklärt, mir Singunterricht zu geben. So ging ich denn bald darauf mit Mine an der von ihm bestimmten Vormittagsstunde zitternd und zähneklappernd zu dem mir so furchtbar geschilderten Manne hin. Der Diener führte uns in einen Saal zu ebener Erde, in welchem ein langer Tisch mit großen hölzernen Tintenfässern, Stühle und ein Flügel standen.

„Ach, Mine, ich habe heute gar keine Stimme," sagte ich, nachdem ich mich unaufhörlich geräuspert und leise vor mich hinprobiert hatte, „laß uns lieber nach Hause gehen, wir können ja ein anderes Mal wieder kommen."

Da öffnete sich die Türe, eine kolossale Gestalt trat ein. „O, Gott, das ist er!" Mein Herz klopfte, als ob es zerspringen wollte. Ein alter, feiner, schmächtiger Herr, Dr. Gehrike (Leibarzt der verstorbenen Königin Luise) in violettem Samtrock, der ihm bis auf die Füße reichte und mit einer goldenen Agraffe oben zugehalten war, folgte ihm nach. Beide grüßten uns freundlich. Ich war kaum fähig, zu danken.

„Legen Sie doch ab," rief Zelter mir zu, und während ich mit zitternden Händen Hut und Handschuh ablegte, wandte er sich zu dem alten Herrn:

„Ei, Alter, was hast du denn für Eile, laß den Wagen immer noch ein bißchen warten und höre einmal mit an, was uns die Kleine da singen wird."

Ich wurde rot und Mine bat ihn, nachsichtig zu sein, da ich sehr ängstlich sei.

„Wer wird sich ängstigen?" erwiderte er mit lauter,

kräftiger Stimme. „Nur vor Gott, aber vor keinem Menſchen muß man ſich fürchten. Na, fangen Sie mal an.

Ich ſetzte mich auf einen hohen Stuhl, den er an den Flügel geſchoben hatte. Er ſtellte ſich hinter mich, der alte Herr ſaß dicht neben mir, und Mine ſtand mit dem Ausdruck der peinlichſten Spannung im Geſicht, mir gegenüber.

Ich ſang das Lied aus Fanchon. Als ich geendet hatte, klopfte Zelter mich auf die Schulter und ſagte:

„Na, das klingt ja ſchon ganz hübſch, ſingen Sie es uns nur gleich noch einmal, da wird's noch beſſer klingen. Ja!“

Dieſe Aufforderung ermutigte mich ſehr. Ich ſang das Lied noch einmal, Eduards Lieblingslied, und dachte zum erſtenmal dabei nur an ihn; den Ausdruck all meiner Empfindungen legte ich in den Namen Eduard, den ich jetzt frei und ungehindert ſingen konnte, — er hörte es ja nicht.

Ich machte das Notenblatt zu und ſtand auf. Zelter ſtreichelte mir die heißen Wangen mit ſeiner großen Hand und ſagte ſehr freundlich:

„Das wird ſchon werden!“ Der alte Herr aber zog mich zu ſich hin und ſagte leiſe: „Ich möchte wohl der Eduard ſein!“

Ich trat erſchrocken zurück, ich glaubte mich verraten zu haben. Zelter aber ſchlug ein Gelächter auf, daß das Zimmer erbebte.

Nachdem Mine noch das Genauere über Zeit und Preis des Unterrichts beſprochen hatte, gingen wir ſeelenfroh von der glücklich beſtandenen Prüfung nach Hauſe.

Auf dem Rückwege beratſchlagten wir hin und her, wie wir am beſten die bedeutende Summe, die der Unterricht koſten würde, herbeiſchaffen konnten.

„Ei," ſagte Mine in ihrer gewöhnlichen mutigen, friſchen Weiſe, „mache dir darum keine Sorge, ich ſtehe morgens eine Stunde früher auf, arbeite abends etwas länger, ſo wird's ſchon gehen."

Und das war keine bloße Redensart oder eine ſchöne Wallung; o nein, ihre grenzenloſe aufopfernde Liebe kannte keine Schwierigkeiten, keine Mühſeligkeiten, wenn ſie uns dadurch nützen oder auch nur erfreuen konnte. Aber, wenn wir auch hierin Mine nicht ganz gleichkommen konnten, ſo muß ich es uns doch nachſagen, daß wir alle bereit waren, einer dem andern jedes Opfer zu bringen. Die Not knüpfte uns täglich feſter aneinander; es war Poeſie in unſerer Armut, und in unſerm Hauſe herrſchte ein Ton, bei welchem ſich alle wohl fühlten.

Dieſes Leben, das von dem gewöhnlich herkömmlichen ſich ſo ſehr unterſchied, übte auf die Entwicklung meines ganzen Weſens einen mächtigen Einfluß aus und ließ mich — ſo ſüß und ſchön es auch damals war — dennoch die nachteiligen Folgen davon durch mein ganzes ſpäteres Leben ſchmerzlich empfinden. Es fehlte unſerm Hauſe das wichtigſte, ein Oberhaupt, ein Mann, deſſen beſſerer Einſicht und ſicherer Leitung wir uns hätten unterordnen und fügen müſſen. Mutters ſanfter, beſcheidener Charakter, Minens übergroße Zärtlichkeit für uns, zuletzt auch der Umſtand, daß wir alle mit gleicher Anſtrengung zum Erwerb unſeres Unterhaltes

beitrugen, ſtellte uns zu ſehr einander gleich. Wenn dies bei andern leicht zu Streit und Zwiſtigkeiten Anlaß gibt, bei uns erzeugte es gerade das Gegenteil. Aus einer faſt krankhaft zarten Schonung fügte ſich eines in des andern Willen, aber niemals aus dem Gefühl, ſich gern einem fremden Willen unterzuordnen, ſondern nur aus Liebe und Rückſicht. Wir verzogen und verwöhnten uns ſeeliſch.

Zärtlichkeitszeichen oder -reden waren nie in unſerm Hauſe Sitte geweſen, aber wir konnten ſicher ſein, daß nicht die geringſte Aufmerkſamkeit unbemerkt oder unverſtanden blieb. Der Dank dafür war uns immer gewiß, wenn er ſich oft auch nur durch einen Blick oder durch irgend eine kleine Handreichung kundgab. Es bildete ſich eine Art von Egoismus in uns aus, dieſelbe Aufmerkſamkeit, die wir erzeigten, auch wieder zu verlangen, und wir waren ſchmerzlich getroffen, wenn wir ſie einmal vermißten. So überreizten und verfeinerten wir unſer Gefühl und Empfindungsvermögen, und ich hatte ſpäter unendlich viel dadurch zu leiden, da alles, was ſich mir nicht auf die gewohnte ſchonende Weiſe nahte, mich oft tief und empfindlich verletzte.

Beladen mit Segenswünſchen und Notenpapier ging ich zu meiner erſten Generalbaßſtunde. In dem Saal, wo ich die Geſangsprüfung beſtanden hatte, ſaßen an dem langen Tiſche mehrere junge Herren eifrig ſchreibend. Als ich eintrat, ſahen ſie, wie verdrießlich über die Störung, von ihren Blättern auf und ſchrieben dann weiter. Ein langer, dünner Mann, ein Hilfs-

Im neuen Garten bei Potsdam

lehrer Zelters, wies mir, auch etwas mürriſch, meinen Platz an, ſchob mir ein rieſiges, hölzernes Tintenfaß hin und ſagte: „Der Herr Profeſſor wird gleich kommen.“

Mir ward fürchterlich zu Mute. Ich — allein, mir ſelbſt überlaſſen, unter lauter Männern! Da ging die Seitentüre auf, und mein lieber Rieſe trat ein. Er kam freundlich zu mir und ſagte:

„J, da ſind Sie ja!“ und gab mir ein geſchriebenes Heft, das ich ſauber abſchreiben und mir dabei den Inhalt recht einprägen ſollte. Wenn mir etwas unklar wäre, möchte ich nur zu ihm da in ſein Zimmer kommen oder mich hier an den Herrn Organiſten Grell wenden. Dabei wies er auf den langen Mann, der ſich ein klein wenig verneigte.

„So, nun ſtudieren Sie recht fleißig!“ Er ging. Das Notenpapier legte ich beiſeite, richtete mir ein Buch ein und fing an abzuſchreiben.

„Ich las ſehr aufmerkſam, denn ich ſollte jetzt ſtudieren! — ſtudieren und ich! — Schon nach den erſten Seiten ertappte ich mich, daß ich ganz mechaniſch nachſchrieb und mit meinen Gedanken weit, weit fort war. Ich las noch einmal aufmerkſam das Geſchriebene durch, fand auch einen ungefähren Sinn heraus, aber einen klaren Begriff bekam ich nicht, und wozu das alles war, verſtand ich noch weniger. Daß eine einzelne Frage mir nichts nützen könne, ſah ich gleich ein, hatte auch nicht den Mut dazu. So ſchrieb ich denn geduldig weiter, bis die Zeit herum war, in der Hoffnung, daß mir vielleicht ſpäter die Sache verſtändlicher werden würde.

Die Vormittage verbrachte ich jetzt regelmäßig bei Zelter, um zu ſtudieren, und verſtand mit jedem Tage weniger von meinen Aufgaben. Trotzdem mußte ich ſchon kleine Übungsſtücke ſchreiben, ward getadelt, ohne zu wiſſen warum, zu Zeiten auch ſehr gelobt, ohne es verdient zu haben, und wenn der alte, gute Profeſſor ſagte, ich finge doch ſchon an recht geſchickt die Quinten zu verwenden, — da mußte ich mich in acht nehmen, nicht laut zu lachen.

Ganz unerwartet trat eines Morgens Eduard bei Zelter ein, er hatte eine kleine Mappe unter dem Arm, grüßte mich fremd und ſetzte ſich, mir ziemlich gegenüber, an den Tiſch. Jetzt war alles aus, und mir vergingen die Gedanken ganz. Zu meiner Rettung kam bald der Profeſſor herein, die Arbeiten zu betrachten. Als er Eduard gewahr wurde, rief er:

„Sieh da, kommen Sie auch mal wieder?“ Eduard ſtand auf, entſchuldigte ſein Fortbleiben mit ſeinen vielen

Arbeiten. Der Alte fragte, was er denn ſoviel zu tun habe, und Eduard berichtete, daß er außer ſeiner Beſchäftigung im Theater und ſeinen italieniſchen Geſangsſtunden Unterricht in der italieniſchen Sprache beim Profeſſor Valentini, außerdem noch Tanz- und Exerzierſtunden erhielte.

Schmunzelnd und befriedigt hörte Zelter Eduards Bericht an, klopfte ihn auf die Schulter und ging.

Am folgenden Tage rief Zelter mich in ſein Zimmer. „Nicht wahr," ſagte er, „das iſt hier unten nichts für Sie, gehen Sie hinauf zu meiner Tochter, ſagen Sie, ich ſchickte Sie, ſie ſolle Ihnen ein ſtilles Plätzchen zum Arbeiten geben.

Ich nickte ihm freudig beiſtimmend zu, packte meine Sachen zuſammen und lief hinauf. Doris, Zelters älteſte Tochter, war nicht mehr jung, auch weder hübſch noch elegant, ſie hatte eher etwas derb bürgerliches; aber ihr kluges Geſicht, ihre ſcharfen dunkeln Augen und die ungezwungene, übergewichtige Art des Benehmens flößte gleich Reſpekt ein.

Sie empfing mich überraſcht aber freundlich, und während ſie mir einen Platz zum Schreiben einrichtete, erzählte ich ihr, wie ſehr die vielen jungen Herrn unten im Saal mich beängſtigt hätten. Sie lachte ſonderbar und verſchmitzt, daß ich überzeugt war, ſie wiſſe, Eduard arbeite unten und er habe mich ſo aus aller Faſſung gebracht.

Bei Doris ſaß ich nun recht behaglich und ungeſtört, aber es blieb mir dennoch etwas ſehr Peinliches. Ich mußte nämlich, um meine Arbeit dem Profeſſor zu zeigen, immer durch den ganzen großen Saal in ſein Zimmer gehen.

Eduard ſchien mit meiner Verlegenheit Mitleid zu haben, denn er ſah nie von ſeinem Blatt auf, wenn ich vorüberging, und ſchrieb erſchrecklich eifrig.

Der Generalbaßunterricht fing nachgerade an mir ſehr langweilig zu werden, und ich würde wohl bald Entſchuldigungen für mein Ausbleiben gefunden haben, hätte nicht etwas ganz Anderes mich hingezogen. Freilich ſah ich Eduard dort nur im Saal, auf dem Gange oder auf der Treppe, und wir ſagten einander nichts als: „Guten Morgen!“ aber der Ton, mit welchem dieſes „Guten Morgen“ geſprochen wurde, der Blick, der es begleitete, waren Dinge, — wichtig genug, mich den Tag über zu beſchäftigen und heitere oder trübe Gedanken bei mir zu erwecken.

Eines Mittags hörte ich beim Nachhauſegehen Tritte hinter mir, die bekannt klangen. Wie pochte mir das Herz! Ich wandte ein klein wenig den Kopf zurück — er war es wirklich! — Was ſollte ich nun tun? — Schneller gehen ſchien mir nicht ratſam, denn er war noch eine ziemliche Strecke von mir entfernt, und ich war nicht ſicher, ob er es der Mühe wert halten würde, mir nachzulaufen. Langſamer gehen mochte ich auch nicht, denn er ſollte um alles in der Welt nicht denken, ich warte auf ihn! Es war eine ſchwere Aufgabe! Ich mußte ſie aber glücklich gelöſt haben, — denn er holte mich wirklich ein und ſagte: „Sie gehen ja ſo ſchnell, daß ich Ihnen kaum folgen kann!“

„Ich wußte nicht, daß Sie auch dieſen Weg gehen,“ ſagte ich.

„Es iſt nicht eigentlich mein Weg,“ erwiderte er,

„aber es geht ſich hier angenehmer unter den Bäumen, als durch die lärmenden Straßen.“

Alſo nur der Bäume wegen, dachte ich und ſchwieg.

Der Weg unter den Bäumen war aber wirklich ſchön, die Straße ganz einſam, und wir beide zum erſtenmal allein. Ich konnte mich ungeſtört und ohne Scheu dem Vergnügen hingeben, ſo recht von Herzen mit ihm zu plaudern.

An der Straßenecke trennten ſich unſere Wege. Ich ging nach Hauſe ſo gedankenvoll und zerſtreut, daß ich lange vor unſerer Türe ſtand, ohne es zu merken.

Zufällig wurde Eduard immer mit ſeiner Arbeit fertig, wenn ich die meine beendet hatte, und da der Weg unter den Bäumen ſtets angenehm und hübſch war, ſo gingen wir natürlich miteinander.

„Mein Vater will Sie ſprechen, gehen Sie einen Augenblick hinein, wenn Ihre Arbeit fertig iſt,“ ſagte Doris eines Morgens zu mir. Ich ging hinunter.

„Nun, die Zahl der Grazien iſt jetzt vollſtändig!“ rief er mir entgegen als ich eintrat, „es haben ſich zwei junge Mädchen zum Geſangsunterricht bei mir gemeldet, ſomit können wir beginnen. Montag und Donnerstag von elf bis ein Uhr iſt die feſtgeſetzte Zeit.

Ich ſagte ihm, wie ſehr ich mich auf dieſe Stunden freue und wollte gehen.

„Noch eins!“ rief er mir nach, „der Weg iſt weit und koſtet viel Zeit, und Zeit iſt koſtbar! Ja! — Kommen Sie früh morgens zur Generalbaßſtunde, dann ſind Sie zum Singunterricht gleich im Hauſe. Sie frühſtücken dann aber erſt mit meiner Tochter, daß ſie mir nicht mit leerem Magen zum Singen kommen.“

Dies ſprach er in ſeiner barſchen Weiſe und drohte mit dem Rieſenfinger. Der liebe, alte Grobian!!

Beim Singunterricht war Zelter ſehr liebenswürdig und brachte uns durch ſeine Späſſe oft zum Lachen, öfter aber noch in Verlegenheit.

So rief er z. B. beim Beginn der Stunde: „Nun, die Schönſte fängt an!“

Natürlich blieben wir alle drei unbeweglich ſitzen; darüber lachte er nun überlaut, ſah eine nach der andern ſcherzhaft prüfend an und weidete ſich an unſerer Verlegenheit.

Als ich nach Verlauf eines Vierteljahres Zelter das Honorar für die Singſtunden und den Generalbaßunterricht brachte, nahm er mir es ab und legte es zu dem, was die beiden andern Mädchen ihm gegeben hatten, ſagte mir aber, ich ſolle, ehe ich nach Hauſe gehe, noch zu ihm aufs Zimmer kommen. Der Unterricht war beendet; ich nahm meinen Hut, lief raſch zu ihm hinauf und trat wie immer furchtſam bei ihm ein. Er kam mir ungewöhnlich freundlich, ja feierlich entgegen, ſo daß ich geſpannt zu ihm aufblickte.

„Ich habe ſie lieb, als wären Sie mein eigenes Kind!“ ſagte er; „von Ihnen kann ich kein Geld annehmen, ich weiß auch, daß Sie es brauchen, — bringen Sie es der Mutter — da! und grüßen ſie ſchön von mir.“

Er gab mir das Honorar zurück und reichte mir ſeine rieſengroße Hand. Ich verſuchte es, ſie zu drücken, nickte ihm mit Tränen in den Augen zu und ging ſchweigend hinaus. Danken mochte ich ihm nicht, mich

weigern es anzunehmen noch weniger. Beides fand ich kleinlich und unwürdig. Er hatte mir das Geschenk in vollem Vertrauen gegeben, daß ich verstehen würde es auf die rechte Weise anzunehmen, und er sollte sich nicht in mir täuschen. Ich fühlte mich keinen Augenblick beschämt durch seine Gabe, und sein liebevoll väterliches Benehmen steigerte meine Liebe zu dem barschen, strengen Lehrer nur noch mehr.

Eines Tages waren meine beiden Mitschülerinnen verhindert zur Singstunde zu kommen, so wartete ich allein im Musiksaal auf Zelter. Er trat ein, begrüßte mich freundlich, setzte sich an den Flügel, präludierte und sagte: „Na, dann wollen wir nur allein anfangen;“ hörte aber wieder auf, als er bemerkte, daß ich im Anschauen des lebensgroßen Ölbildes, welches über dem Flügel hing, versunken war. Es stellte die heilige Cäcilie an der Orgel dar, den Gesang einer Frau, in einfach weißem Kleide, ein Notenblatt in der Hand, begleitend. „Das ist ein schönes Bild, nicht wahr?“ fragte er. „Sehr schön,“ erwiderte ich. Während er wie unbewußt leise Harmonien spielte und andächtig zu dem Bilde emporblickte, erzählte er: „Es stammt aus der traurigen, für ganz Deutschland so schmerzvollen Franzosenzeit und ist mir unendlich wert und teuer. Mein Freund, der Leibarzt der Königin Luise, war von dem Kummer seiner hochverehrten Herrin so bedrückt, daß er Tag und Nacht sann, wie ihr wohl Linderung zu schaffen sei, da fiel ihm ein, wie oft der Gesang meiner Frau ihn entzückt und gehoben habe. Das brachte ihn auf den Einfall, er sagte der Königin davon und bot es ihr als sein bestes

Troſt- und Arzneimittel. Sie willigte freudig darin ein, und ſchon am nächſten Morgen fuhr ein Wagen der Königin vor. Und ſo ward meine Frau gar oft die Tröſterin in kummervollen Stunden, deren die arme hohe Frau ſo viele zu erdulden hatte. Aus jener Zeit ſtammt dieſes Bild. Die Sängerin da iſt meine Frau, iſt meine Julie," rief er ſehr bewegt hinaufzeigend.

Ich wiſchte mir mit dem Tuch die Augen, und er, als ob er einen Übergang zu unſerer Singſtunde ſuchen wollte, ſagte: „Ich predige immer meinen Schülern beim Singen nicht ſo ſtarr oder gar verzerrt auszuſehen: der Geſang muß den Ausdruck des Geſichts verklären, meine Julie war nicht ſchön, aber beim Singen war ſie ſchön wie ein Engel."

Zelters Wohlwollen gegen mich nahm faſt mit jedem Tage zu. So mußte ich, um mir Übung und Sicherheit zu verſchaffen, unter ſeiner Leitung ſeine eigenen Schülerinnen unterrichten. Dieſe Stunden waren nun freilich viel mehr lehrreich als angenehm für mich, denn er brummte und zankte immerfort dabei.

Drei junge Mädchen aus angeſehenen Familien waren es, die er meinem Unterrichte übergab. Sie waren unmuſikaliſch, ſangen unrein und trafen ſchlecht. Ich half ihnen ein, gab den Ton auf dem Klavier an oder ſang ihn leiſe mit.

„Na!" brüllte Zelter mich an, „wenn Sie alles mitſingen oder ſpielen, iſt's wohl eine rechte Kunſt! — ſollen ſie ſo treffen lernen?"

Ich und meine drei Schülerinnen wurden purpur-

rot; ich ließ die armen Dinger, die ſo erſchreckt noch viel weniger treffen konnten und jammervoll danebenſangen, ſich ruhig quälen, und wenn ſie daran geſtorben wären, jetzt hätte ich keinen Ton mehr angetippt. Es klang gräßlich.

„Herr Gott!“ ſchrie Zelter, „ſo helfen Sie ihnen doch, was ſitzen Sie denn ſo faul dabei, man kann ja verrückt werden, wenn man das anhören muß.“

Nun hatt' ich genug. Ich ſpielte ſtark Ton für Ton, ſang auch wohl eine ganze Strecke mit — der alte Brummbär ſagte kein Wort und hörte ganz geduldig zu.

Als die Stunde herum war, ſtand ich auf, nahm verſtimmt wie die andern meinen Hut, verneigte mich auch wie die andern und wollte mit ihnen hinausgehen.

„Warten Sie doch einen Augenblick!“ rief er mir zu. Die Mädchen gingen. Ich blieb, ſah ihn aber gar nicht an.

„Ja,“ ſagte er ſichtlich befangen, „das Begleiten iſt ſchwer — es gibt viele gute Klavierſpieler, aber begleiten können Sie darum doch nicht. Das kann man auch nicht lehren, das iſt Gefühls- und Empfindungsſache.“

Er ſah mich an und lachte ein wenig, ich aber machte ein ganz ernſtes Geſicht und lachte gar nicht. Da klopfte er mich auf die Schulter und ſagte begütigend: „Na, na! es wird ſchon werden.“

Nun konnte ich nicht länger maulen, ich nickte ihm freundlich zu und ſagte wieder wie gewöhnlich: „Guten Morgen, Herr Profeſſor!“

„Guten Morgen, mein Kind!“ rief der alte, gute Polterer erleichtert mir nach.

Aber nicht Zelter allein zeigte uns ſo viel Güte

und Teilnahme, auch unſer Arzt, Dr. Barez, beſuchte uns zuweilen, und nicht nur, um nach der kranken Lore zu ſehen; er plauderte gern ein Viertelſtündchen mit uns, und obgleich noch jung, ſchön und lebensfroh, hatte er doch ſtets einen ernſten, faſt väterlichen Ton für uns. Wir mußten ihm von unſern Arbeiten, Einnahmen und Ausgaben erzählen. Er fragte ſcherzend, ob wir auch ordentlich Buch führten, und als Mine ihm darauf mit einiger Befriedigung unſer Ausgabebuch zeigte, blätterte er darin und rief: „Sehen Sie, da finde ich doch eine unnütze Ausgabe.“ Wir ſahen ihn alle erſchrocken an, er zeigte mit dem Finger auf eine Stelle — Honorar für den Arzt — Wir ſchwiegen verlegen.

„Im Ernſt!“ ſagte er und drückte Mutter herzlich die Hand. „Wenn Sie mir zeigen wollen, daß Sie Vertrauen zu mir haben, darf dieſe Ausgabe in ihrem Buche nie mehr zu finden ſein.“

So von allen Seiten mit Liebe und Güte gehegt und gepflegt, mußte ich das Leben nicht ſchön finden? und war meine ungetrübte, ſtets gleiche Heiterkeit nicht ganz natürlich?

Ich ſah nichts als hellen, goldenen Sonnenſchein.

Es konnte mir nicht mehr entgehen, daß Eduards Anteil für mich ſtets wärmer wurde. Mit freudigem Beben bemerkte ich, wie ſein Blick zuweilen mit einem zärtlichen Ausdruck auf mir ruhte und allen meinen Bewegungen folgte. — Dies fühlte ich, auch wenn ich ihm den Rücken zugekehrt hatte. Wandte ich mich um und er glaubte ſich von mir ertappt, ſo war er freilich kälter und ſchroffer als zuvor. Mich kümmerte das aber nicht

mehr, denn ich hatte die feſte, unumſtößliche Überzeugung, daß ſeine Kälte nur Verſtellung ſei.

Die Luft ward immer wärmer, das Laub immer voller. Alles freute ſich der Schönheit des Sommers, wir aber empfanden faſt nur die unangenehmen Seiten der warmen Jahreszeit.

Schien die Sonne ganz früh in unſere Fenſter, ſo ſchämten wir uns noch im Bette zu bleiben, während die Zeit ſchon zur Arbeit nutzbar gemacht werden konnte, und ſtanden wir auf, wie endlos wurden dieſe Sommertage mit ihrer immer gleichen Helle und beſchwerlichen Wärme; auch die Arbeit mit heißen Händen und müden Augen ſchaffte nicht viel. Ging ich in der Mittagshitze von meinen Stunden nach Hauſe über die großen Plätze voll Sonnenglut und Staub, ſo mußte ich mir noch Vorwürfe dabei machen, ſchlechten Unterricht gegeben zu haben. Aber wie ſollte ich dieſe Schläfrigkeit, dieſe Abſpannung überwinden.

Einmal faßten wir den Entſchluß, uns auch eine Erholung im Freien zu gönnen. Wir wählten einen klaren, hellen Tag, um vor dem Regen ſicher zu ſein, arbeiteten nur bis Mittag und rückten gleich nach dem Eſſen aus, um recht lange Zeit zum Genießen zu haben. Da kam ſchon die erſte Schwierigkeit: Wohin gehen? — Da wir uns ſo ſelten ein Vergnügen machen, ſo müſſen wir den hübſcheſten Ort wählen — alſo nach dem Tiergarten.

Wir gingen.

Faſt verſengt von der Sonne, die in den ſchattenloſen, breiten Straßen erbarmungslos auf uns niederfiel und den leichten Staub unter unſern Füßen noch trockener

und heißer machte, erreichten wir nach langem, langem Wandern das Tor. Mutter war schon so ermüdet, daß wir sie kaum bewegen konnten hinauszutreten.

Unter den Bäumen ging sich's besser, aber ach, wie sahen Büsche und Blätter aus! Als wären sie mit Mehl bestreut, standen sie traurig am Wege. Elegante Equipagen fuhren rasch an uns vorüber und warfen uns dicke Staubwolken in die Augen. Endlich waren wir am Ziel. Ein Gasthaus hinter schattigen Bäumen, unter welchen zahllose Tische und Stühle standen, sah sehr verlockend aus. Aber die meisten Stühle fanden wir besetzt, und so war es uns nicht vergönnt, wie wir unterwegs gedacht hatten, ein abgelegenes, kühles Plätzchen zu finden. Wir nahmen erschöpft am nächsten Tische Platz, froh, wenigstens sitzen zu können. Der Kellner trat heran, und da wir alle glühend überhitzt waren, bestellten wir aus Rücksicht für unsere Gesundheit Kaffee. Kaum war er fortgelaufen ihn zu holen, als uns Reue quälte im Hinblick auf unsere Kasse; auch sahen wir mit Beschämung fast alle übrigen Gäste genügsam bei einem Glase Bier sitzen. Indes der Kaffee kam, schmeckte uns gut und war bald getrunken. Ein Weilchen blieben wir noch abgespannt und gelangweilt unter den fremden Gesichtern und traten bald, notdürftig ausgeruht, den Rückweg an. Verstimmt und schweigend gingen wir durch die sonntäglich langweiligen Straßen nach Hause und hatten von dem ganzen Vergnügen, das uns mehr gekostet als wir an einem langen Tag angestrengter Arbeit verdienen konnten, nichts, als daß unser Stübchen, unsere Arbeit und unser stilles Leben uns nur um so besser gefiel.

Mine hatte beſtimmt, daß alle Abend um ſieben Uhr eine Erholungsſtunde ſein ſollte, damit wir uns von dem ermüdenden Sitzen bei der Arbeit ausruhen könnten. Dieſe Stunde angenehm auszufüllen, legten wir uns nebeneinander ins Fenſter, was viel mehr Vorteile brachte, als man glauben ſollte. Erſtens ſtanden wir dabei, und ſchon das war eine günſtige Veränderung. Dann genoſſen wir die friſche Luft, und endlich hatten wir die Unterhaltung, Leute vorübergehen zu ſehen. War das auch an und für ſich nicht gerade intereſſant, ſo wußte es Mine durch ein Spiel, das ſie erfunden hatte, dazu zu machen.

Von allen Perſonen nämlich, die an unſerm Hauſe vorüberkamen, ſei es Mann oder Frau, mußte ſich jede von uns ein Stück ihres Anzuges wählen. O, was für Mützen, Weſten, Schals und Kleider hatte ich ſchon, und wie ſtritten wir uns, wenn unſere Wahl auf denſelben Gegenſtand gefallen war. Die eifrigſte von allen bei dieſem Spiel war Mutter, und ich erinnere mich eines Abends, an welchem ſie, als ein Taglöhner vorüberging, voll Beſtürzung ausrief: „Kinderchen, von dem kann ich wahrhaftig nichts gebrauchen, erlaßt mir den.“

Trotz unſeres feſten Vorſatzes, nach dem mißglückten Spaziergang nie mehr dergleichen zu unternehmen, war dennoch eine ſo unbezwingliche Luſt in uns erwacht, nur einmal wieder hinauszukommen ins Freie, daß wir nicht zu widerſtehen vermochten. So beſchloſſen wir denn, wenn das Wetter ſchön bleibe, am nächſten Tage nach Schönholz zu unſern alten, lieben Freunden zu gehen, und um nicht von der Hitze zu leiden, gleich früh am Morgen auszurücken.

Der Vorschlag dazu war von Mine ausgegangen und versetzte uns in einen wahren Freudenrausch. Keines hatte mehr Lust und Ruhe zur Arbeit; von nichts als von dem morgigen Vergnügen wurde gesprochen, und gerade war Mutter mit einigen Vorbereitungen dazu beschäftigt, als Eduard kam. Wir sagten ihm von unserm Vorhaben, und er, begierig den vielgepriesenen Lieblingsort kennen zu lernen, versprach uns später nachzukommen; ein Grund mehr zu einer schlaflosen Nacht.

Endlich war es Zeit aufzustehen; heute brauchte Mine nicht lange zu wecken, wir sprangen aus den Betten gleich ans Fenster, um nach dem Wetter zu sehen. Der Morgen war göttlich. „Das wird einmal ein Tag werden!" rief Mine mit ihrer frischen, fröhlichen Stimme, „nun Kinderchen, macht, daß wir fortkommen." Es dauerte nicht lange, so wanderten vier frohe, glückliche Menschen zum Tore hinaus.

In ein Tuch gebunden trugen wir abwechselnd einige Lebensmittel, die wir mitgenommen hatten, da wir wußten, daß man in Schönholz an Wochentagen selten auf den Empfang von Gästen vorbereitet war. Weit schneller, als wir erwartet, hatten wir das kleine Gehölz erreicht, das mir in der Erinnerung viel weiter geschienen, aber es entzückte mich heute nicht weniger als damals, da ich es als Kind zuerst gesehen. Die lieben Fichten, noch immer Stamm an Stamm so rötlich schimmernd, der Boden noch immer ebenso glatt von Nadeln! Aber zum Schwärmen und Erinnern war heute nicht Zeit; die Gegenwart war ja so schön!

Wir erreichten das Ende des Waldwegs. Die Um-

zäunung, die das Gehölz vom Gute trennte, war noch weiter umgesunken, lag fast auf dem Boden. Der Hund auf dem Herrenhofe bellte wie früher, und wie früher kehrten wir uns nicht an ihn, gingen vorüber und freuten uns über die Getreide- und Kartoffelfelder, die auf der andern Seite des Weges voll und üppig standen. Noch eine Strecke weiter bei der kleinen Kolonie vorbei, und schon schimmerte das rote Dach des Schulhauses hinter den Kirschbäumen hervor. Es überkam uns wieder das traute, heimische Gefühl, wie beim allererstenmal.

Eduard hatte sein Versprechen, uns nachzukommen, nicht vergessen, und stand, ganz so gekleidet, wie er wußte, daß wir ihn am liebsten sahen [im grünen Frack mit goldenen Knöpfchen] nach wenig Stunden vor uns.

„Das ist ein gutes Zeichen," flüsterte ich Minen zu, „heut wird er gewiß liebenswürdig sein!"

Ich hatte richtig prophezeit; er hörte alles gern mit an, was wir von unserer Kindheit, unsern Spielen ihm erzählten. Es gefiel ihm alles; der kleine Friedhof neben dem Hause rührte ihn ebenso wie uns durch seine Anspruchslosigkeit. Noch immer war weder Umzäunung noch irgend eine Abgrenzung zu sehen, kein Kreuz, kein Stein bezeichnete die Gräber; ihr einziger Schmuck waren immer noch die kleinen, roten Grasnelken, die auf ihren schlanken Stielen sich wiegten.

Eduard bückte sich, pflückte ein paar und machte einen Strauß davon, reichte mir ihn im Weitergehen und sagte mir leise, liebe Worte. Nun wußte ich auf einmal, warum ich diese Blümchen immer so geliebt hatte. Ich steckte den Strauß an die Brust. O, du liebes,

liebes Schönholz, du haſt ja Zauberkraft! So etwas hatte er mir noch niemals geſagt.

Zu all unſern Lieblingsplätzen führten wir ihn, in den jetzt ganz verwilderten Herrengarten, an umgeſtürzten Statuen, verfallenen Lufthäuſern vorüber.

Gegen Abend gingen wir noch durch die ärmliche Kolonie, wo die Leute vor den Türen ſaßen und uns freundlich begrüßten.

Die Sonne war im Unterſinken als wir wieder auf den Friedhof kamen. So herrlich hatte ich ſie nie geſehen. Gleich einem weiten, goldenen Mantel lag ihr Schimmer auf den Gräbern und der weiten Ebene ausgebreitet. Wir alle ſtanden prächtig wie in Purpur gehüllt da. Keines von uns ſprach ein Wort, der Anblick war ſo groß, daß wir in ehrfurchtsvollem Schweigen ſtaunten. Mir traten die Tränen in die Augen, und ich ſah verſtohlen zu Eduard auf und begegnete ſeinem Blick.

Die Sonne war verſchwunden, ein leichter Nachtwind erhob ſich.

„Kommt Kinder, es iſt Zeit," ſagte Mutter mit leiſer, ſanfter Stimme. Wir gingen und blickten noch oft, wie um Abſchied zu nehmen, zurück.

Zu meinem größten Erſtaunen ließ ſich Eduard in den nächſten Tagen gar nicht bei uns ſehen, worüber die Schweſtern und ſelbſt Mutter ſich nicht genug verwundern konnten. Endlich, als faſt eine Woche vergangen war, kam er, war ſteif, froſtig und gemeſſen. Mine begann natürlich gleich von dem ſchönen Tag in Schönholz zu ſprechen, und wie ſie mit Freuden daran

zurückdenke. Eduard antwortete kurz, einsilbig und suchte sehr absichtlich auszuweichen, ja es schien mir, als ob selbst die Erinnerung an jenen Tag ihm unangenehm sei.

Ich war empört. Er liebte mich, davon war ich fest überzeugt, aber er schämte sich dieser Liebe und wollte sie mit Gewalt bekämpfen; das reizte meinen Stolz aufs Äußerste, ich beschloß nicht nur äußerlich, nein auch im Innersten gleichgültig und kalt gegen ihn zu werden. Hätte er mich nicht lieben können, sagte ich mir, so würde ich traurig, unglücklich gewesen sein, aber es hätte mich nicht gehindert ihn zu lieben. Daß er seine Liebe zu mir wie eine Sünde los zu werden suchte, das konnte ich nicht ertragen und wollte es auch nicht.

Bei seinem nächsten Besuch fühlte ich mich wirklich — wie ich es gewollt — ganz gleichgültig gegen ihn. Er mochte es wohl merken, und drang mit Fragen und Bitten in mich, aber sie machten keinen Eindruck: Ich blieb standhaft höflich und kalt.

Die Eltern einer meiner Mitschülerinnen Zelters hatten uns zu einer Spazierfahrt eingeladen. Ich hatte allen so viel von meinem lieben Schönholz erzählt, daß sie es für ein kleines Paradies halten mußten und zum Ziel des Ausflugs machten.

An einem hellen, sonnigen Morgen fuhren wir auf mehreren Wagen zum Tor hinaus. Die Fahrt war allerliebst. Ein junger, eleganter Herr — Funck hieß er — sang und deklamierte unterwegs, war überhaupt so liebenswürdig und munter, daß er sich aller Herzen rasch gewann. Es entging mir nicht, wie sehr er

ſich um mich bemühte, und ich bemerkte recht gut, wie angelegentlich man den „immer freundlichen, liebenswürdigen jungen Mann“ gegen mich zu loben und herauszuſtreichen ſuchte. Es war mir unſagbar peinlich. Wußte ich doch nur zu genau, daß meine Freundin ihn anſchwärmte, über eine Erwiderung ihrer Gefühle bei ihm aber noch ſehr in Zweifeln war. Wie oft hatte mich Minna ſchon zur Vertrauten ihres Herzens gemacht.

In Schönholz angelangt, bereiteten wir ſogleich ein ländliches Frühſtück, wobei auch die Herren uns behilflich ſein mußten. Minnas Vater ſchlug vor, daß in ähnlicher Weiſe wie bei dem Feſte in Donna Diana durch das Los jeder Dame ein Ritter zuerteilt werden ſolle, der die Verpflichtung habe, ſie zu begleiten, zu beſchützen und ihr alle Ritterdienſte zu erweiſen. „Das iſt wunderhübſch! Bravo, bravo!“ riefen alle.

Mit ernſter Miene ſchüttelte er die Loſe durcheinander und rief mit komiſchem Pathos: „Meine Herren, jetzt naht der wichtige Augenblick!“

Funck trat zuerſt hinzu, griff in das Tuch, wickelte ſein Papierchen auseinander und rief: „Hellblau!“

„Ach Gott! das iſt ja meine Farbe,“ ſagte ich ganz erſchrocken; ich dachte an Minna. „Das trifft ſich ja charmant,“ flüſterte Minnas Vater mir zu und lächelte. Minna lächelte auch, aber ich wußte recht gut, wie ihr zumute war und fühlte mich ganz unglücklich.

Scherzhaft ließ Funck ſich mit ritterlichem Anſtande auf ein Knie vor mir nieder, zitternd vor Verlegenheit befeſtigte ich die Schleife an ſeiner Bruſt.

Wir gingen durch den verwilderten Park, an all

den Stellen vorüber, die ich kurz zuvor mit Eduard beſucht hatte. Ich erinnerte mich, was er da und dort geſagt, wie lieb und freundlich er geweſen, und es überkam mich ein eigenes wehmütiges Gefühl. Aber ich beſann mich auch, wie abſcheulich er ſich nachher benommen, daß er ſogar das Gedächtnis dieſes Tages gern ausgelöſcht hätte, und mein Entſchluß, mich gänzlich von ihm loszuſagen, ſtand wieder mit aller Lebhaftigkeit vor meiner Seele.

Es ſchien, als ob Funck mir dieſe Aufgabe erleichtern wollte, denn ſo voll feiner Aufmerkſamkeiten und Galanterien hatte ich ihn noch nie geſehen. Zwar ſagte ich mir immer, daß dies alles heute nur ein Spiel ſei, aber dennoch machte es mir den angenehmſten Eindruck. Mein Aberglaube, daß in Schönholz ganz beſondere Zauberkräfte für mich verborgen lägen, fand wieder neue Nahrung.

In den engeren Wegen des Blumengartens nahe am Herrenhauſe mußte die Geſellſchaft ſich mehr vereinzeln, und Funck wußte ſo geſchickt dem einfachſten Geſpräch eine intereſſante Seite abzugewinnen, daß ich es kaum bemerkte, wie wir plaudernd den andern weit vorausgingen. Er bückte ſich, pflückte von einem der Beete eine Roſe und reichte ſie mir. „Pflücken Sie nicht!“ rief ich erſchrocken, „das iſt hier nicht erlaubt!“

„Für Sie tue ich auch etwas Unerlaubtes,“ antwortete er.

Ich nahm die Blume und war eben im Begriff, ſie an die Bruſt zu ſtecken, als plötzlich Eduards Bild ſo deutlich vor mich trat, daß ich wie von einer ſtarken Hand zurückgehalten zögerte. „Ei was!“ ſagte ich mir

trotzig, „er verdient es nicht um mich, ich bin frei und kann tun und laſſen, was ich will.“ Ich ſteckte die Roſe an.

Wir ſtiegen einen kleinen Berg hinan. Funck ſtützte mich dabei, ich war ſtill und nachdenklich geworden, er bemerkte es und befragte mich teilnehmend um die Urſache, ich antwortete nicht, mein Herz pochte heftig, und mein Gewiſſen quälte mich. Ich hätte gern die Blume fortgenommen, denn ſie brannte auf meiner Bruſt, aber ich wagte es nicht, da ſein Blick auf mich geheftet war, und ich ihn zu kränken fürchtete. So hatten wir die Höhe erreicht und ſetzten uns, um auszuruhen, in eine Birkenlaube; auf derſelben Bank hatte ich neben Eduard auch geſeſſen.

„Wie hübſch man hier den ganzen Garten überſieht, das iſt ein angenehmes Plätzchen,“ ſagte Funck.

„Nicht wahr?“ rief ich erfreut. — Das gerade hatte Eduard auch geſagt; ich hörte den Ton ſeiner Stimme, ſah ihn, wie er gerührt von der Schönheit der Natur entzückt meine Hand faßte — und alle meine Vorſätze waren dahin. Dreiſt und kühn nahm ich die Roſe von der Bruſt, keine Rückſicht hielt mich mehr zurück, ich zerpflückte ſie und fühlte mein Herz ſich erleichtern, als ein Blättchen nach dem andern auf den Boden fiel.

Funck ſah es wohl, aber er ſagte nichts und ſchweigend kehrten wir zur Geſellſchaft zurück.

In Eduards Stimmung ſchien wieder eine Wandlung vor ſich gegangen zu ſein. Die ſtrenge Kälte hatte er faſt ganz abgelegt, ſtatt deſſen aber war er ſchwermütig, ſtill und traurig. Er konnte ſtundenlang daſitzen,

ohne ein einziges Wort zu ſprechen, von Zeit zu Zeit nur heftete er einen unendlich wehmütigen, fragenden Blick auf mich, dann ſprang er plötzlich auf und eilte fort, ohne irgend einen Grund der Entſchuldigung zu ſagen.

Ich merkte nun recht gut, was dieſer fragende Blick und dieſe Schwermut zu bedeuten habe. Ich wußte es, und täglich beſtimmter, daß er mich liebe; daß nur Zweifel an meiner Gegenliebe ihn quälten, da er zu verſchiedenen Malen gegen Mine geäußert hatte, er glaube gar nicht, daß ich zu lieben fähig ſei.

Seine Qual machte mir wenig Sorge, ich wußte ja am beſten, wie unbegründet ſie war. Er liebte mich, mehr wollte, mehr verlangte ich nicht. In meinem mehr als kindiſchen Leichtſinn dachte ich um keine Minute weiter hinaus in die Zukunft. Eine wahrhaft ausgelaſſene Luſtigkeit bemächtigte ſich meiner und gerade dies ſchien Eduard zu verletzen, denn je heiterer ich, um deſto düſterer ward er. Das konnte aber alles nichts helfen, ich war und blieb froh und mußte manchesmal mich wegwenden, das Lachen zu verbeißen, wenn er in ſeinem ſelbſtgeſchaffenen Kummer ſo jammervoll neben mir ſaß.

Wie hatten wir die Rollen jetzt vertauſcht: Er, der mit aller Macht gegen eine Neigung, die er ſeiner unwert hielt, kämpfte, erlag dem Kampfe und mußte alle Pein, die er mir verurſacht hatte, im geſteigertſten Maße empfinden. Die Liebe, die er zu unterdrücken ſich bemühte, brach deſto glühender hervor, je mehr er ſich dagegen ſträubte; und mit der ganzen Kraft ſeiner Seele rang er jetzt, das zu gewinnen, was er vorher zu bekämpfen verſucht hatte.

Das ſchöne, milde Herbſtwetter veranlaßte Eduard, uns öfter zu kleinen Spaziergängen aufzufordern, und Mine, die fleißige Mine, war ſtets bereit die Arbeit fortzulegen. Sie hatte wohl — ſo gut wie ich — bemerkt, daß er im Freien ſich freier fühlte, und darum wußte ſie, die ſich nie eine Erholung gönnte, uns allen deutlich zu machen, wie notwendig Bewegung in friſcher Luft ſei.

Das gewöhnliche Ziel dieſer Wanderungen war faſt immer eine kleine Anhöhe, ziemlich entfernt von der Stadt, auf welcher mehrere Windmühlen ſtanden, ein Ort, der keinen andern Vorzug als den der Einſamkeit beſaß. Wir waren gern hier, denn tauſend Erinnerungen machten uns den Aufenthalt lieb. Wie früher ſetzten wir uns zum Ausruhen auf einen umgehauenen Baumſtamm und zogen, obgleich wir uns ganz ſicher wußten, erſchreckt den Kopf zurück, wenn die weit ausgebreiteten Mühlenflügel hoch über uns ſchwebten und pfeilſchnell hinabfuhren.

Auf dieſem elenden Windmühlenberg verlebten wir nun die poetiſchſten Stunden. Eduard ſaß neben mir, und als wäre die Natur der Schlüſſel zu ſeinem innerſten Weſen, ſo öffnete ſich hier ſeine Seele vor uns. Jedes Hälmchen von der Luft bewegt, jedes vorüberſchwirrende Inſekt, das verworrene Getöſe, das aus der Stadt zu uns herüberklang — alles, alles gab Stoff zu ſchönen, innerlichen Geſprächen.

Zuweilen begleitete uns Naide auf dieſen Spaziergängen, die freilich dann einen ganz anderen Charakter erhielten. Wir mußten an ihrem Hauſe vorüber, und die gutmütige Mine konnte nicht umhin, ſie zum Mitgehen aufzufordern, ſo wenig angenehm mir dies auch

war. Eduard ſchien meine Empfindung nicht zu teilen, denn er war gleich viel munterer, friſcher, wenn Naide dabei war, und ging auf all ihre ausgelaſſenen Späſſe ein. Mir war das unerträglich, und ich fand ſie entſetzlich kokett. Selbſt auf dem geheiligten Windmühlenberge hörten die Tollheiten nicht auf.

Sie riß Gras aus, warf Eduard damit, verſteckte ſich lachend hinter Mine, die eifrigſt bemüht war, ſie zu ſchützen, als er ſie verfolgte. Mutter, Mine, Lore, alle lachten und amüſierten ſich, ſelbſt der Müller ſteckte wie bei einem kleinen Uhrwerk ſeinen Kopf aus der Luke und lachte. Nur ich — für die das eigentlich der rechte Spaß hätte ſein müſſen — ſaß ſtill und in mich gekehrt, erinnerte mich all der ernſten, ſchönen Geſpräche, die wir hier miteinander gehabt, und fand es bemitleidenswert klein von Eduard, hier ſolche Poſſen zu treiben.

„Er iſt doch allerliebſt!“ flüſterte mir Naide zu. Ich ſtand auf, ohne zu antworten.

„Was iſt dir nur heute?“ fragte ſie.

„Ja, Thereſe, Sie ſind ſo ſtill, fehlt Ihnen etwas?“ fragte Eduard, ſah mich freundlich an und ging auf dem Rückwege ſtill neben mir her. Nun war ich wirklich dem Weinen nahe über mein dummes Benehmen. Ich haßte Eduard, Naide und mich am allermeiſten.

Eines Abends hatten wir uns ſo ins Plaudern vertieft, daß Eduard weit über die gewöhnliche Zeit hinaus bei uns blieb. Erſchrocken ſprang er auf, als der Wächter uns mit der gellenden Pfeife die Uhr verkündigte. Mine nahm ein Licht und den Hausſchlüſſel, ihn hinauszulaſſen, und da ſie ſich ängſtigte, allein durch das dunkle

Haus wieder hinaufzugehen, bat ſie mich ſie zu begleiten. Auf der unterſten Stufe blieb ich ſtehen, ſagte: „Gute Nacht!“ und flüſterte Mine ins Ohr: „Frag ihn, wann er wieder kömmt!“

„Was ſagt Thereſe Ihnen da?“

„Ach nichts! Ich ſoll Sie fragen, wann Sie wieder kommen,“ erwiderte Mine und ging den Flur entlang, um die Türe aufzuſchließen.

„Warum fragen Sie mich denn nicht ſelbſt? Bald, recht bald komme ich wieder,“ rief Eduard, ergriff meine Hand, preßte einen glühenden Kuß darauf und eilte die Treppe hinunter zum Hauſe hinaus.

Ich folgte Minen langſam zurück ins Zimmer. Immer fühlte ich den Kuß noch auf meiner Hand, das Herz pochte mir fürchterlich. Ich ſprach kein Wort, weil ich mich zu verraten glaubte. Beim Auskleiden hütete ich mich, die Hand zu berühren, und als ich im Bette lag, küßte ich leiſe die Stelle, auf der ſeine Lippen gebrannt hatten, und am andern Morgen war ich kindiſch genug, nur die linke Hand zu waſchen.

Der Verkehr zwiſchen mir und Eduard ward indeſſen immer ſchwieriger. Ich fühlte mich immer ſicherer in dem Bewußtſein ſeiner Liebe, war unbekümmert und froh. Er dagegen, je mehr er ſeine wachſende Neigung zu mir merkte, ihrer nicht mehr Herr werden konnte, es auch nicht wollte — denn was ihm ſonſt als wichtiger Grund erſchienen, kam ihm jetzt gering vor — ward immer zweifelhafter, ob meine Zuneigung mehr als eine freundliche Gewohnheit ſei. Mehrere Monate dauerte

dieſer peinliche Zuſtand. Er wandte ſich an Mine, ſeine alte Vertraute, ſie ſolle ihm ſagen, ob ſie glaube, daß ich ihn liebe, er müſſe jetzt Gewißheit haben, er wolle dieſe Zweifelsqual los ſein.

Mine verſicherte, ſie ſei von meiner Liebe zu ihm feſt überzeugt, er möge mich ſelbſt darum befragen.

Abends beim Schlafengehen teilte mir Mine dieſe Unterredung mit und forderte mich auf ihm freundlich zu antworten.

„Ach Gott, das iſt ja ſchrecklich," rief ich, „nein, nein, er ſoll nicht mit mir davon ſprechen, ich laufe fort, wenn er kommt."

Mutter meinte, ich ſei für mein Alter doch auch gar zu kindiſch, und Mine meinte, es ſei doch ſchändlich, einen Menſchen ſo zu quälen.

Am folgenden Tage, es war in der Dämmerſtunde, Mutter ſtand am Ofen, Mine und Lore machten ihre gewöhnliche Abendpromenade durchs Zimmer, ich ſaß auf dem Tritt am Fenſter, als Eduard eintrat. „O Gott, da iſt er wirklich," ſagte ich vor mich hin, doch ich ſprang nicht hinaus, was meine erſte Regung war, lief auch nicht davon, wie ich erſt gewollt — — — und ſo ward der 13. Februar [1821] der Tag, der über mein ganzes künftiges Leben entſchied. —

Als ich am andern Morgen erwachte, war mir alles wie ein Traum, ich konnte mich gar nicht beſinnen. Mutter vermied ich anzuſehen. Ich fürchtete, ſie möchte davon mit mir ſprechen, und ich fühlte mich von einer Empfindung bewegt, die man nicht berühren durfte. Wie war ich ernſt,

gar nicht, als ob ich noch ich ſelbſt wäre. Und durch all mein Denken hindurch zog ſich das Wort, das ich geſtern gehört hatte: „Thereſe! Ich hab' Sie wie meine Seele lieb!"

Da Eduard zu kommen verſprochen hatte, blieb ich zu Hauſe, zog mich ſorgfältiger an und tat, als merke ich es gar nicht, daß Mutter faſt feierlich umherging, unſer kleines Stübchen zu Eduards Empfang hübſch herzurichten. Mit Herzklopfen und Bangen ging ich im Zimmer umher, als Mine mit freudeſtrahlendem Geſicht hereintrat. „Stellen Sie nur hier nieder!" rief ſie einem Manne zu, der einen großen, blühenden Fliederbaum und einen ſchönen Roſenſtock trug.

„Sieh nur, von Eduard," ſagte ſie, als der Mann fort war, und ſah mit Tränen in den Augen mich an. „Nun, freuſt du dich denn nicht?" „O ja," ſagte ich gezwungen.

Mir tat der Vorzug weh, er kam mir den Schweſtern gegenüber ſo unverdient vor, die ſo gut, ſo aufopfernd waren und nichts als Sorge und Mühe hatten.

Ich ſaß gedankenvoll da, als Eduard raſch eintrat. Es lag eine Heiterkeit, ein ſo heiliger Friede auf ſeiner Stirn, daß ich mich zu ihm hingezogen fühlte und gern zu ihm gelaufen wäre, aber die dummen Füße gingen nicht, und ganz meiner Empfindung entgegen ſtand ich wie ein Holzblock da. Eduard kehrte ſich nicht daran, kam auf mich zu, umfaßte mich und flüſterte: „Meine kleine, ſüße Braut." Ich lehnte mich an ihn, und es durchdrang mich ein Gefühl von Sicherheit, als könne mir nun im Leben nichts Übles mehr geſchehen.

Wie wir ſo traulich plaudernd bei einander ſaßen, wandte ſich Eduard an Mutter, ob ſie nicht auch der

Meinung sei, unser Verlöbnis noch ganz geheim zu halten. Vor der Welt, meinte sie, sei es ihr ganz gleich, aber seinen Eltern, darum bäte sie ihn dringend, müsse er gleich davon in Kenntnis setzen.

„Ich bin erst 19 Jahre," erwiderte er zögernd, „lassen Sie mich wenigstens bis in den August zu meinem 20. Geburtstag warten."

Es kränkte mich im Augenblick ein wenig, seinem Wunsche aber brachte mein Stolz gern das Opfer.

Zur Mittagszeit mußte Eduard uns verlassen, da er seine Rolle für den Abend noch zu repetieren hatte. „Heute sehen wir uns nun nicht mehr, aber morgen, morgen recht früh," sagte er, dann zog er seine Brieftasche hervor und gab mir zwei Gedichte, die er in den letzten Tagen vor unserer Verlobung für mich gemacht hatte, „damit du dich, auch wenn ich nicht bei dir bin, mit mir beschäftigen kannst," flüsterte er mir zu. Wie war ich begierig, zu lesen.

Das eine „An den Mond" trug ganz den Ausdruck seiner Zärtlichkeit für mich und war zugleich ein Bild der damaligen Jugend, heutzutage läßt sie den guten Mond ungeniert und ungestört durch die Wolken gehen. Ich gab es Mine zu lesen, die mich darum bat. Das andere, glühend-feurig, versteckte ich; ich schämte mich, es ihr zu zeigen. Später hat Mendelssohn, der Freund und Vertraute Eduards, dieses Lied sehr schön komponiert*) und oft in jugendlichem Übermut Eduard aufgefordert bei größeren Gesellschaften es mit ihm zu singen.

*) Kennst du nicht das Glutverlangen, Mendelssohns Lieder opus 9, 2 (op. 142 der Gesamtausgabe. Serie 19 Nr. 14).

Dabei machte er ſehr verſchmitzte Mienen, ſah öfter zu mir hinüber, mich in Verlegenheit zu bringen. Sie nannten es ſcherzhaft: „Das öffentliche Geheimnis.“

Nach Tiſch ging ich zum erſtenmal wieder zu meinen Unterrichtsſtunden. Wie anders kam mir alles vor, ganz verändert; die Straßen breiter und heller, die Häuſer, als ob ſie neu abgeputzt wären, ſo feſtlich ſah alles aus. Aber wie ſonderbar, daß ich jetzt hier auf der Straße zum erſtenmal eine dankbare, deutliche Empfindung meines Glückes hatte. Mir war ſo ſtolz, ſo groß zumute, als ob ich von einer Höhe auf alle andern Menſchen niederblickte. Oft mußte ich ſtille ſtehen, Atem ſchöpfen, ſo raſch ging es, weil meine Füße mit dem Klopfen meines Herzens Schritt halten wollten.

Meine Schülerinnen freuten ſich mich wieder zu ſehen; ich hatte einige Stunden heftiger Zahnſchmerzen wegen verſäumen müſſen, ſie fragten teilnehmend, wie es mir ginge. Da fing ich an zu lachen, ſo unglaublich komiſch kam mir die Frage vor.

Abends waren wir allein. Als ich meine Arbeit holte und mich zu den andern an den Tiſch ſetzte, ſagte ich lachend: „Ach, Gott ſei Dank, heute hab ich doch wieder einen ruhigen Abend.“

„Pfui, ſchäme dich!“ ſchrie Mine auf. Selbſt im Scherz mochte ſie ſo etwas nicht hören.

Der Abend war aber wirklich allerliebſt. Wir arbeiteten, plauderten, machten Pläne, und daß Eduard der Mittelpunkt all unſerer Geſpräche war, verſteht ſich von ſelbſt. Ach wie hübſch konnt' ich ihn lieb haben, ja ſogar zärtlich ſein, wenn er nicht zugegen war.

Am nächſten Morgen erwartete ich Eduard viel früher, als er möglicherweiſe kommen konnte. Ich ließ es mir gern gefallen, daß Mine meinen einfachen Anzug zu verſchönen ſuchte, und es rührte mich recht, wenn ſie alle Augenblick wiederkam, meine Locken anders zu legen, weil ſie ihr kürzer als gewöhnlich vorkamen. Endlich hörte ich Eduard auf der Treppe, mein Herz klopfte heftig, hüpfte vor Freude, ich hatte die Augen ſchon mehr in meiner Gewalt, denn ſie nickten ihm freundlich zu, als er eintrat. Mutter ging bald in die Küche, die Schweſtern waren fleißig bei ihrer Arbeit, ſo konnten wir ungehindert flüſtern und plaudern.

Wichtiges ſprachen wir wohl eigentlich nicht, und doch kam es mir ſo vor. Er wußte ſo viel von ſeiner Liebesſeligkeit zu erzählen, wie alle Zweifel, alle Not von ihm gewichen ſei, wie er ſchon ſo lange, lange mich liebe, wie gut ich ſei und wie er durch mich immer beſſer zu werden hoffe.

Du lieber Gott! Ich bekam ordentlich Reſpekt vor mir. Wie ſehr er mich überſchätzte, das fühlte ich wohl, doch mochte ich es nicht ſagen; er hätte es für Beſcheidenheit, für Anſpruchsloſigkeit gehalten und mir noch eine neue Tugend mehr aufgebürdet. Das wollte ich nicht, ſo blieb mir denn nichts übrig, als währenddeſſen ſtill im Innerſten Gott zu bitten, daß ich dieſes Lobes würdig und nur etwas davon zu verdienen imſtande ſei. Mir war wunderlich zumute. So über alle Beſchreibung wohl, und dennoch mußte ich das Weinen beſtändig unterdrücken. Auch war ich nie zuvor ſo dumm geweſen; ſprechen konnte ich gar nicht, nickte zu allem

nur und sah höchstens einmal zu ihm auf, dann aber geschwind wieder fort, weil mir die Tränen in die Augen traten.

Wodurch er plötzlich von meiner Hand, die er küßte, auf das Christentum kam, das weiß ich wirklich nicht zu sagen; genug aber, er äußerte seine Freude, mich bald Christin zu wissen. Daß wir dann auch im Glauben eins wären und wie es ihn beglücke, mich seinem lieben Heiland zuzuführen, nach dem ich mich gewiß schon lange sehne.

Ich schwieg, denn ich wußte nichts zu sagen, so verdutzt war ich. Dem Christentume war ich nur dem Namen nach fremd; von frühester Jugend an hatte mich die milde christliche Lehre mächtig angezogen — aber die Form des Bekenntnisses, welche Eduard verlangte, die schreckte mich zurück. „O du Proselytenmacher," dachte ich, „es ist dir am Ende doch wohl mehr darum zu tun, deinem Heiland eine Seele, als deinem Herzen eine Geliebte zu gewinnen." Ich war verletzt, verstimmt und durch seinen Heiland auf einmal aus allen meinen Himmeln vertrieben.

Kaum war er fort, so fiel ich mit süchterlichem Grimme über mich her; ich schalt mich undankbar und sagte: Weißt du denn nicht, daß er durch seine Religion erst den Frieden, die Ruhe seiner Seele gefunden hat, und ist es denn nicht natürlich und schön von ihm, daß er das, was ihn beseligt, auch mir verschaffen möchte. Verdrießlich war ich aber doch und blieb dabei, daß ein junger Sänger von 19 Jahren schlecht zum Theologen passe, und daß ich überdies auch gar keinen Theologen

zum Manne haben wollte. Ich ging ſtill und ſchweigend zu Bett, konnte lange nicht ſchlafen, da fiel mir ein, was wohl der Grund von Eduards religiöſer, ja damals noch faſt pietiſtiſcher Richtung ſein könne.

Es hatte ſich ein Verein von jungen Leuten gebildet, eine Art von Tugendbund, zu welchem Eduard, ſein intimſter Freund, der Maler Wilhelm Henſel und Graf Kalkreuth auch gehörten. Die Tendenz der jungen Leute war jedenfalls eine gute, ſie ſtrebten nach dem Idealen in Kunſt und Leben, ſchwärmten und dichteten. Henſel und Kalkreuth veröffentlichten ſogar ein kleines Buch, Bundesblüten betitelt. Das alles war jugendlich und der damaligen Zeit angemeſſen. Nur eins erregte meine Sorge; es war der Verkehr mit dem Hauptleiter dieſes Kreiſes, einem etwas älteren, geiſtreich witzigen, äußerſt ſtreng katholiſchen Manne. Er hatte ſich eine große Gewalt über die Herzen der jungen Leute erworben und ihre Neigung zum Myſtizismus geweckt und genährt.

Henſel ganz beſonders neigte zum Katholizismus, war aber trotzdem ein ſehr munterer, angenehmer Geſellſchafter. Ob er in ſeiner Kunſt ſehr bedeutendes geleiſtet hat, weiß ich nicht, aber ſeine Bildchen nach La la Ruck, ſowie einige andere, hatten ihn beliebt gemacht. Der König erwies ihm die Ehre, ein Bild bei ihm zu beſtellen, welches im Vorzimmer des Konzertſaales im neu erbauten Schauſpielhauſe ſeinen Platz finden ſollte. Es waren verſchiedene junge Maler beauftragt Szenen aus den klaſſiſchen Stücken zu malen. Henſel wurde Goethes Taſſo zuerteilt. Er hat den Moment gewählt, wo Taſſo vor der Prinzeſſin kniend von dieſer

den Kranz empfängt; und der blonde, hübsche junge Tasso ist das ähnliche Porträt meines Eduard. Unsere Freude, ihn dort und auf diese Weise verewigt zu sehen, tröstete uns ein wenig über die für uns verlorenen schönen Stunden, welche er im Atelier des Freundes zubringen mußte.

Die Zeit des Zusammenseins war uns überhaupt knapp zugemessen, meine Vormittage waren meist besetzt mit Unterrichtgeben im Gesang, das mir viel angenehmer war als der Klavierunterricht und bedeutend besser bezahlt wurde. Dies beides machte mich hart genug, Jette, die Schneiderstochter, ihrem Schicksal oder vielleicht einem andern Klavierlehrer zu überlassen.

Eduard ging es nicht anders, auch seine Vormittage waren mit Üben, Lernen und Proben ausgefüllt, so blieben uns nur die Nachmittage. Eduard brachte einmal seine Rolle mit, um sich von mir überhören zu lassen. Zuerst genierte es mich ein wenig, wenn er memorierend im Zimmer umherging und Gebärden und Mienen machte. Bald hatte ich mich daran gewöhnt, und es machte mir Freude, ihm nützlich sein zu können. Seine Bescheidenheit und die liebenswürdige Art, wie er es aufnahm, machten mich so dreist, ihm Vorschläge zu machen, welche wir probierten und annahmen oder verwarfen. So kam es natürlich, daß ich alle seine Rollen mit ihm übte und mich ganz in seine Tätigkeit einlebte. Wie gern hätte ich ihn auf der Bühne gesehen, da aber sein Freibillet nur ein Parterreplatz war, konnte ich es schicklicherweise nicht benutzen.

Beim Lernen der Rollen fiel es mir auf, daß alle

Charaktere, die seiner Jugend und Persönlichkeit anpassend gewesen wären, etwas Fremdes, Gemachtes hatten, während andere, die seinem Naturell ganz entgegen waren, lebendig und natürlich sich gestalteten; daß meine Beobachtung richtig war, hatte ich bald Gelegenheit, mich zu überzeugen. Graf Brühl hatte Eduard zwei Rollen zuerteilt, mit welchen er sehr glücklich zu mir kam. Die eine war die Titelrolle im „Reisenden Student", einem Liederspiel, die andere der junge Johann in Kleists „Familie Schroffenstein."

Wir übten sehr fleißig, und Mine und ich gingen sehr erwartungsvoll auf Eduards dringenden Wunsch ins Theater, ihn als Studenten*) zu sehen. Sonderbar, mir lag das künstlerische Interesse so nah, daß es mir war, als hätt' ich an dem Abend gar kein persönliches für ihn. Die Rolle gelang ihm über mein und auch wohl des Publikums Erwarten. Der kurze Studentenrock und das rote Mützchen, die Gitarre über der Schulter standen ihm allerliebst. Er war so mutwillig ausgelassen, so graziös galant, daß ich meinen brummigen Eduard gar nicht wieder erkannte. Mine und ich gingen sehr vergnügt nach Hause. Als wir andern Tags ihm unsere Freude und Lob aussprachen, wunderte ich mich, wie wenig er sich daraus machte.

Einige Tage darauf war die „Familie Schroffenstein"**), das Gelingen dieser Rolle lag ihm viel mehr am Herzen, und in großer Spannung und Aufregung

*) Aufführung am 17. August 1824; doch spielte er den Wilhelm Mauser schon am 12. Oktober 1819 zum erstenmal.

**) Am 18. und am 21. August 1824 spielte er den Johann.

gingen Mine und ich in das Theater. Das Stück machte mir trotz der vielen großen poetischen Schönheiten wenig Eindruck, auch Eduard genügte mir heute gar nicht, und ich überlegte es mir recht, wie ich ihm am nächsten Morgen meine Ansicht mitteilen sollte. Er kam, sah mich gespannt an und sagte: „Du bist nicht zufrieden.“ „Nicht ganz,“ antwortete ich, „du hast es hier im Zimmer alles lebendiger und hübscher gemacht. Es kam mir vor, verzeih den Ausdruck, als ob du deine Empfindungen statt sie von dir zu geben immer wieder hinunterschlucktest.“ Er sagte lachend: „Du bezeichnest es ganz richtig, ich war schrecklich aufgeregt, fürchtete zu outrieren, und ich kann mir denken, daß es dir dadurch so erscheinen konnte.“

Graf Brühl erkannte bald, daß Eduards Fähigkeiten seine jetzigen Rollen weit überragten, und daß er durch größere Aufgaben sein Talent entwickeln und rascher vorwärts kommen würde. Er wagte es und schickte ihm größere Partien, unter anderm den Paesielloschen Barbier*), eine reizende Oper; nicht so glänzend und einschmeichelnd wie der von Rossini, aber voll Humor und echt musikalischer Wirkungen. Eduard war entzückend, sowohl im Gesang wie im Spiel. Der Graf war sehr glücklich und erteilte ihm von da an in der Oper sowohl als im Schauspiel große und wirkungsvolle Rollen zu.

*) Die Chronologie hat sich in der Erinnerung verwischt. Nach Eduards Rollenbuch hat er den Figaro in Paesiellos Barbier von Sevilla schon am 5. Nov. 1820, in Rossinis Barbier am 18. Juni 1822, Mozarts Figaro am 9. Nov. 1822 zum erstenmal gespielt.

Schon früher hatte er ſich ſeiner mit faſt väterlicher Güte angenommen, hatte jene Lehrer in der italieniſchen Sprache, ſowie im kolorierten Geſang für ihn engagiert, kurz alles getan, was er für die Ausbildung eines jungen Talents in der Oper tun konnte. Die Empfehlung Zelters, der ſtets mit großem Selbſtgefühl Eduard als ‚ſeinen beſten Schüler und den einzigen Sänger mit wahrhaft guter Schule‘ pries, hatte nicht wenig dazu beigetragen, den Intendanten immer mehr für ihn zu gewinnen; und ſo wirkten beide vereint für ſeine Ausbildung. Freilich konnte dieſe nur einſeitig ſein, denn es gab für Anfänger in der dramatiſchen Kunſt nirgends Inſtitute oder Lehrer, die ſich ihrer angenommen hätten, und ſo lernte auch Eduard gut ſingen, gewann durch Exerzieren und Reiten Sicherheit in der Haltung, fand aber keinen Menſchen, ſo ſehr er ſich auch darum bemühte, der ihm ſpeziell beim Studieren der Rollen hätte nützlich oder behilflich ſein können. Auch ſein berühmter Onkel Ludwig ſpeiſte ihn gewöhnlich mit der Rede ab: „Ach das verſtehſt du beſſer als ich, du wirſt das ſchon machen.“

Auf Mutters dringenden Wunſch teilten wir Bruder Ludwig unſere heimliche Verlobung mit und baten ihn, als unſern natürlichen Vormund und Beſchützer, um ſeine Einwilligung. Meiner Meinung nach mußte er ſie uns mit größter Bereitwilligkeit geben. Wie groß war daher mein Erſtaunen, als wir gleich eine Antwort erhielten, worin er in heftigen Ausdrücken Mutter Vorwürfe über dieſe Übereilung machte. Eduard ſei faſt noch ein Knabe, nicht imſtande über ſeine Zukunft zu beſtimmen, wie viel

weniger mein Schickſal an das ſeinige zu binden. Mir ſchrieb er, ich würde verſtändig genug ſein, die ganze Sache nur für Galanterie, für einen Zeitvertreib anzuſehen, den die Herrchen beim Theater ſich gar zu gern mit jungen Mädchen machten. Eduard — den er außerdem ſchätze und liebe — müſſe man es verzeihen, da er erſt 19 Jahre alt ſei und weder Welt noch Menſchen kenne.'

Es lag etwas in dem Ton ſeines Briefes, dem ich es anmerkte, daß er gern die Sache ſcherzhaft nehmen wollte, und das gerade verdroß mich am meiſten. Ich ſetzte mich auf der Stelle zum Antworten und tat dies in meiner gewöhnlichen kurzen, trotzigen Weiſe. Ich vergaß in dem Augenblick ganz, wie gut, wie treu Ludwig es immer mit mir gemeint, ich könnte mich noch heute mit bittern Vorwürfen darüber quälen, läge meine Entſchuldigung nicht in dem einzigen Umſtand, daß ich ſehr jung war, und daß die Jugend egoiſtiſch nur ihre Wünſche und Intereſſen anerkannt wiſſen will. Ich ſchrieb ihm, wir liebten uns und würden uns treu bleiben auch wenn die ganze Welt ſich dagegen auflehnen wollte.

So verletzte ich durch meine Gereiztheit den beſten Bruder und Freund, aber auch Eduard, der doch ruhiger und verſtändiger war als ich, ſchien ganz meiner Meinung zu ſein. Wir glaubten uns im vollſten Rechte, nur durch die Proſa der Menſchen mißverſtanden, die nicht imſtande waren, eine Liebe wie die unſrige zu begreifen.

Schwer laſteten die Sorgen auf uns, denn Eduard geſtand mir, er fürchte, ſeine Eltern würden unſere Vereinigung ebenſowenig wünſchen wie Ludwig, und er ſähe noch harten Kämpfen darum entgegen. So von allen

Seiten bedroht, wuchs unſere Liebe, ward ſtärker und feſter. Alle dieſe Hinderniſſe gaben unſerm Verhältnis in meinen Augen noch einen neuen Reiz und ſteigerten meine frohe Zuverſicht.

Ein Blatt, das Eduard mir eines Morgens ſchickte, als er zu kommen verhindert war, trug nicht wenig dazu bei, dieſe Stimmung in mir noch mehr zu befeſtigen. Er ſchrieb:

Unendlich hat mich Deine treue Liebe erfreut, die ſich geſtern in jedem Deiner Worte ſo beſtimmt und ſchmucklos ausſprach. Sieh', meine Seele, ſo kann uns ja all das Stürmen nichts anhaben, ſo feſt und treu, wie wir uns umfangen halten, kann nichts uns trennen. Was kann uns denn das Spötteln und das Reden ſchaden? Wenn jene Leute von der Möglichkeit einer wahren Liebe überzeugt wären, ſo würden ſie an die unſere glauben; da ſie es nicht vermögen, darf uns ja an ihrer Beurteilung nichts liegen. Ich will es Dir geſtehen, meine Thereſe, ich habe heute einen Moment gewünſcht, daß Du mich nie geſehen hätteſt, da dann all der Kummer, den Du jetzt dulden mußt, von Deiner weichen Seele ferngeblieben wäre; doch ich empfinde, daß es mir eine unendliche Wonne ſein würde, um Deinetwillen zu leiden, und ich weiß ja, daß Du mich ebenſo liebſt wie ich Dich; ich fühle, daß Du dieſen Schmerz mit einer freudigen, ſtolzen Empfindung trägſt und beneide Dich um Deine Bürde. So muß es ja auch ſein, meine Thereſe! Unſere Liebe iſt über alle Verhältniſſe, über das Leben, einen Richter erkennt ſie

nur, das ist der Gott, der uns zusammengeführt hat, der unsern Bund gesegnet, denn wie könnten wir sonst so treu und stark sein? Und so, meine Geliebte, schau ich beruhigt zu dem Sternhimmel auf; es wird alles noch gut, ich lese es in der hellen Sternenschrift, dem Gnadenbuche unseres lieben Gottes. So halte denn fest, ich stehe fest, so wahr mir Gott helfe, und nun mag der Feind sich rüsten.

Dein Eduard.

Wir kannten Ludwig, er war stets fest und bestimmt in dem, was er für Recht erkannte; wir wußten auch, daß der liebloſe Ton meines Briefes ihn gekränkt haben mußte, und hatten also wenig Hoffnung. Aber seine Zärtlichkeit für mich war stärker als seine Vernunft und seine Vorsätze. Kaum hatte ihm Mine geschrieben und vorgestellt, daß unsere Liebe ja nicht ein augenblickliches Wohlgefallen, sondern mit uns herangewachsen sei, und wie traurig und bekümmert wir jetzt wären — so kam auch schon ein Brief, der uns seine Einwilligung und die Nachricht brachte, daß er selbst bald nachfolgen würde, um uns mündlich tüchtig den Text zu lesen.

O, welch ein Jubel und was für Unruhe entstand nun plötzlich in unserm Hause. Ich stürzte nach Feder und Papier, um ihm zu schreiben und aus vollster Seele zu danken.

Unser Zimmer war sauber und nett, die Fenster und Spiegel blinkten; auf dem Tisch war ein weißes Tuch ausgebreitet, als ein Wagen vor der Türe hielt, und wir voller Freude die Treppe hinunterliefen.

Er war es, der gute, lange Ludwig; ein wenig mehr nach vornen übergebeugt, die Wangen ein wenig mehr noch gerötet — ſonſt unverändert.

Wir führten ihn hinauf. Ein angenehmer Geruch von gutem Kaffee duftete ihm entgegen, was er wohlgefällig zu bemerken ſchien. Er ſah freundlich muſternd im Zimmer umher, und lächelte befriedigt. Nun legte er die langbekannte braune Reiſemütze, den bunten Schal, den Überrock ab, und ſetzte ſich mit einem langgezogenen behaglichen „Na?“ zu Mutter aufs Sofa.

Mine brachte den Kaffee und ein Gebäck, das er immer gern gegeſſen hatte. Wir rückten uns alle an den Tiſch, er reichte mit Tränen in den Augen jedem einzeln noch einmal die Hand und ſagte: „Gott ſei Dank, da ſitzen wir wieder einmal beiſammen, aber du, warte, mit dir hab ich noch ein Hühnchen zu pflücken.“ Er entzog mir ſcherzhaft ſeine Hand und drohte. Ich war verlegen und ſchwieg. „Na, na, du brauchſt nicht rot zu werden.“ Damit zog er mich zu ſich, küßte mich und fragte leiſe: „Wo ſteckt denn dein Kiek in die Welt. Wird er bald kommen?“ Nun konnt' ich mich nicht länger halten; ich umfaßte ihn mit beiden Armen und legte weinend meinen Kopf auf ſeine Schulter. Er hielt mich lange ſo, zog dann leiſe ſein buntſeidenes Tuch und wiſchte ſich ſtill die Augen. Da hörten wir Eduard die Treppe herauflaufen und draußen die Aufwärterin fragen: „Iſt der Herr angekommen?“ Ludwig ging ihm entgegen, umarmte ihn zärtlich, nannte ihn ſeinen lieben, guten Jungen, hielt uns dann eine lange Strafpredigt voll Ermahnungen, Vorſchriften und Lehren, die damit ſchloß, daß

er uns nochmals in aller Form seine Einwilligung gab, und Gottes reichsten Segen für uns erflehte.

So war nun alles in schönster Ordnung und Ludwig ganz damit einverstanden, unser Bündnis vor der Welt geheim zu halten. Wir mußten freilich noch manchmal hören, wie die ganze Sache eine Übereilung gewesen sei — im Grunde aber hatte niemand größere Freude an unserm Glücke, als gerade er, und wenn die Aufwallung vorüber war, gab es keinen besseren Kumpan, als ihn. Er spaßte mit uns wie ein guter, alter Großpapa, ging mit uns hinaus auf den alten Windmühlenberg, freute sich dort über jedes Gräschen und lachte wie ein Kind, wenn wir Hand in Hand vorausgingen, und er uns durch den Ruf: „Es kommt jemand!“ erschreckt voneinanderlaufen sah.

Ludwig war wieder abgereist. Das Behüten unseres Liebesgeheimnisses hatte für mich ebensoviel Reiz, als es Eduard peinlich war. Saßen wir einmal abends nebeneinander am Tisch, und es kam unerwartet Besuch, so rückte ich schnell von ihm fort, und es amüsierte mich, ihn als „Herr Devrient“ anzureden und so fremd und steif zu sein, wie ich es sonst gegen keinen Menschen war. Er hingegen saß verstimmt und schweigend da und blickte in Gedanken versunken vor sich nieder.

Jedesmal lächelte ich, wenn der Besuch ihn freundlich anredete, und es eigentlich an ihm war, zu lächeln. Umsonst, an seiner starren Miene prallte jeder Versuch ab, ihn mit in unser Gespräch zu ziehen. Nun sah ich

aber den alten Brummbär gar nicht mehr an und ward so gereizt und streitsüchtig, daß, wenn er je einmal eine Äußerung tat, ich immer anderer Meinung war, als er.

„Na, Eduard war heut wieder nett," sagte Lore beim Zubettgehen nach einem solchen Zusammensein, „mir war zumut, als ob mir der Atem verginge."

„Ja," fiel Mutter seufzend ein, „ich ließe mir es auch gefallen, wenn er einmal verstimmt wäre; aber er ist ja leider immer so. Ach, es ist ein wahres Unglück, wie er sich dadurch alle Menschen zu Feinden macht." Ich konnte ihn nicht verteidigen, denn er verletzte wirklich gar zu oft auch die Menschen, die er liebte, durch sein schroffes Wesen. Auch unter seinen Kollegen stand er einsam da; um ihre Gunst bemühte er sich nicht sehr, und um seine Vorzugsstellung beim Grafen Brühl (wie sie es nennen mochten) beneideten sie ihn. Im Grunde tat es ihm weh, und doch wußte er es nicht zu ändern. Und das war es, ich wußte es jetzt ganz genau, wodurch er als Künstler weniger gefeiert und verzogen wurde als andere, die doch weit, weit unter ihm standen; man ließ ihn sein strenges, unbeugsames Benehmen da entgelten, wo er es gar nicht verdiente. Wie ging mir's doch so schlimm. Ich hätte so gern gehabt, daß alle Welt wüßte, wie gut, wie liebenswürdig er sei, und mußte immer mit anhören, daß jeder sich vor ihm fürchtete, sich eingeschüchtert und zurückgestoßen fühlte.

Ich hatte den nächsten Tag mit Unterrichtgeben hingebracht und saß in der Dämmerung nachdenklich am Fenster, als unerwartet Eduard kam.

„Das Stück ist abgeändert, ich habe nichts zu tun,"

rief er fröhlich im Eintreten. „Nun können wir den Abend recht genießen.“ Er ſetzte ſich zu mir und nahm meine Hand. Er ſchien gar nicht einmal zu wiſſen, daß ich böſe auf ihn war, ebenſowenig, wie häßlich er ſich geſtern benommen hatte. — Ich aber wußte es, und dachte, ich müſſe es ihn entgelten laſſen.

„Was fehlt dir, liebes Herz, du ſcheinſt verſtimmt.“

„Ach!“ — war meine vielſagende Antwort.

„Ach,“ wiederholte er lächelnd, „kann mancherlei bedeuten, willſt du mir's nicht ſagen?“

„Das geht nicht ſo geſchwinde!“ erwiderte ich maulend.

„Herzenskind!“ — flüſterſte Mutter und zog mich beiſeite. „Ich dachte, er würde heute nicht kommen, und habe die Aufwärterin längſt fortgeſchickt, nun hab' ich aber nichts zum Tee als Butterbrot, willſt du ein paar Zwieback holen?“

„Recht gern!“ ſagte ich, froh über die gute Gelegenheit, ihn allein ſprechen zu können. Ich nahm meinen Mantel und Hut, ein kleine Strohtaſche an den Arm und fragte Eduard, ob er mich begleiten wolle? Dazu war er gern bereit. Mutter leuchtete uns die Treppe hinunter und wir traten hinaus auf die Straße.

Wie ſonderbar, ich konnte auf einmal nicht mehr maulen noch auf ihn böſe ſein. Im Gegenteil, ich hatte ihn in dieſem Augenblick ganz beſonders lieb. Es durchzog mich wie ein Schmerz, daß er ſo hart und unfreundlich ſein konnte, und ich fühlte eine recht ernſtliche Verpflichtung, ihm dies alles zu ſagen.

Die Dunkelheit, auch daß wir allein waren, gab

mir Mut, recht von Herzen zu ſprechen, und da er mich dabei nicht anſehen konnte, gelang es mir, ihn du zu nennen, was meine Aufgabe um vieles erleichterte. Zuerſt lachte er und wollte gar nicht glauben, daß er unfreundlich geweſen ſei; er hatte keine Ahnung davon.

„Unausſtehlich biſt du geweſen," ſagte ich, „ach und wenn es weiter nichts wäre, als daß du einmal unliebenswürdig gegen einen Fremden biſt, das könnte man ſchon verzeihen, aber — ich weiß es, abſichtlich willſt du keinen Menſchen kränken — aber du tuſt es dennoch gar zu oft, ja ſelbſt die, welche du liebſt, und — ich kann's nun einmal nicht glauben, daß, wenn du wirklich recht freundlich geſinnt wäreſt, du dich ſo ſchroff und kalt äußern könnteſt. Gewiß, du tuſt mit Abſicht keinem weh, warum aber haſt du nicht ſo viel Rückſicht, eine augenblickliche Stimmung, die Gedanken, die ſich dir etwa aufdrängen, ein wenig beiſeite zu ſchieben und andern die Aufmerkſamkeit zuzuwenden, die ſie verdienen.

Ja, ja, du biſt doch hochmütig, daß du ſtets dich nur mit dir ſelbſt beſchäftigſt. Ach wüßteſt du, wie klein, wie gedemütigt man ſich neben dir fühlt! Das bißchen Witz und Verſtand, was man vielleicht beſitzt, verſchwindet ganz, und man iſt wirklich in deiner Nähe unbedeutend und dumm. Könnteſt du nur einmal den ſtrengen Blick und den feſtgeſchloſſenen Mund ſehen, der ſo ohne Lächeln bleiben kann bei den Scherzen und Späſſen anderer, du würdeſt auch empfinden, wie einſchüchternd und erbitternd das iſt. Siehſt du! In ſolchen Augenblicken bin ich deine ärgſte Gegnerin, ich belache jeden Spaß, weit mehr als er's verdient, nur um dem Armen, der ſo unnütz

ſeine Laune an dir verſchwendet, die Beſchämung zu erſparen, und ich könnte dir ein Leid zufügen, um dich aus dieſer teilnahmloſen Erſtarrung zu wecken."

Eduard hatte ſchweigend meine Predigt bis zu Ende angehört, dann ſagte er ernſt:

„Ich glaube, daß manches Wahre in deinem Tadel iſt, wenigſtens ſcheine ich gewiß ſo, wie du mich ſchilderſt, aber du ſollteſt mich beſſer kennen und dich dadurch nicht erbittern laſſen. Das, was gut an mir iſt, hängt genau mit dieſen Fehlern zuſammen, die tief in meinem Innerſten begründet ſind, und von denen ich ſchwerlich jemals ganz loskommen werde."

„Das wäre ja ſchrecklich," fiel ich ſcherzend ein.

„Ich kann nun einmal nichts leicht nehmen; ich habe ein ſchwerfälliges Naturell und verſinke oft ganz in Gedanken, die zuweilen kaum der Rede wert ſind. Auch mußt du nicht vergeſſen, daß ich alles Beſſere in mir mit unſäglicher Mühe ſelbſt errungen und mir zu eigen gemacht habe, daß ich ſtets bedacht ſein muß, was mir angeboren — oder eigentlich anerzogen iſt, von mir abzuſtreifen. Es iſt nicht leicht, die Gewohnheiten der Jugend ganz zu verwiſchen; nur durch die rückſichtsloſeſte Strenge gegen mich, durch unausgeſetzte Arbeit kann es mir gelingen, dem Ziele näher zu kommen, von dem ich noch weit entfernt bin; es weiß das niemand beſſer als ich, was mir noch alles fehlt, obgleich du mich hochmütig nennſt."

Ich nahm leiſe ſeine Hand.

„Mein einziges Verdienſt iſt," fuhr er lebhaft fort, „daß ich das Beſſere will; wenn ich nun in dieſem

Streben nach dem Höchsten das Nächste versäume, so tut es mir herzlich leid; es ist eben ein Ungeschick in mir, daß ich mich in nichts gleich finden kann; ich prüfe mit peinlicher Gewissenhaftigkeit erst jedes Wort und lasse darüber den rechten Moment verstreichen. Du mußt Geduld mit mir haben und dich in meine Eigentümlichkeit zu finden wissen; liebe mich nur recht, dann wird es dir nicht schwer werden."

„O Gott!" sagte ich gerührt, „wenn du so immer fort arbeitest, deine Seele zu veredeln, so wird dir der Himmel bald sicher genug sein; was wird dann aus mir, wenn ich so weit hinter dir zurückbleibe?"

Er küßte meine Hand: „Dein frommer, leichter Sinn braucht so viel Arbeit nicht. Du wirst in einem Augenblick wie auf Schwingen hinaufgetragen, wo ich langsam und mühsam hinaufsteigen muß."

„Ja, aber ebenso rasch schnelle ich auch wieder herunter, während du — wenn du einmal oben angelangt bist, auch immer dort bleibst. Nein, nein, ich bitte dich!" sagte ich lachend, „sei nur ein bißchen schlechter und du wirst viel besser, jedenfalls viel liebenswürdiger sein. — — Wo ist denn der Bäckerladen — ich sollte ja Zwieback holen — da sind wir längst vorüber, geschwind laß uns umkehren."

Wir gingen zurück. Ich trat in den hellen Laden, mußte warten und blickte hinaus auf die dunkle Straße, wo Eduard wie eine Ehrenwache auf und ab ging. Als ich hinauskam, war ich so geblendet, daß er mich führen mußte, wir gingen Hand in Hand langsam, gedankenvoll nach Hause.

Die letzten Streifchen Schnee waren verſchwunden, und mit Entzücken betrachteten wir — zum erſtenmal gemeinſam — die aufbrechenden Knoſpen und die grünenden Felder.

Aber noch zu oft wurde unſer Beiſammenſein durch die Reibungen unſerer trotzigen Charaktere uns verbittert. Geſtehe ich es nur offen: Wie oft war es meine ſtolze Zurückhaltung, die ihn befremden mußte. Ich quälte und ärgerte mich ſelbſt wieder darüber und konnte ſie doch nicht überwinden. War Eduard nicht bei mir, mit welcher Sehnſucht erwartete ich ihn, wie klopfte mir das Herz, wenn der Augenblick nahte, wo ich wußte, daß er kommen müſſe. Wohl tauſendmal guckte ich zum Fenſter nach ihm aus, — und bog er nun um die Straßenecke, warum zog ich den Kopf geſchwind zurück? Warum ſaß ich, wenn er eintrat, ſo ruhig da und nähte, als ob ich gar nicht daran gedacht hätte, daß er jemals kommen könnte?

Wir waren beide ſehr ausgeſprochen individuelle Naturen und noch viel zu jung, um dieſelben gegenſeitig reſpektieren und ſchonen zu können; ſo ſtanden ſie ſich oft ſchroff gegenüber. Daß gerade dieſe Verſchiedenheit uns einander immer unentbehrlicher machte, da eines das andere ergänzte, — das begriffen wir damals freilich noch nicht. Seine ſtrenge Unbeugſamkeit, die mich oft zur höchſten Bewunderung trieb, verletzte mich in andern Momenten wieder ſo ſehr, daß ich ihn für kalt, unempfindlich und herzlos hielt; — er dagegen glaubte, daß mein eichter Sinn, meine Lachluſt nur Folgen meiner Gleichgültigkeit und Kälte wären, und fühlte ſich dadurch wieder oft ſchmerzlich gekränkt.

In einer ſolchen finſtern Stunde ſchrieb er mir, er mache ſich Vorwürfe, durch ſeine Glut mich erwärmt und das Geſtändnis meiner Liebe mir entlockt zu haben, — daß er anfange, mich zu ſehr zu lieben, — er ſetze ſein ganzes Heil auf meine Liebe. Aber wie ſein Herz auch mit allen Fiebern ſich an mich geklammert habe, ich ſolle es jetzt von mir ſtoßen und nicht den Fluch eines ſo fürchterlichen Irrtums auf ihn laden. „Die Ruhe Deiner Engelſeele ſoll nicht geſtört werden, ſoll es nicht, um jeden Preis ... Entſcheide! Liebſt du mich genug, um meine Schwächen zu verzeihen, ſo müßte vieles anders ſein; nur weiche, ſanfte Liebe kann mich heilen, dein Stolz empört mich und reißt mich geradenwegs in den Abgrund. Entſcheide! Eduard.“

Mutter und Mine waren durch dieſen Brief aufs tiefſte erſchüttert, ich aber erkannte darin wieder ſeine Hypochondrie — und ſeine glühende Liebe für mich. Die erſte kannte ich ſchon und wußte, daß ein paar freundlich begütende Worte von mir ſie leicht verſcheuchen konnte, die zweite machte mich ſtolz und glücklich. Ich küßte den lieben, raſenden Brief, hüpfte froh im Zimmer umher und freute mich, als der Abend kam, auf meinen Quälgeiſt. Wohl hundertmal ſagte ich leiſe lachend vor mich hin das fürchterliche Wort: „Entſcheide!“ „Daß es mir nur nicht entſchlüpft, wenn er da iſt, ſonſt bin ich verloren.“ Ich biß die Lippen aufeinander, denn ich hörte ihn auf der Treppe und hätte vor Schreck darüber doch beinahe wieder gelacht. Heute beſchämte er mich durch ſeine ſanfte, liebenswürdige Freundlichkeit, ich hatte ihn mir ſo ernſt und ſtreng gedacht. Er ſetzte ſich zu

mir, und ich flüsterte ihm ins Ohr — denn Mutter und die Schwestern waren zugegen —: „Du Ungläubiger! Ich habe entschieden, ich mag dich nicht!“ Ich wollte ihn scherzend beruhigen, war aber auf einmal so gerührt, daß mir die Tränen in die Augen traten. Er umfaßte mich zärtlich, ich sah ihn ernst und schweigend an, da fühlte ich, daß er mir glaubte, und ich bat ihn: „Sei doch vernünftig und verdirb uns die schönsten Stunden nicht immer durch dein dummes Mißtrauen!“

Die Zahl meiner Schülerinnen vergrößerte sich fast mit jedem Tag und mit ihr mein Widerwille gegen das Stundengeben. So lieb mir persönlich auch viele unter ihnen wurden, als Schülerinnen waren sie mir alle gleich unerträglich. Ich war zu jung, um Fleiß und guten Willen genug zu schätzen und darin, wie es bei älteren, erfahreneren Lehrern der Fall sein mag, Ersatz für das mangelnde Talent zu finden; mir blieb außer am Erwerb keine Freude daran, und ich brachte nur Abspannung, Verdruß und Langeweile davon mit nach Hause. Wenn ich hintereinander 7 bis 8 Stunden gegeben hatte, war es da wohl zu verwundern, wenn ich aus Erschöpfung in die allerübelste Laune verfiel? — Ach, wie gereizt war ich dann, wie ärgerte mich alles: Der alte, wohlbekannte Weg, daß er täglich wieder und immer wieder ebenso aussehen konnte, der Brunnen, der, so oft ich vorüberkam, beim Pumpen quietschte und schrie und doch von keinem Menschen mit einem Tropfen Öl betupft wurde, die alte Obsthändlerin, die entweder in der Sonne bratend oder bei Regenwetter triefend vor Nässe dasaß,

Geſundbrunnen bei Berlin im Jahre 1828

nur ihren elenden Kram bedeckt hatte, ſich ſelbſt aber ſchonungslos dem Unwetter preisgab. Ich verachtete das Weib, das ſich ſo wenig achtete und es nicht einmal der Mühe wert hielt, ſich auf irgend eine Weiſe zu ſchützen. Entrüſtet konnte ich über einen Mann ſein, der an dem Tage an derſelben Stelle mir ſchon zweimal zufällig begegnete, — dann ärgerte ich mich über mich ſelbſt, daß ich ſo klein war und die Vorübergehenden mit meinem Schirm gegen die Naſe ſtieß, wofür ſie tüchtig hinter mir her ſchimpften —, kurz, ich war in einer unleidlichen, widrigen Stimmung. Unnütz erſchien mir die viele Mühe, die man ſich gab zu lernen und zu lehren, unnütz das ganze Leben. An Eduard dachte ich mit Gleichgültigkeit, an Mutter und die Schweſtern mit einer Art von Neid, daß ſie ſo bequem zu Hauſe ſitzen

konnten, während ich mich quälen mußte —, ſo bog ich um unſere Ecke und ſah Mutter trotz des Regens im Fenſter liegen, um nach mir auszuſchauen. Sie nickte mir zu, — den Gruß mußte ich erwidern, aber nicken mit dem brummigen Geſicht, — das war nicht möglich, und freundlich lächeln mit Groll im Herzen, das ging noch weniger. Ich blickte wieder hinauf. Vor Mutters liebem Geſicht ſchwanden plötzlich alle ſchlechten Gedanken, und ich nickte freundlich aus voller Seele ihr zu. Wie war es möglich, daß ich nur einen Augenblick ungerecht und neidiſch hatte ſein können? wie beſchämte es mich, daß ſie alle — denn auch Eduard wartete gewöhnlich ſchon auf mich — ſo liebevoll und freundlich mich begrüßten, und Mutter im Nebenzimmer trockene Kleidung, einen friſchen Kragen und alle Kleinigkeiten zum Anzug ſorgfältig zurechtgelegt hatte. Wenn ſie dann ſo eifrig beim Umziehen mir half, meine Locken, die vom Wind und Regen zerzauſt waren, wieder kräuſelte und ordnete, die Türe öffnete und, indem ſie mich küßte, mir zuflüſterte: „Nun geh' zu ihm, mein Kind, er wartet ſchon ſo lange," Eduard mich dann zärtlich zu ſich zog, als ſollte ich in ſeinen Armen alles Ungemach vergeſſen. — Ach, wie fühlte ich da mein Unrecht, was hatte ich wieder gut zu machen! — Und dennoch, beim nächſten mühevollen Stundentag konnte ich wieder dasſelbe Unrecht begehen, wieder in derſelben Stimmung ſein.

Immer heißer und für mich läſtiger wurden die Tage, wenn ich in Sonnenglut und Staub durch die breiten Straßen, über die weiten Plätze zu meinen Stun-

den gehen mußte. Aber deſto erquickender und ſchöner waren die Abende, wenn Eduard plaudernd neben mir ſaß, oder wir zuſammen hinausgingen nach dem alten Windmühlenberg, immer noch unſerm einzigen Zufluchts- und Erholungsort in der Nähe. Allzuoft geſchah dies nun freilich auch nicht, denn unſer Geheimnis zu verbergen, mußten wir vor den Leuten fremd miteinander tun, was Eduard immer ſchwerer und unangenehmer wurde; mit Sehnſucht wünſchte er die Zeit herbei, in welcher wir unſer Verlöbnis nicht mehr wie ein Verbrechen zu verbergen brauchten.

Schneller als wir es gedacht, rückte ſie heran. Wir waren im Auguſt, und jeder Tag brachte uns dem verhängnisvollen Geburtstag näher, der über unſer Schickſal entſcheiden ſollte [11. Auguſt 1821].

Am Abend vorher ſaß Eduard düſter und in ſich gekehrt neben mir.

„Was fehlt dir nur?“ fragte ich ihn leiſe.

„Ich wollte, der morgende Tag wäre vorüber!“ antwortete er.

„Du haſt ihn ja ſo lang herbeigewünſcht.“ — Er ſchwieg. Mir ſchoß das Blut in den Kopf: Fürchtet er die Unannehmlichkeiten — bereut er wohl gar ſchon ſeine Übereilung? — Gequält von ſchlimmen Gedanken, denn Armut macht mißtrauiſch, in peinlichſter Empfindung, rückte ich von ihm fort. Mir war fürchterlich zumute, mein ganzer Stolz empörte ſich, als ich ſeinen ſtrengen Blick, die ſtarre Miene ſah, als ich hörte, mit welcher Eiskälte und Schärfe er Mutters wie der Schweſtern freundliches Bemühen, ihn zu erheitern, lohnte. Jedes

Zeichen von Teilnahme wies er schroff zurück. So schwiegen sie nun auch, und ich — doppelt bedrückt durch die Kränkung, die er den Meinen zugefügt, war kaum noch imstande, meinen Grimm zurückzudrängen.

Der traurige Abend schlich langsam vorüber. Es war Zeit zum Fortgehen. Eduard stand auf, umfaßte mich, küßte mich ernst und feierlich auf die Stirn und sagte: „Bete für mich, daß Gott mir meiner Eltern Liebe erhält. Was aber auch kommen mag, in diesen letzten Stunden, als ich schweigend an deiner Seite saß, ist es mir immer klarer und zur unumstößlichen Gewißheit geworden, daß wir eins, untrennbar eins sind, und sollte ich das schwerste Opfer bringen müssen, meiner Eltern Liebe für die deine hingeben — so mag Gott mir beistehen, ich kann nicht anders.“ Er eilte davon, ich stand erschüttert da.

Das also waren die Gedanken gewesen, die ihn beschäftigten, während ich wohl gar das Gegenteil von ihm geargwöhnt hatte. Gott, o Gott, welche Vorwürfe mußte ich mir machen, wie unrecht hatte ich ihm getan! — Aber wo sollte ich, jung, reizbar, durch die schonendste Liebe verwöhnt, all die Weisheit hernehmen, mich nicht an das Abschreckende seines äußeren Benehmens zu kehren, und unerschütterlich fest mich nur an das Innerste seines Wesens zu halten. Es war zu viel für mich; diese Widersprüche auszugleichen fühlte ich keine Kraft. Unter heißen Tränen und den bittersten Anklagen warf ich mich auf mein Bett und gelobte schluchzend, durch nichts wieder an ihm irre werden zu wollen.

In peinvollster Unruhe, von den verschiedenartigsten Empfindungen gequält, verging mir der nächste

Tag. Gegen Abend kam Eduard, er war sehr ernst und bleich.

„Ich habe meine Eltern für dich hingegeben," sagte er. „Sie haben mir ihre Einwilligung verweigert, die Mutter mit solcher Heftigkeit, daß ich einen schrecklichen Auftritt mit ihr hatte. Ich sagte ihnen, daß nichts in der Welt imstande sei, mich von dir zu trennen, so verließ ich sie und komme nun zu dir."

Er umfaßte mich und weinte heftig; ich weinte mit ihm. Wir saßen lange so, schweigend Hand in Hand. Sein Schmerz lehrte mich das rechte Wort finden. Heute verstand ich es, ihn zu beruhigen, zu trösten. Meine feste freudige Zuversicht wirkte auf ihn, und erheitert, voll Hoffnungen sah ich ihn abends spät von mir gehn.

— – – –

Lange konnten die Eltern in ihrer strengen Unerbittlichkeit nicht verharren. Den dringenden Vorstellungen der verheirateten Stiefschwester Eduards, welche von frühester Jugend an die jüngeren Geschwister mit großer Zärtlichkeit liebte, gelang es, sie für seinen Wunsch zu stimmen. Am meisten aber wirkte wohl Eduards bleiches Aussehen auf die Mutter, so daß sie, welche die heftigste Gegnerin gewesen war, den Vater selbst zur Einwilligung drängte. Mit frohem, dankbarem Herzen brachte mir Eduard diese Freudenpost und kündigte uns noch für denselben Tag den Besuch seines Vaters an. Er wolle mit Mutter Rücksprache nehmen und sie um die Erfüllung der Bedingung bitten, daß unser Verlöbnis nach wie vor noch allen Verwandten und Freunden ein Geheimnis bleibe, bis Eduard von einer großen

Kunſtreiſe zurückgekehrt ſei, die er ſelbſt ſowohl wie alle Sachverſtändigen in jeder Beziehung als notwendig erkannt hätten.

Wir alle hatten den Beſuch des Vaters in peinlicher Spannung erwartet; ſein freundliches Entgegenkommen aber, Mutters immer richtiger Takt und Minens heitere Güte brachten uns bald darüber hinweg und ließen uns einen ſehr befriedigten, guten Eindruck dieſer bang erwarteten Stunde zurück.

Am nächſten Tage, der Einladung des Vaters folgend, ging ich zu den Eltern. Je näher ich dem Hauſe kam, deſto ängſtlicher wurde ich, blieb ein paarmal Atem ſchöpfend ſtehen und trat dann wie mit einem heiligen Schauer ein. Wie anders betrachtete ich heute die mir längſt bekannten, ſonſt ſo gleichgültigen Räume! Leiſe ſprach ich für mich hin: „Elternhaus“. Ich ſtieg die Treppe hinauf und zog, mit allen guten Vorſätzen ausgerüſtet, mutig die Klingel. Die Mutter war allein im Zimmer, kam auf mich zu, küßte mich und flüſterte: „Meine liebe Tochter“. Ich umfaßte ſie und legte weinend meinen Kopf an ihre Bruſt. Sie führte mich ins Nebenzimmer, rief den Mädchen zu: „Thereſeken will uns heute ein bißchen beſuchen.“ Sie ſprangen mir munter entgegen, machten mir Vorwürfe über mein langes Fortbleiben, hatten mir viel zu erzählen und ſo verging der Abend harmlos und munter. Als Eduard mich nach Hauſe begleitete, dankte er mir für mein freundliches Bemühen, den Eltern zu gefallen, das mir, er ſei feſt überzeugt, auch vollkommen gelungen ſei.

Der Vater konnte, da er Eduard ſeine Einwilligung

gegeben, zum Theater zu gehen, auch Karls dringenden Bitten, Schauspieler zu werden, nicht mehr entgegen sein. Der schöne, talentvolle Mann hatte auch bald in Braunschweig ein Engagement gefunden, und Emil war dafür an Karls Stelle beim Onkel Emanuel in dessen chemische Fabrik in Zwickau eingetreten.

Aber auch Emil war bald nicht länger zurückzuhalten; auch er wollte Künstler werden. Der Vater konnte sich durchaus nicht zur Einwilligung entschließen, bis Eduard, von Emil bestürmt, dem Vater vorstellte, daß er ihn doch nicht für immer zurückzuhalten imstande sein werde. Kurz, es gelang Eduards Bitten, den Vater zum Nachgeben zu bewegen. Er teilte Emil mit vielen Ermahnungen und guten Ratschlägen die frohe Nachricht mit. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten. Emil schrieb:

> Dein Brief hat mich beschämt, was könnte ich gleich würdigeres darauf erwidern? — ich schweige! — doch diese Zeilen sollen mir als ein Denkmal deiner edlen Bruderliebe ewig unvergeßlich bleiben. Dein Rat, meinen Fehlern entgegenzuarbeiten, habe ich mir zunutzen gemacht, auch die Monologe des Nathan, Hamlet, die Erzählung des Raoul in der Jungfrau abgeschrieben und auswendig gelernt u. s. w.

Auch seinem ältesten Bruder Karl verkündete Emil jubelnd die glückliche Wendung seines Schicksals. Bald darauf wünschte dieser ihm Glück und fragte, ob er sich getrauen würde ein paar Gesangpartien zu übernehmen, dann könne er ihm sogleich auch an seiner Bühne ein Engagement verschaffen, man wäre gerade im Moment in Verlegenheit. Emil willigte ohne weiteres ein, er

verließ ſich auf ſeine hübſche Stimme, auf ſein Gehör und auf ſein gutes Glück. Er gab ſeine Stellung in Zwickau auf und reiſte nach Berlin.

Kaum angekommen wurde er von Eduard zum Vertrauten ſeines Liebesgeheimniſſes gemacht. Emil ſah darin ſchon ein gutes Zeichen für ſich; er wußte, daß ich früher mit Eduard die Geſangpartien geübt hatte, und glaubte ſich nun verwandtſchaftlich ein wenig berechtigt, dieſe Hilfsleiſtung auch für ſich in Anſpruch zu nehmen. Er kam gleich zu uns. Wir waren erſtaunt über die Veränderung. Er ging vor nicht gar langer Zeit als ein unbedeutender, blaſſer junger Menſch fort, jetzt trat ein ſchöner, eleganter Mann bei uns ein. Er trug mir ſeine Bitte vor, und obgleich verwundert über den Mut des gänzlich Unmuſikaliſchen, war ich doch bereit, ihm zu helfen, ſo viel ich vermöchte. Von da an kam Emil pünktlich zu der von mir beſtimmten Stunde, wie ein fleißiger, folgſamer Schüler, die Noten unter dem Arm.

Im Oktober wollte ein fremder Künſtler in Braunſchweig als Figaro gaſtieren, es fehlte an einem Grafen, ſo ſollte Emils erſtes Auftreten Graf Almawira in Mozarts Oper ſein. Er hatte die Partie früher oft von Eduard gehört, viel davon behalten, ich übte ſehr gewiſſenhaft fleißig mit ihm, ſo ging es bald ganz hübſch. Karl, der im Oktober zur ſilbernen Hochzeit der Eltern gekommen war, nahm Emil gleich mit zurück nach Braunſchweig. Emil war beim Abſchied überſchwänglich dankbar, und mir machte es Spaß, ihn, der oft ein wenig auf mich herabgeſehen hatte, die erſten Schritte in ſeine künſtleriſche Laufbahn gelehrt zu haben. Sein erſtes Auf-

treten war wirklich geglückt. Da aber weder ſeine Stimme, noch ſeine muſikaliſchen Kenntniſſe für die Oper ausreichend waren, ſo ging er bald zum Schauſpiel über.

Sehr beglückend und gerade zur rechten Zeit erhielten wir die Nachricht von der Entſcheidung unſers Prozeſſes in Ratibor. Der unermüdlichen Bemühung unſers Anwalts war es gelungen, die Zurückgabe der Möbel zu erlangen. Wenige Häuſer von unſerer Wohnung hing ein Mietszettel aus; wir gingen gleich hin, die Wohnung anzuſehen, und fanden ſie für unſere Verhältniſſe paſſend. Die Sachen kamen, jedes Stück wurde mit Jubel begrüßt und erſchien uns nach der bisherigen Einrichtung der Frau Techow doppelt ſchön und ſehr vornehm.

Eines Tages ſagte mir Zelter, er wolle mich bei ſeinen Freunden Mendelsſohns einführen. Der junge Felix habe wieder eine Oper vollendet, welche im Hauſe ſeiner Eltern mit Orcheſter aufgeführt werden ſolle. Da die Mutter der jungen Dame, welche die Sopranpartie ſingen ſollte, erkrankt ſei, ſo habe er mich dazu vorgeſchlagen, und er hoffe, es werde mir recht ſein. „Freilich, freilich!“ rief ich glühend vor Freude, „das hab' ich mir längſt gewünſcht.“

„Na,“ antwortete er ſchmunzelnd, „dann können Sie mit mir und Doris übermorgen hingehen, da ſoll die erſte Klavierprobe ſein.“

Ich ſtürmte fort nach Hauſe, dieſe Neuigkeit zu verkünden, und ſteckte mit meiner Aufregung alle an.

Am nächſten Morgen, ziemlich früh, brachte ein

Diener ein Billet von Mad. Mendelssohn, worin sie sich auf Zelter berief und mich freundlich um Unterstützung bei der Opernaufführung ihres Sohnes bat. Zugleich schickte sie mir die Partie, da es mir gewiß angenehm sein würde, sie vorher einmal durchzusehen. Das Billet machte mich sehr stolz und ich trug es den ganzen Tag mit mir umher. Mine hatte sich gleich mit der ihr eigenen Geschicklichkeit an meine Toilette gemacht. Zu meinem einfachen dunkeln, wollenen Kleid verfertigte sie einen allerliebsten gestickten Abfallkragen, den sie um die ausgeschnittene Taille heftete, wußte auch, Gott weiß wovon, ein paar hübsche Manschetten zustande zu bringen, und so sah mein Anzug sehr nett und geschmackvoll aus.

Zur bestimmten Stunde, um 7 Uhr, trat ich mit Zelters in das Mendelssohnsche Haus. In dem großen Saale, der von einer Wachskerze nur spärlich erleuchtet war, legten wir unsere Mäntel ab. Doris zupfte schnell noch meine Locken zurecht, und wir gingen in das hell erleuchtete Zimmer. Die Gesellschaft stand ungezwungen schwatzend und lachend umher. Ich wurde sehr freundlich von den Eltern und Fanny, der ältesten Tochter, welche ich schon auf der Singakademie kennen gelernt hatte, begrüßt. Felix, den die Mutter mir gleich vorstellte, verneigte sich kurz, sagte gar nichts und machte, daß er wieder fortkam. Das ärgerte mich ein bißchen, und ich sah ihn auch nicht mehr an, so sehr er mich interessierte. Mir war recht beklommen und fremd zumute. Die Einrichtung der Zimmer hatte gar nichts Luxuriöses, aber der ganze Ton des Hauses war vornehm, die Unterhaltung pikant und geistvoll. Ich flüchtete mich zu Doris.

„Nun,“ fragte ſie, und ſah mich mit ihren ſcharfen Augen an, „was gibt's denn?“ „Nichts — aber die ſind hier alle ſo ſchrecklich klug.“ „Ei was!“ lachte ſie, „wir ſind auch nicht auf den Kopf gefallen, nur Courage!“

Der Tenor, ein Sänger der königlichen Oper, auf den bis jetzt gewartet worden war, trat ein, entſchuldigte ſein längeres Ausbleiben, und bat, gleich anzufangen. Wir wurden gerufen, ich ſtand auf, ſeufzte „ach Gott!“ und hielt Doris Hand feſt. „Thereſe, keine Ziererei,“ ſagte ſie ſcheltend, aber ihre Hand war doch auch eiskalt. Wir ſetzten uns dicht an den Flügel, um den großen Tiſch, auf welchem ein Schreibzeug ſtand, um etwaige Fehler in den Stimmen gleich verbeſſern zu können, und fingen an.

Felix ſpielte bewunderungswürdig; man glaubte die einzelnen Inſtrumente des Orcheſters zu hören, dabei dirigierte der 13jährige Knabe ſicher, umſichtig und höchſt liebenswürdig. Ich, als einzige Neue, war natürlich ein Gegenſtand der Prüfung und Erwartung; ein Glück für mich, daß meine Stimme nie durch Angſt und Aufregung litt, im Gegenteil, ich ſang gewöhnlich dann am beſten. Zelter hatte den ganzen Abend ſehr gleichgültig gegen mich getan, mir auch nicht ein Wort zur Ermutigung geſagt, als ich aber bei einer etwas hohen, ſchwierigen Stelle zufällig zu ihm hinüberblickte, ſaß mein guter Lehrer, die Augen ſtarr auf mich geheftet, mit weit geöffnetem Munde, als ob er mir dadurch helfen könne, und ließ ihn, als die Paſſage glücklich vorüber war, ſo erleichtert zuklappen, daß ich mich kaum des Lachens erwehren konnte.

Die Muſik war zu Ende, man ſtand auf, wünſchte

den Eltern Glück, besprach die Musik, den Text, die Fortschritte des jungen Komponisten. Alle waren lebhaft bewegt, aber dabei verständig und klar. Mir imponierte der Ton des Hauses außerordentlich. Mad. Mendelssohn kam heran, küßte mich leicht auf die Stirn, sagte „charmant", Fanny drückte mir herzlich die Hand und nickte mir zu, aber keine hatte Zeit und Ruhe, denn sie waren von allen Seiten in Anspruch genommen. Doris, die dort im Hause sehr respektiert wurde, war umringt von vielen Bekannten und sah sehr vergnügt aus, aber sie kam auch nicht zu mir, und so stand ich denn recht verlegen bei der kleinen Rebekka, die unter all den Erwachsenen sich gar nicht behaglich fühlte und wohl dadurch eine wahre Zärtlichkeit für mich zeigte. Da hörte ich Mad. Mendelssohn zu Zelter sagen: „Mein lieber Professor, Ihre Schülerin singt charmant, wie ein Vögelchen." „Ja," antwortete er sehr zustimmend, „und dabei ist sie sicher musikalisch!" Ein Herr trat jetzt hinzu. „Meine liebe Mad. Mendelssohn, ich wünsche Ihnen Glück!" Er küßte ihr vertraulich die Hand. „Felix hat wieder einen gewaltigen Schritt vorwärts getan; die Musik ist pikant, graziös, melodiös. Aber ich muß Ihnen auch Glück zu der neuen Akquisition wünschen! Sagen Sie mal, wo haben Sie die Kleine her? — die singt . . . ." Mad. Mendelssohn hob drohend den Finger und rief: „Ich rate Ihnen, still zu sein, verderben Sie mir das Kind nicht."

Wie horchte ich auf und gab der armen, kleinen Rebekka gar keine, oder ganz verkehrte Antworten, denn es trat eben wieder ein sehr aristokratisch aussehender

Herr mit ſehr feiner Miene und noch feinerer Stimme zu Mad. Mendelsſohn. Es war Varnhagen, wie ich ſpäter erfuhr. Er ſprach ſehr leiſe, ich ſpitzte die Ohren, verſtand einzelne Wörter, wie „. . Modulation . . . Charakteriſtik“ uſw., aber wenn er auch laut geſprochen hätte, von mir würde ich doch nichts gehört haben, denn er ſprach gar nicht von mir — und ich muß ſagen, das wunderte mich, ja, ich nahm es in meinem Eitelkeitsrauſch faſt übel und mußte immerfort denken, warum der Herr wohl nicht von mir geſprochen hatte.

Zur nächſten Probe ging ich ohne Zelters und fühlte mich in meiner Selbſtändigkeit viel freier und behaglicher. Ehe die Geſellſchaft ſich trennte, ſollte für die erſte Orcheſterprobe Zeit und Stunde beſtimmt werden. Wie freute ich mich! Ich hatte noch nie mit Orcheſter geſungen. Der Violinlehrer des jungen Felix, Konzertmeiſter Hänning, welcher die Baritonpartie übernommen hatte, bat, man möge ihn davon dispenſieren, weil ſeine vielfachen Beſchäftigungen ihn immer zum Störer aller Verabredungen machten. Er ſchlug vor, dem jungen Devrient ſeine Partie zu geben, er wiſſe, daß dieſer ſich für Felix intereſſiere.

Der Vorſchlag fuhr mir durch alle Glieder. Man weigerte ſich aus Höflichkeit noch ein Weilchen, doch ſchon am nächſten Morgen ging Felix mit den Noten unterm Arm zu Eduard, ihn ſelbſt um Unterſtützung bei ſeiner Oper zu bitten. Eduard willigte natürlich mit Freuden ein, und da ihm die Muſik völlig fremd war, wurde noch eine Klavierprobe angeſetzt. Nach wenig Tagen ſaß er mir ſchon am großen runden Tiſch bei Mendels-

sohns gegenüber. Wir taten so fremd gegeneinander, wie sonst niemals Menschen tun, wenn sie sich auch nur ein einziges Mal gesehen haben. Ich fühlte, daß man von allen Seiten uns lächelnd beobachtete, und das war mir ganz unerträglich. „Kennen Sie den Herrn da drüben gar nicht?“ fragte mich Fanny leise während der Musik. „O ja,“ antwortete ich sehr gleichgültig, „es ist der junge Devrient.“ „So — also das wissen Sie doch,“ lachte sie. Ich machte ein böses Gesicht, schlich, sowie die Probe vorüber war, hinaus, fand zum Glück meine Frau zum Abholen draußen, und lief so rasch nach Hause, daß die Alte mir kaum folgen konnte.

Leider schoben Krankheit und viele andere Abhaltungen die Orchesterproben und die Aufführung immer weiter hinaus. Felix hatte indes schon wieder eine neue Oper angefangen, die ihn jetzt weit mehr interessierte, und so unterblieb zu meiner größten Betrübnis die Aufführung ganz.

Mendelssohns hatten mich so freundlich aufgenommen, Fanny war mir mit so viel Herzlichkeit entgegen gekommen, daß ich ihrer Einladung, sie recht bald zu besuchen, gerne Folge leistete. Von nun an war ich fast täglich in ihrem Hause.

Alle 14 Tage am Sonntag vormittag versammelten sich zahlreiche Zuhörer, um die Kompositionen des jungen Felix, auch zuweilen die alter Meister, von ihm dirigiert, mit vollem Orchester zu hören. Es war ein reizender Anblick, den frischen Knaben mit den langen braunen Locken zu sehen, wenn er das Orchester leitete. Mich begeisterte es, wenn ich die Augen all der alten Musiker

auf den jungen Dirigenten gerichtet sah, der ruhig und sicher wie ein Feldherr den Stab in der Hand, sie über alle Schwierigkeiten leicht hinwegführte.

Auch Fanny zeigte an diesen Tagen ihr schönes, bedeutendes musikalisches Talent. Gewöhnlich kam ich schon eine Stunde vor dem Beginn der Musik, um noch mit ihr plaudern und ihren Putz wählen zu können. Sie hatte scherzhaft einmal erklärt, keinen andern Schmuck mehr tragen zu wollen, als den ich ihr ausgesucht hätte, und mit gewissenhafter Strenge wählte ich, und sie befolgte regelmäßig meinen Rat.

Einmal kam ich des Sonnabends am Abend, weil ich den nächsten Vormittag zu kommen verhindert war. Ich betrachtete die vielen Kostbarkeiten, meist Geschenke der Familie oder sonst interessanter Personen.

„Wie anders ist doch Ihr Leben als das meine," sagte ich, indem wir zusammen ein glänzendes Armband bewunderten, „und doch — ich möchte nicht mit Ihnen tauschen. Heute gerade habe ich wieder eine so glückliche Stunde gehabt, wie Sie sie schwerlich kennen. Ich habe das monatliche Honorar von mehreren meiner Schülerinnen erhalten. Das Unterrichtgeben ist mir höchst unangenehm, und es wird mir jedesmal schwer, die Bezahlung nehmen zu müssen. Aber das verschwindet alles gegen das süße Gefühl, das mich durchglüht, wenn ich mit meiner Barschaft nach Hause laufe. Könnte ich es Ihnen nur deutlich machen, wie himmlisch es ist, für die, welche man liebt, arbeiten zu müssen. Wenn ich ins Zimmer komme, Mutter meinen ganzen Reichtum in den Schoß schütte, sie glücklich wie ein Kind mit Minen überlegt,

was alles davon angeſchafft werden ſoll, und ich dann fühle, daß durch mein Bemühen ihr ein kleiner Teil der Sorgen abgenommen iſt, dann bin ich ſo durch und durch glücklich, daß es auf der ganzen weiten Erde kein glücklicheres Geſchöpf geben kann als mich."

„Thereſe, wie beneidenswert ſind Sie," rief Fanny und warf das Armband, das ſie in der Hand hielt, verächtlich zu dem andern Schmuck. „Wir müſſen Freundinnen ſein, rechte, echte Freundinnen!" Dabei umfaßte ſie mich mit beiden Armen, küßte mich, und während Tränen über ihre Wangen liefen, bat ſie: „Nenne mich du."

„Von ganzem Herzen!" ſagte ich ebenſo gerührt wie ſie.

Als ich einmal gegen Abend bei Mendelsſohns war, trat die ſchöne Friederike (Frau des Dichters Ludwig Robert) ſehr heiter ein und rief: „Felix, ich komme heute mit einem Auftrag für Sie," er verbeugte ſich. „Ich habe ein Frühlingsliedchen gedichtet, das müſſen Sie komponieren, gelt?" ſie ſah ihn mit ihren reizendſten Blicken an. „Aber ich habe auch gleich die Inſtrumente dazu beſtimmt."

„Oho!" — ſagte Felix, „darf ich es ſehen?"

Sie reichte ihm ein Blatt, er ſah hinein, lachte laut auf und rief: „Ne, das geht nicht."

Fanny, die Sachverſtändige, guckte über Felix' Schulter mit hinein, lachte auch und ſagte: „Das iſt wirklich ſehr komiſch!" Sie las laut: „Eine Flöte, eine Klarinette, 2 Hörner und ein Cello!" Alle lachten, riefen aber: „Felix, das mußt du komponieren! Du mußt, du mußt!" „Ja!" ſagte Fanny, „zur nächſten Sonntagsmuſik muß es fertig ſein, und Thereſe ſingt es dann." Die

sonderbare Aufgabe reizte ihn, er versprach das Lied zu komponieren — und hielt Wort.

Er bat die betreffenden Herrn vom Orchester am nächsten Sonntag eine halbe Stunde vor Beginn des Konzertes zu kommen, um das Lied probieren zu können. Die Eltern, Fanny und Roberts waren zugegen. Das Vogelgezwitscher der Flöte, der Kuckuck, alles klang nach Frühling und machte sich allerliebst. Da rief plötzlich mitten in meinem Gesang die schöne Dichterin: „I! — I — bring mein Schätzerl! heißt's, — nit Ich bring mei Schätzerl!" Das Orchester hielt verwundert inne. — „Verzeihen Sie, ich habe jetzt nur auf die Noten geachtet," sagte ich ein wenig verstimmt. Felix preßte sein zierliches Taktstöckchen auf die Lippen, das Lachen zu verbergen, klopfte dann auf, die Herrn sahen lächelnd zu einander hin und fingen wieder an zu spielen.

Fast noch an keinem Sonntag war die Versammlung so zahlreich gewesen, als an diesem. Der Diener mußte Stühle aus dem ganzen Haus zusammenholen. Eine Symphonie von Mozart, vortrefflich exekutiert, wurde ziemlich gleichgültig aufgenommen; man wartete nur auf das wunderliche Frühlingslied, von dem man in der Gesellschaft schon viel gesprochen hatte. Das Lied lag mir bequem in der Stimme, die Aufregung half mir wie immer, und so ging es recht gut. Ich konnte mir nicht versagen, das I ein wenig stark zu betonen und nach Fanny hinzusehen.

So viel Beifall wurde fast noch keiner, auch der bedeutendsten Musik zuteil, die ich je gesungen, als dieser niedlichen Kleinigkeit; man rief da capo, aber Felix

machte ein finſteres Geſicht, klappte das Buch zu und ſagte leiſe: „Auf keinen Fall.“ Ich und das Orcheſter blickten fragend zu ihm hin, die Eltern, Fanny und die Freunde, alles bat da capo, und ſo mußte er ſich fügen; aber ſeine Verſtimmung konnte er nicht bemeiſtern.

Als ich in der Pauſe bei Zelter vorüberkam, hielt er mich feſt und flüſterte mir zu: „Wenn Sie ſo fortfahren, kann was Ordentliches aus Ihnen werden.“ Ich ſah ihn ſtarr an; mein alter, ſtrenger Meiſter, der eigentlich nur in Sebaſtian Bach, Faſch und Händel lebte, hatte ſich auch durch eine kleine, leichte, gefällige Fermate am Schluß des Liedes fangen laſſen. Felix hatte recht, es war verdrießlich, und hier nicht beſſer als überall!

Den Hauptgegenſtand unſerer häuslichen Unterhaltung bildete jetzt ſchon Eduards große Reiſe, die er Anfang des Sommers [1822] antreten ſollte. Sechs Monate! ich konnte mir dieſe Trennung gar nicht als möglich denken! Sechs Tage, an denen wir uns nicht geſehen, ſchienen uns eine Ewigkeit. Er wünſchte, daß unſere Verlobung vor ſeiner Abreiſe in aller Form Freunden und Bekannten angezeigt würde. Die Eltern, die ſeinen Schmerz über die lange Entfernung von mir kannten, würden jetzt wohl ſeinen Bitten nachgegeben haben; aber Ludwig, dem er auch ſeinen Wunſch mitteilte, war entſchieden dagegen. Er ſchrieb ihm:

Du biſt ein junger Mann, Mann kaum den Jahren nach, Mann nicht, was Erfahrung anbetrifft, denn Du haſt noch gar keine. In den Armen Deiner Eltern, unter der Liebe derſelben aufgewachſen, unter

ihrer Fürſorge, unter ihren Händen groß geworden, kennſt Du weder die Bedürfniſſe der Menſchen, noch kannſt Du — durch Erfahrungen belehrt, beurteilen, was Dir nützt und frommt. Was Du jetzt als Deinen Himmel auf Erden betrachteſt, kann in gereiftern Jahren nach geſammelten Erfahrungen bei größerer Welt- und Menſchenkenntnis Dir als eine Spielerei der Jugend, das gegebene Verſprechen, als eine bürdende Laſt erſcheinen, und Du und Thereſe, Ihr könntet Euer jugendliches Verfahren Zeit Eures Lebens zu bereuen haben.

Drum gehe hin, von uns und den Deinigen mit Liebe und Segen für Dein Wohl begleitet. Prüfe Dich, lerne das Leben und deſſen Verhältniſſe kennen — und kehrſt Du zurück, mit derſelben Geſinnung, demſelben Herzen und ſprichſt dann wie heute, dann ſoll ſie Dein ſein, mit unſerm beſten Segen.

Bei Gott, dem allgütigen, barmherzigen Vater, von dem wir hoffen, er werde unſere Fehler uns verzeihen, ſchwöre ich Dir, daß meine Abſicht mit Dir rein und lauter iſt, und daß ich auch nicht entfernt einen andern Gedanken habe und feſt glaube und hoffe, Du werdeſt in unſere Familie treten, und ich Zeit meines Lebens Dein treueſter Freund und Bruder ſein. Ludwig.

N. S. Nimm mit Liebe dieſen Brief auf, er iſt mit Liebe geſchrieben; ſind einige derbe Ausdrücke darin, ſo kennſt Du ja meinen Charakter, meine Offenheit; weißt auch, daß ich im ſtiliſieren nicht geübt bin.

Anfangs Juli wollte Eduard in Begleitung seiner Eltern und seiner Schwester Auguste zum erstenmal in die Welt hinausziehen und in Dresden bei seinem Bruder Karl, der jetzt dort engagiert war, einige Wochen verweilen. Von da wollte er allein nach Frankfurt a. M. gehen, um bei dem damals sehr berühmten Gesangslehrer Schelble, Direktor des Cäcilienvereins, noch eine Zeitlang Gesangunterricht zu nehmen.

So nahte der Abschiedsabend. Wir gaben uns ohne Rückhalt dem Schmerze hin, auch Eduard weinte und schluchzte wie ein Kind, dann, um der Qual ein Ende zu machen, riß er sich los und stürzte hinaus. Mutter und die Schwestern weinten still, ich war ruhig, denn die Pein des Wartens war vorüber. Wir alle waren müde und angegriffen und legten uns zeitig nieder. Mutter kam noch an mein Bett, küßte mich zärtlich und wünschte mir gute Nacht; ich winkte ihr lächelnd zu, sprechen konnte ich nicht. Unter strömenden Tränen bat ich Gott, meinen Eduard mir rein und treu zurückzuführen und schlief schon während des Betens ein.

Es war 4 Uhr, als ich erwachte. Alles um mich her schlief; ich stand leise auf, zog mich an, öffnete behutsam das Fenster und lehnte mich hinaus. Kein Laut war zu hören, ganz still war es auf der Straße, nur eine Grasmücke in ihrem engen, grünen Bauer drüben am Nachbarhause sang frisch und fröhlich in die Morgenluft. „Du hast gut singen," dachte ich, „du brauchst nicht Abschied zu nehmen." Es wehte kühl, ich zog mein Tuch über den Kopf und blickte die Straße hinauf nach der Ecke, um welche ich Eduard so oft hatte kommen

ſehen, und in meinem törichten Stolze war ich dann immer ſchnell zurückgetreten, damit er nicht merke, daß ich ihn erwartet hatte. Wie ſchalt ich jetzt dieſen Stolz, der mich um ſo viele ſchöne Stunden gebracht, wie wollt' ich ihn anders und beſſer empfangen, wenn er nur erſt wieder um die Ecke käme! — aber das wird lange dauern. Die Tränen traten mir in die Augen. Noch iſt er ja hier in der Stadt, noch könnte ich ihn ja ſehen, — der Gedanke durchzuckte mich wie ein Blitz; ich machte raſch das Fenſter zu, — von dem Geräuſch erwachte Mutter.

„Du biſt ſchon auf, mein Kind, du wirſt dich erkälten.“ „Mutter,“ rief ich haſtig, „Mutter, ich muß hin, ich muß Eduard noch einmal ſehen, in einer Stunde reiſt er ja erſt.“

„Kind, du haſt den Abſchied überſtanden, willſt du noch einmal Abſchied nehmen? denn weiter kannſt du von dem Beſuch nichts erwarten, bis du hinkommſt —.“ „Ja du haſt recht, ich will hierbleiben,“ ſagte ich und fing an heftig zu weinen. Der Gedanke, daß es in meiner Macht ſtünde, ihn noch einmal zu ſehen, hatte all meine Faſſung verdrängt, und ich ging ſchluchzend im Zimmer auf und ab.

Die Schweſtern ſtanden leiſe auf. Die alte Aufwärterin kam, und Mutter ließ etwas früher als gewöhnlich das Frühſtück beſorgen.

„Sieh, was für ein göttlicher Tag,“ ſagte Mine, als die Sonne hell und glänzend auf den gegenüberſtehenden Häuſern lag. „Komm, wir wollen frühſtücken.“ Sie öffnete die Fenſter, um die friſche, erquickende Luft einſtrömen zu laſſen; wir ſetzten uns, da ſchlug die Turm-

uhr sechs. „Gott sei Dank, er ist fort, jetzt bin ich ganz zufrieden," sagte ich. Mine nickte mir mit tränenden Augen zu, Mutter und Lore schwiegen bewegt.

Um sieben Uhr ging ich wie gewöhnlich fort zu meinen Stunden. Wie leer und einsam kam die Stadt mir vor, wie ausgestorben. Er hatte mich niemals auf meinen Unterrichtswanderungen begleitet, und dennoch war es mir, als ging' ich heut zum erstenmal allein. Auch die festgeschlossenen Fensterläden in der Mendelssohnschen Wohnung, an welcher ich vorübermußte, erhöhten mein Gefühl der Einsamkeit. Die ganze Familie war schon seit einigen Wochen in die Schweiz gereist.

Als ich mittags nach Hause kam, riefen Mutter und die Schwestern: „Sieh, was wir haben," und hielten mir ein Billet von Eduard entgegen, das er noch in der Nacht für mich geschrieben und zurückgelassen hatte. „Gebt her, gebt her!" schrie ich außer mir vor Freude und küßte verstohlen die lieben Zeilen, die den Ausdruck des tiefsten Schmerzes über unsere Trennung und die Versicherung seiner unwandelbaren Liebe und Treue enthielten.

Ich hatte mir ein kleines Buch gemacht, worin die Monate unserer Trennung in einzelne Tage verzeichnet waren, um jeden Abend die Freude zu haben, einen Tag von der grausamen Zahl ausstreichen zu können. Eduard hatte sein Reisetaschenbuch ebenso eingerichtet, und als der erste Abend kam, dachte ich mit wehmütiger Lust daran, wie er nun auch seinen Tag ausstreichen und voll Sehnsucht den nächsten herbeiwünschen würde, um ihn bald auch zu den vergangenen zählen zu können.

In der ersten Zeit konnt' ich mich gar nicht in diese

Trennung finden; lief jemand die Treppe raſch hinauf, ſo wunderte ich mich, daß es nicht klopfte, und Eduard eintrat, immer meinte ich, er müſſe kommen. Nach und nach aber verloren ſich dieſe Anſprüche an all die ſüßen Gewohnheiten, ich wußte jetzt genau, daß bevor ich nicht 181 Tage in meinem kleinen Buche ausgeſtrichen hatte, ich ihn nicht zurückerwarten durfte, und dieſe Gewißheit verſcheuchte alle Unruhe und Ungeduld.

Ich glaube kaum, daß man ſich heute einen Begriff von der Beſchwerlichkeit des Reiſens in meiner Jugend machen kann. Eduard mußte mit ſeinen Eltern den erſten Tag von morgens ſechs Uhr bis abends zehn Uhr fahren, um nach Wittenberg zu gelangen, und erſt am dritten Tage kamen ſie müde und abgeſpannt in Dresden an.

Eduard ſah zum erſtenmal Felſen und Gebirgswaſſer, was ihn ganz erſchütterte; dann die vielen Kunſtſchätze, die ihn entzückten, was ihn aber am meiſten erfreute und beglückte war Tiecks wohlwollende Freundlichkeit gegen ihn. Er war damals Dramaturg am Dresdener Theater, hatte die größte Freude an Eduards künſtleriſchem Streben und Eifer und opferte ihm, wie Eduard mir ſchrieb, ſeine koſtbare Zeit in ſtundenlangem Geſpräch.

Bald nach der Rückkehr der Eltern, deren Liebe ich mir von Tag zu Tag mehr gewann, erhielt ich eine Einladung von ihnen für den nächſten Abend, mit der dringenden Bitte, ja zu kommen, da der Onkel Louis verſprochen hätte, ſie zu beſuchen. Ich war ganz außer mir vor Freude, den hochgefeierten, in Berlin vergötterten Ludwig Devrient kennen zu lernen, dieſen Künſtler,

der mich so über allen Ausdruck entzückte. Eine verdrießliche Geldangelegenheit hatte die Brüder auf kurze Zeit entzweit gehabt. Nun aber war alles wieder ausgeglichen, und die ganze Familie zu diesem ersten Besuche des versöhnten Bruders geladen. In fieberhafter Spannung erwartete ich mit den andern sein Kommen. Endlich ging die Türe auf; eine schmächtige Gestalt mit ausdrucksvollem, aber nicht schönem Gesicht, langer, gebogener Nase, großen schwarzen Augen nnd vollen schwarzen Locken trat ein.

„Das ist er!" sagte Auguste. „Ich dacht' es mir," flüsterte ich. „Das sind die wundervollen Augen des Shylock." Auguste lachte mich aus.

„Na, schön willkommen, lieber Bruder!" sagte die Mutter, ging ihm entgegen und küßte ihn zweimal.

„Guten Tag, liebe Schwägerin!" erwiderte eine etwas heisere, aber freundliche Stimme. Ich horchte auf, ja, ja, das ist sein Ton.

Er begrüßte die ganze Familie mit vertrauter Freundlichkeit; ich folgte jeder seiner Bewegungen und wagte kaum mir zu gestehen, daß sie etwas Unsicheres, ja Befangenes hätten. Ein fragender Blick traf mich; der Vater flüsterte ihm etwas ins Ohr, ich ward purpurrot, er sah mich lächelnd an, wandte sich, nickte wie zufrieden beistimmend und ging dann mit dem Vater zum Sofa. Sich setzend fragte er nach diesem und jenem, und sprach von lauter gleichgültigen Dingen. Daß er seine Reden so dem Tone des Hauses anpaßte, fand ich sehr hübsch, wartete aber immer auf etwas Interessanteres.

„Ach wenn er mich nur anredete, dann könnte ich

ihm doch ſagen, wie ſehr ich ihn bewunderte, und das gäbe ihm Gelegenheit, von ſeiner Kunſt zu ſprechen."

Aber er redete mich nicht an, und da es mit der Unterhaltung ſtockte, erzählte er Anekdoten, ſo lebendig dramatiſch und hübſch, daß alle vor Lachen ſich kaum zu laſſen wußten. Der Beifall der Familie machte ihm ſichtlich Freude; er ward vertraulich angeregt und gab nun allerliebſte Momente aus ſeinem Leben zum beſten. Daß er ſeine erſt vor wenig Wochen von ihm geſchiedene Frau dabei lächerlich machte, verletzte mich, und ich ſaß ernſt und ſtill neben der lachenden Auguſte. Da ſtreifte mich ſein Blick, er ließ ihn eine Weile auf mir ruhen, brach plötzlich ab und gab dem Geſpräch eine andere Wendung.

Wir gingen zu Tiſche; die Eltern verlangten, daß ich mich neben ihn ſetzen ſollte. Ich folgte zögernd und nahm blöde meinen Platz neben ihm ein, aber auch er ſchien mir nicht frei von Befangenheit zu ſein. „Alſo der Eduard iſt jetzt in Frankfurt a. M.," rief er plötzlich dem Vater über Tiſch zu. „Das iſt ſehr gut für ihn, da kann er etwas lernen. — Es ſoll dort einer der beſten Singlehrer ſein," ſagte er, ſich zu mir wendend und gewaltſam ein Geſpräch anknüpfend.

„Ja," antwortete ich, der Direktor des Cäcilienvereins, Schelble heißt er."

„Und wird Eduard bei ihm ſingen?"

„Der Direktor hat ſich ſehr freundlich und mit großem Intereſſe ſeiner angenommen."

„Ei, da kann er ſich gratulieren, und daß er an einem ſolchen Ort wie Frankfurt iſt, gleich eine Anſtel-

lung bei der Oper gefunden hat, gerade wie er sie wünschte, ist auch kein Spaß! — Er hat Glück! — Er scheint überhaupt Glück zu haben!" flüsterte er mir halblaut zu, mich freundlich ansehend. Ich war wie verdutzt. In meinem jugendlichen Enthusiasmus für ihn hatte ich mir eingebildet, er müsse immer erhaben wie aus Wolken zu mir sprechen. Nun stürzte die mühselige, ganz gewöhnliche Galanterie mich aus allen Himmeln. Aber meine Blödigkeit war dadurch verschwunden, ich lachte und fragte „meinen Sie?"

„Gewiß! — Aber ist Ihnen nicht bange?"

„Bange, wovor?"

„Der Eduard ist jung, hübsch, etwas sentimental, das ist gefährlich; ach, Sie glauben nicht, wie leicht die Männer beim Theater verdorben werden." Er nahm eine höchst drollige, besorgte Miene an.

„O doch, ich habe schon oft davon gehört," antwortete ich, ihn beziehend ansehend.

„Eduard ist ein stilles Wasser," fuhr er fort, „denen ist am wenigsten zu trauen, — und die Damen in Frankfurt sollen alle sehr hübsch sein."

Wieder dieselbe Neckerei, die ich immer hören mußte. Ich fühlte, so dumm es auch war, doch auch wieder dieselbe abscheuliche Regung von Eifersucht. Ich bekämpfte sie aber tapfer und sagte: „Ei nun, da muß ich's schon darauf ankommen lassen, wer ihm besser gefallen wird."

„Da ist nicht schwer zu wählen," flüsterte er, nahm meine Hand und streichelte sie.

„Aber die Männer, die Männer sind gar veränder-

lich, Eduard iſt ganz ohne Erfahrung.“ Ich unterbrach ihn, zog meine Hand aus ſeiner etwas weichlich warmen, und ſagte: „Eduard iſt nicht wie die gewöhnlichen Männer; daß er jung und unerfahren iſt, gefällt mir gerade, auch merk' ich nicht, daß die Erfahrung ſo viel geſcheiter macht.“

„Sie ſollten mich heiraten,“ ſagte er plötzlich, „ich paſſe weit beſſer für Sie, als Eduard.“

„Ach Gott bewahre mich,“ rief ich von der einen Seite und, „na, das wär nich übel,“ Tante Hoffmann von der andern Seite. Dieſer Schreckensſchrei erregte allgemeines Gelächter.

„Brr—rr, bin ich denn ſo fürchterlich? So ganz übel bin ich gar nicht,“ und dabei fing er an all ſeine Vorzüge aufzuzählen. Er nannte Eduard viel zu ernſt und melancholiſch für mich, ahmte dabei ſeine Haltung, Sprache und Miene auf die frappanteſte Weiſe, wenn auch ein wenig karrigiert, nach. Es ärgerte mich eigentlich, und dennoch mußte ich lachen; er machte aber auch alles ſo pikant und dabei ſo ohne jede Spur von Bosheit, daß ich ihm nicht böſe ſein konnte. Nun kam es mir aber doch wie Verſchwendung vor, den ausgezeichneten Mann nur ſo in allergewöhnlichſten Geſprächen zu verbrauchen. Ich faßte mir ein Herz und ſagte ernſt: „Sie vergeſſen den einzigen Vorzug zu erwähnen, den Sie wirklich vor Eduard haben.“

„Und der wäre?“ fragte er lebhaft.

„Daß Sie ein vollendeter großer Künſtler ſind und Eduard nur erſt Anfänger. Er ſah mich einen Augenblick mißtrauiſch fragend an.

Jetzt war ich mutiger: „Ja, sagte ich, Sie können es kaum denken, wie mich Ihr Spiel erschüttert und zur höchsten Begeisterung fortgerissen hat. In jeder Ihrer Rollen, ich weiß nicht ob mehr im Trauerspiel oder im Lustspiel, und daß Sie so gar nichts dem dummen Publikum zu Gefallen, gar nichts für den Beifall tun, das ist es, was mir an Ihnen so gefällt."

„Dafür verdiene ich kein Lob," fiel er rasch ein, „denn ich weiß nichts vom Publikum, wenn ich spiele."

„Das ist ja eben so schön!" rief ich freudig.

Er ward sehr bewegt; mit leuchtenden, feuchten Augen pries er seine Kunst und das Glück, ein Künstler zu sein. Er hatte das Bestreben, ganz hingebend und frei sich auszusprechen, aber er brachte es nicht zustande; ihm fehlte das Wort, er konnte den Ausdruck nicht finden, so ernst er es auch empfand. Man fühlte, seine Bildung hielt mit seinem Genie nicht Schritt. Seine liebenswürdige Naivetät war ich damals noch nicht imstande ganz zu begreifen, und mir erschien alles was er sagte weit hinter seinen Leistungen zurückzustehen.

Onkel Louis hatte wohl Recht, es war allerdings viel Glück, daß Eduard in Frankfurt gleich eine solche Anstellung gefunden hatte, die ihn in den Stand setzte, Reise und Aufenthalt aus eigenen Mitteln zu bestreiten. Schelble hatte Eduard sechsmonatliches Engagement beim Theater verschafft. Die Theaterdirektion schickte ihm gleich nach seinem ersten Auftreten als Barbier (Rossini) vier für ihn ganz neue Rollen, die er binnen 14 Tagen studieren sollte. An Tätigkeit fehlte es ihm also nicht. Nach jenem ersten Auftreten hatte er mir geschrieben:

Es iſt geſchehen und glücklich, meine Thereſe, der Anfang iſt gemacht. Ich habe geſtern als Barbier außerordentlich gefallen, hätt ich Dich nur gleich danach ſehen, mir Dein Lob, Deine Liebkoſungen, die ſonſt ſo ſparſam ſind, dafür holen können. Aber ich wußte, daß Du, ſowie alle meine Lieben, geſtern recht herzlich meiner gedacht; Du haſt gewiß oft nach der Uhr geſehen, und danach bemeſſen, bei welcher Szene ich jetzt wohl ſein möchte. Morgen iſt nun ein entſcheidender Tag, etwas Unerhörtes wird gewagt, ein Anfänger wagt ſich an des größten Komponiſten größtes Werk. Ich ſoll den Don Juan geben. Gott ſtärke mich! — Der Zufall hat die Vorſtellung auf den 13. geſtellt, ich nehme es für eine günſtige Vorbedeutung; der 13. hat mir das größte menſchliche Glück gebracht, vielleicht iſt er auch dem Künſtler hold.

Am 14. ſchreibt er: Es war nichts, wie ich befürchtete. Die Aufgabe war noch zu ſchwer für mich, wie ſich's verſteht. Es iſt applaudiert und geziſcht worden. Deshalb haſt Du Dich aber meiner nicht zu ſchämen; Sachverſtändige haben mich verſichert, daß ich manches gut gemacht habe, und daß überhaupt mein Geſang gut geweſen ſei. Geſtern abend war ich mißmutig, aber heute iſt es vorbei, ich ſehe die Sache aus dem rechten Geſichtspunkte; wie will ein junger, unerfahrener Menſch gleich das Höchſte gut ausführen, und zum erſten Male? Gewiß, die Lektion ſchadet mir nichts; wenn ich gefallen hätte, hätte ich ja auch unerhört eitel werden müſſen. Genug alſo, ich habe viel gelernt bei dieſer Rolle und werde künftig nicht wieder ſo vorwitzig ſein.

Freilich konnte ich anfangs die Bitterkeit der Empfindung nicht verwinden; und doch fand ich mich an Eduards großer, echt künstlerischer Haltung bei dieser Gelegenheit bald wieder zurecht.

Ein Billet von Auguste, das mir eines Morgens früh zugeschickt wurde, brachte bei uns allen große Aufregung hervor. Sie teilte mir mit, daß sie Braut sei, sie habe sich gestern mit dem jungen Wagner, dem Sohn eines reichen und angesehenen Hofjuweliers verlobt. Ich hatte es längst erwartet, denn sie hatte mich zur Vertrauten ihrer Liebe gemacht, natürlich lief ich gleich zu ihr hin, fand die ganze Familie in glücklichster Stimmung, besonders die gute, treue Tante Hoffmann, Stiefschwester des Vaters, die aus der Rührung gar nicht herausfinden konnte, ihren Liebling Auguste so strahlend schön zu sehen. Der Bräutigam ward mir vorgestellt, ein hübscher Mann von energischem, etwas durchgreifendem Wesen, das mich zuerst ein wenig erschreckte, mir später aber das Gefühl des Übergewichts seines Verstandes gab; wir wurden gute Freunde bis an sein Lebensende.

Mendelssohns waren von ihrer Schweizerreise zurückgekehrt und hatten geschickt, es mich wissen zu lassen. Ich lief hinüber, die langentbehrten Freunde zu begrüßen. Sowie die ersten gegenseitigen Fragen beantwortet waren, zog mich Fanny auf ihr Zimmer.

„Zuerst nimm hier diese Kleinigkeit, die ich dir aus Frankfurt a. M. mitgebracht habe," sagte sie, mir ein niedliches Flortuch und ein Flacon reichend.

„O wie hübſch! Ich danke! — aus Frankfurt a. M.?“

„Ja ich habe dort auch jemanden geſehen und geſprochen.“ —

„So?“ ſagte ich mich gleichgültig ſtellend, „wen denn?“

„Ei, warum wirſt du denn ſo rot? Einen hübſchen, blonden jungen Mann.“

„Es gibt viele blonde Männer.“

„Ja, wenn du es nicht erraten kannſt, muß ich es dir ſagen. Der junge Devrient war es! —“ ſie ſah mich lächelnd prüfend an.

„Ach ja — ich weiß: der iſt in Frankfurt.“

„Ach — alſo das weißt du, nun dann wird es dich wohl intereſſieren, von ihm zu hören, daß er geſund iſt, blühend ausſieht und von den Damen ſehr intereſſant gefunden wird.“

„So — das freut mich!“

„Mir ſcheint, nicht allzuſehr,“ ſagte ſie lachend, „biſt du etwa eiferſüchtig?“

Wahrhaftig wieder dieſelbe Neckerei, es war zum Verzweifeln! Ich ſchwieg. Fanny umfaßte mich — „nun, du biſt ja plötzlich ſo ſtill geworden?“

„Ach Fanny, wie du mich quälſt!“

„Warum biſt du auch ſo geheimnisvoll? — Du brauchſt es gegen mich nicht zu ſein, ich hab' es längſt gemerkt, daß ihr euch liebt, und mich herzlich darüber gefreut.“

„Ja! Ja?“ rief ich froh, mein bedrückendes Schweigen brechen zu können, „ja, wir lieben uns, und ſeit dem Februar ſind wir verlobt, und wenn er glücklich zurückkehrt von ſeinen Reiſen, ſoll alle Welt es wiſſen, daß wir uns lieben.“

Ich mußte mich zu ihr ſetzen, und recht ausführlich erzählen. Alles wollte ſie wiſſen. Ob er oft zu mir gekommen wäre — was er geſagt, als er um mich angehalten habe, — ob er zärtlich ſei; und wenn ich nun verlegen ausweichende Antworten auf dieſe wunderlichen Fragen gab, ſagte ſie immer in einem ſehr altklugen Tone: „Komm, komm, ſei kein Kind, erzähle mir ordentlich und genau.“ Da ich einmal zu plaudern angefangen hatte, machte es mir ſelbſt bald ſo viel Freude, von Eduard ſprechen zu können, daß wir ſchwatzten und ſchwatzten, ohne zu merken, wie es indes ganz dunkel geworden war. Der Bediente ſchreckte uns auf, indem er uns zum Abendeſſen rief.

Während wir Hand in Hand über den langen Korridor zum Wohnzimmer gingen, ſagte Fanny: „Schreibe Eduard, daß du mich zur Vertrauten gemacht haſt, und ob es ihm auch recht iſt. — Ich wüßte gar zu gern, wie er über mich denkt, und ob er mich wohl leiden mag.“

„O, das kann ich dir ſagen, ich weiß, daß du ihm ſehr gut gefällſt — ich bin ſchon mal ein paar Tage auf dich eiferſüchtig geweſen.“

„Ach, wie dumm!“ ſagte ſie lachend und blieb ſtehen, denn wir waren jetzt an der Türe. „Nein ich beſitze keinen einzigen von all den reizenden Fehlern, die Eduard ſo liebenswürdig bei Frauen findet, wie er ſich einmal gegen uns äußerte; dir hingegen ſind ſie in reichem Maße zuteil geworden.“

„Danke ſchön,“ ſagte ich.

„Nun komm aber geſchwind, die Eltern werden böſe.“

Ganz geblendet traten wir aus der Dunkelheit in

das helle, trauliche Wohnzimmer, wo wir die Familie schon um den Abendtisch versammelt fanden. Die Mutter empfing uns mit einigen Verweisen, der Vater lächelte, Felix kniff die Augen zusammen und blinzelte uns fragend an, Rebekka sagte einige spitze Reden. Wir aber kehrten uns an niemand und fühlten uns stolz im Besitze unseres wichtigen Geheimnisses.

Welchen Genuß, welchen Nutzen gewährte mir der Verkehr im Mendelssohnschen Hause, wieviel Berühmtheiten lernte ich hier kennen. An den größern Gesellschaftsabenden machte es mir allein schon Spaß, mich mit Rebekka der Flügeltüre gegenüber ins Fenster zu stellen, und die eintretenden Gäste zu beobachten. Mein alter Zelter im Frack und in der weißen Halsbinde sah sehr stattlich aus; sein derbes, offenes Gesicht und die große, kräftige Gestalt bildeten einen rechten Gegensatz zu Monsieur Spontini, der im grünen Frack, schwank und schmal, wie ein Schilfrohr sich hereinbewegte. Madame Spontini, im langen, weißen Mullkleid, den kostbar gewirkten, goldgelben Schal wie einen Mantel darübergehängt, lehnte graziös an seinem Arm. Ich habe die Namen fast all der Virtuosen vergessen, die ich dort zu bewundern Gelegenheit hatte; erinnerlich ist mir nur noch der bleiche Paganini mit dem langen, schwarzen Haar, der den vielleicht längst verschmerzten Kummer in seinen Gesichtszügen festhalten mußte, um seinem interessanten Porträt ähnlich zu bleiben. Dann steht mir auch der kleine, untersetzte Bouchée deutlich vor, der sich viel auf seine Ähnlichkeit mit Napoleon I. zugute tat, und in Konzerten vor Beginn des Musikstückes dessen bekannte

Stellung nachahmte. Wenn er all seine Narrheiten, die bei Mendelssohns schlecht angebracht waren, zu Hause ließ, war er ein höchst anziehender Violinspieler. Er, wie seine Frau waren sehr beliebt dort; denn daß er Zucker naschte, hinderte nicht, ihn gern zu sehen. Sehr komisch war Madame Mendelssohns Ausruf, wenn er gemeldet wurde: „Kinder, Bouchée kommt, bringt den Zucker in Sicherheit!“

Von den Gelehrten sind mir nur zwei deutlich im Gedächtnis geblieben: Alexander v. Humboldt und Eduard Gans. Für den ersten schwärmte ich, und wenn man ihm auch vielleicht mit Recht den Vorwurf machen konnte, er lasse niemals jemanden zu Worte kommen, so schien mir das kein Verlust; denn er sprach so geistreich amüsant, so voll feinen, oft sehr scharfen Humors, daß man mit Freuden ihm immer zuhörte. Professor Gans' scharfer Geist, sein Wissen und seine Herzensgüte hörte ich immer sehr rühmen; allein er hatte einen krausen, runden Wollkopf und kam stets mit einer sehr lauten, wie mir schien etwas anmaßenden Rede schon ins Zimmer herein; für mich war das damals Grund genug, ihn nicht gern zu haben.

Unter den Frauen waren es die Hofrätin Herz und Rahel von Varnhagen, die mein ganz besonderes Interesse in Anspruch nahmen. Frau Herz war eine imposante Gestalt; ihr edles, regelmäßiges Gesicht zeigte ebensoviel Verstand als Herzensgüte. Sie beherrschte angeblich sieben Sprachen und benützte diese Fähigkeit auf die schönste Weise, indem sie täglich arme Mädchen mit unermüdlichem Eifer unterrichtete. Ich selbst kannte

mehrere, welche durch sie in den Stand gesetzt waren, sich ihren Unterhalt zu erwerben. An Rahel liebte ich den tiefen, ausdrucksvollen Blick ihrer Augen und den wohltuenden Ton ihrer Stimme. Die Wirtschaft aber, die ihr Mann mit ihr machte, widerte mich an. Oft wenn wir im großen Gartensaale bei Mendelssohns munter plaudernd mit der Arbeit saßen, meldete der Diener Herrn und Frau von Varnhagen; dann tat sich die Türe auf und Herr von Varnhagen trat groß und vornehm herein, die kleine, breite, mühsam gehende Frau feierlich am Arm führend. Zwischen den Fingerspitzen trug er zierlich ein buntgesticktes Kissen. Der Diener mit zwei andern lief voraus und schob einen Lehnstuhl zurecht. Herr v. Varnhagen ließ seine Gattin, die auf dem Wege dahin freundlich grüßte, in den Sessel nieder, nahm dem Diener die Kissen ab, schob eines unter ihre Füße und legte das andere hinter ihren Rücken. Ein liebevoller Blick von ihr lohnte seine Bemühung. Dann trat der verehrerische Gatte hinter ihren Stuhl und zog leise sein Taschenbuch hervor, um jede ihrer Reden gleich niederzuschreiben. Als das Gespräch mit andern ihn einmal von der Stelle fortgelockt hatte, und er in ihrer Nähe sprechen und lachen hörte, stürmte er eiligst herzu mit dem Rufe: „Was hat sie gesagt? — was hat Rahel gesagt?“

„Was meinst du,“ fragte ich Rebekka, „wenn immer hinter uns jemand stünde und alles, was wir sagten, niederschriebe?“

„Nun,“ antwortete sie in ihrer klugen, kecken Weise, „wenn wir so viel sprächen, und uns so wenig scheuten

alles auszusprechen, würde auch manch gescheites Wort von uns zu berichten sein."

Die schwere Zeit der Trennung war vorüber. Mit welcher Empfindung ich am letzten Abend den Tag in meinem Buche ausstrich, kann man sich wohl denken. Eduard kehrte zurück, treu, gut, unverändert. Wir hatten uns wieder, und nur in der ersten Stunde fühlte ich mich fremd und scheu. Bald aber schien es mir, als wären wir nie getrennt gewesen, wären vertrauter, weit inniger vertraut noch als zuvor. Aber nicht nur für mich fand ich ihn unverändert, auch in seiner künstlerischen Tätigkeit wie in seinem gesellschaftlichen Benehmen sah ich keinen merklichen Unterschied gegen früher. Es machte mir Spaß zu hören, wie der eine seine Stimme weit stärker, der andere sein Auftreten viel freier fand. Ich widersprach nicht, denn es kam ihm ja zugute.

Leider konnten wir viel weniger bei einander sein, als wir so sehnlichst gewünscht und gehofft hatten.

Die Wahl eines Predigers für meinen Religionsunterricht bildete jetzt fast immer den Gegenstand unserer Unterhaltung. Es war nicht leicht, einen passenden Mann zu finden, der all den Anforderungen, die Eduard stellte, genügt hätte. In seiner Sorge prüfte, forschte und wählte er so lange, daß ein Monat nach dem andern darüber verstrich. Endlich hatten wir einen Lehrer gefunden, einen als Freund Schleiermachers wohlempfohlenen Mann.

Es war Januar [1823] und bitter kalt, als Mine und ich zu ihm gingen. Er wohnte sehr entfernt; wir hatten fast die ganze Stadt zu durchwandern. Die Wichtigkeit dieses Ganges lag mit solcher Schwere auf mir, daß es mir fast den Atem nahm. Wir sprachen kein Wort und gingen still mit unsern Gedanken beschäftigt nebeneinander her.

Meinen Glauben wollt' ich hingeben, einen Glauben, dem ich der Ausübung nach längst nicht mehr angehörte, und der mir jetzt, da ich ihn lassen sollte, lieb war wie ein alter Bekannter, an den uns nichts als die Gewohnheit fesselt, und der dennoch in der Abschiedsstunde uns wert und teuer erscheint. Und wußte ich denn so gewiß, ob diese neue Lehre mit ihren ernsten, strengen Forderungen, der Selbstverleugnung und Demut, mir Ersatz geben würde für die, welche ich lassen wollte. Ich war so glücklich ruhig, so frei gewesen, hatte mich nirgends beschränkt durch einengende Formen gefühlt. Meine Kirche war überall, wo ich zu Gott betete, mein Vertrauen und meine Zugehörigkeit zu ihm war so fest, so unerschütterlich, daß ich keines Vermittlers bedurft hätte. Aber ich verwarf alle Zweifel, alle Fragen, dem Christentum wollte ich angehören. Eduards beseeligender Glaube, den ich durch ihn als das höchste Ziel alles menschlichen Strebens kannte, sollte auch der meine werden.

An dem Morgen, an welchem ich zum erstenmal zum Unterricht ging, überfiel mich eine sonderbare Spannung und Verlegenheit, als ich Mutter „Lebewohl" sagen wollte. Ich wußte, daß sie, wenn auch seit frühester Jugend nicht nach den Gebräuchen und Vorschriften der

jüdiſchen Religion lebend, dennoch mit frommer Hingebung ihr zugetan war, und daß der Schritt, den ich jetzt zu tun mich entſchloſſen hatte, notwendig die Sorge bei ihr erwecken mußte, ob nicht von nun an manches ſich zwiſchen uns ſtellen würde, was unſer ſchönes, inniges Verhältnis ſtören könnte.

Ich ſtand zögernd vor ihr. Sie mochte mir wohl anſehen, was in mir vorging, denn ſie reichte mir die Hand und ſagte: „Geh' in Gottes Namen, mein Kind, und wenn du nach Hauſe kommſt, erzählſt du mir, was du gelernt haſt.“ — „Ja, ja, das will ich,“ rief ich entzückt; ich konnte vor Rührung nichts weiter ſagen, drückte ihr die Hand und lief hinaus. Draußen aber dachte ich mir es aus, wie ich all das Göttliche, das ich nun empfangen würde, ihr mitteilen wollte. Inbrünſtig betete ich zu Gott, meinen Sinn aufzuklären, mein Herz zu erleuchten und mich fähig zu machen, ihr von dem Reichtum zu geben, der meiner wartete.

In dem kleinen, freundlichen Zimmer des Predigers ſtanden zwei Stühle an einem Tiſchchen, auf welchem das Neue Teſtament lag. Mit ehrfurchtsvoller Scheu betrachtete ich das Buch, die Quelle des Heils. Wir ſetzten uns; mein Herz pochte heftig. Der Prediger ſchien gerührt von meinem Eifer und war überaus väterlich und liebevoll. Er bat mich, ehe wir begännen, ihm einiges von meinem Leben zu erzählen. Das war mir heute gerade recht, und ich ſchüttete mein ganzes überſtrömendes Herz voll Liebe und Glückſeligkeit vor ihm aus. Lächelnd und voll Teilnahme hörte er mir zu,

reichte mir dann schweigend die Hand, und schon nach der ersten Viertelstunde waren wir die besten Freunde.

Der Unterricht begann. Er reichte mir das Buch und bat mich zu lesen, da er vom vielen Sprechen sehr angegriffen sei. Wir fingen mit dem Evangelium Matthäi, bei der Geburt Christi an. Das war mir nicht neu; ich sagte es ihm, und er beschränkte sich nur darauf, mir einzelne Reden und Wörter genauer zu übersetzen, verständlicher zu machen, und versuchte mir die Erscheinung des Sternes, dem die weisen drei Könige nachgingen, natürlich zu erklären. Mir schien dies unnütz; indessen bewunderte ich seine Gelehrsamkeit, staunte über sein vieles Wissen und freute mich auf die spätern Unterrichtsstunden.

Mein heutiger Bericht an Mutter war nur kurz. Ich wiederholte, was ich eben gelernt hatte, erzählte ihr die Geburt Christi, merkte gleich, welchen Eindruck die heiligen drei Könige, die in ihrer frommen Einfalt dem Sterne nachgingen, auf sie machten, und wußte, daß es nicht nötig sei, ihr das auch natürlich zu erklären. Ihr schien dies Wunder ganz natürlich.

In der nächsten Stunde lasen wir das Kapitel weiter; o wie göttlich! Ich war ganz erschüttert. „Wie ist nur möglich," fing ich an, als ich das Buch weggelegt hatte, „daß die Menschen diese klare, verständliche Lehre, so verdrehen und verderben konnten? Wenn man bedenkt, daß im Namen dieser sanften, milden Religion die fürchterlichsten Greuel geschehen sind, begreift man es gar nicht. Aber nicht wahr, Herr Prediger? Der Hochmut ist doch wohl an allem Schuld, erst der Hochmut der Juden, die sich für die Auserwählten

hielten, dann der der Chriſten, die den Himmel und die künftige Seligkeit, für ſich allein errungen glaubten."

„Allerdings iſt leider ſehr viel Hochmut unter den Chriſten, deren Haupttugend Demut ſein ſollte; indeſſen dürfen Sie den Glauben der Chriſten, daß ihre Religion die alleinſeligmachende ſei, nicht als Hochmut bezeichnen. Niemand kann zum Vater kommen als durch mich, ſagt der Erlöſer."

„Er meint, wer in ſeinem Sinne, nach ſeiner Lehre lebt, —"

„Wer an ihn glaubt — mit einem Wort, wer Chriſt iſt!"

„Nur wer Chriſt iſt, Herr Prediger? — und für alle übrigen wäre das Himmelreich verſchloſſen? —"

„Allerdings!"

„Unmöglich, das wäre ja lieblos und ungerecht; — alſo ein Menſch, der fromm und gut iſt — in Liebe und Sanftmut ſein Leben hingebracht hätte, wäre ausgeſchloſſen von der ewigen Seligkeit, weil er zufällig als Jude geboren iſt, jüdiſche Gebräuche ihm anerzogen ſind? — wenn ich z. B. jetzt ſtürbe — oder — was red' ich denn von mir — wenn meine liebe, gute Mutter jetzt ſtürbe, ſo glauben Sie, Herr Prediger, Gott würde ſeinen Himmel ihr verſchließen? —"

„Sachte, ſachte! nur nicht ſo lebhaft, liebes Kind! Es ſchmerzt mich, wenn ich Ihnen weh tue, aber ich muß Sie vor allen Dingen bitten, dieſe freigeiſtige Religion, die Sie ſich ſelbſt gebildet haben, aufzugeben, und ohne Vorbehalt der Lehre Chriſti ſich zuzuwenden." Mit großer Beſtimmtheit ſetzte er mir nun auseinander, wie nur

durch Christus, den Vermittler, der das Kreuz auf sich genommen habe, und für die Erlösung gestorben sei, die Seligkeit gewonnen werden könne, und wie nur die Christen, die an ihn glaubten, Anspruch darauf hätten. Die unerschöpfliche Güte Gottes aber würde gewiß den Nichtchristen nach ihrem Tode auf irgend eine Weise Gelegenheit geben, das Christentum anzunehmen, und sie so, wenn auch später, dennoch der Gnade des Erlösers teilhaftig machen."

Ich verstummte; Tränen traten mir in die Augen; ich weiß nicht, ob vor Wehmut oder Entrüstung. Er suchte noch lange mir seine Überzeugung klar zu machen, verteidigte und erklärte sie durch tausend gelehrte Wendungen, denen ich schweigend und nur dem Scheine nach aufmerksam zuhörte.

Als die Stunde vorüber war, ich allein draußen auf der Straße, brach mein ganzer Zorn gewaltig los. „Herr, mein Gott, dachte ich, wie kannst du Geduld haben mit all der Verkehrtheit und dem Unsinn der Menschen." Ich haßte eine Religion, die solchen Verdrehungen Anlaß geben, die so hochmütiges Überheben gestatten konnte. Ja, ich war so aufgeregt, daß ich in dem Augenblick eher Eduard entsagt hätte, als falsch und unredlich zu einem Glauben mich bekannt, der mir so zuwider war.

Ich hatte die Hälfte des Weges zurückgelegt und mußte stillstehen, um Atem zu schöpfen. Was soll ich Mutter heute sagen? — mit Schrecken fiel mir der Ausspruch des Predigers ein. — Ich ging langsam, um zu überlegen, ich rekapitulierte noch einmal alles, was wir in der Stunde durchgenommen, natürlich auch das

Evangelium, das ich geleſen. Ach! dachte ich ganz erſchüttert, von freudiger Rührung, wie konnt' ich mich auch ſo irre machen laſſen; darin ſteht ja alles, was ich brauche, was kümmert mich das Drehen und Formen der Menſchen, ſeine Worte, unverfälſcht und göttlich, will ich ihr ſagen, die ſoll ſie in ſich aufnehmen. Ich weiß jetzt, was ich Mutter heute lehren muß. Und während ich mir einbildete, in meinem Innern die Worte des Heilandes nur für ſie zu ſammeln und zu ordnen, merkte ich nicht, wie ich mir ſelbſt dadurch geholfen hatte.

„Nun, mein Kind, wie war es heute?" fragte Mutter, als ich ins Zimmer trat. Ich zeigte auf Mine und Lore, die mit der Arbeit am Fenſter ſaßen, ſie verſtand mich, und ſagte leiſe: „wir wollen in die Küche gehen, da ſind wir allein."

Es brannte ein helles Feuer auf dem Herde; Mutter legte noch etwas Holz auf und rief mich heran. „Komm, hier iſt es warm." Wir ſtellten uns vor den Herd, und während ich — verlegen, wie ich beginnen ſollte, mir die Finger wärmte und rieb, ſagte ſie: „Nun, ſo ſprich doch, Kind, ich bin heute recht begierig." „Vom künftigen Leben haben wir geſprochen," fing ich an und blickte in die Flamme.

„So — nun das ſage mir, das iſt ja gerade das Wichtigſte," und andächtig ihre Hände übereinander legend, ſah ſie wie ein lernbegieriges Kind mich an.

„Der Prediger ſagte," begann ich nun ſehr ungeſchickt, „nur durch den Sohn kann man zum Vater kommen, nur wer an Chriſtus glaubt, wird ſelig werden."

Mutters Geſicht bekam einen unbeſchreiblich rührenden Ausdruck.

„Das heißt, verſtehſt du Mutter, wer in ſeinem Sinne lebt, wer ſeinen göttlichen Lehren folgt, ihm ähnlich iſt — der wird ſelig werden, er ſei Jude oder Chriſt," ſagte ich ſo überzeugend und mit einer Art von Trotz, daß mein Prediger ſich entſetzt haben würde, hätte er den Erfolg ſeiner Bemühungen hören können.

„Mutter!" fuhr ich eifrig fort, „kann denn noch ein Zweifel möglich ſein — Chriſtus ſagt: ‚Nicht alle, die Herr, Herr zu mir ſagen, werden in das Himmelreich kommen, ſondern die den Willen tun meines Vaters im Himmel.' Dann ſagt er ein andersmal: ‚Selig ſind, die reines Herzens ſind, ſie werden Gott ſchauen.' Ach, er iſt ſo mild, ſanft und gerecht; ſeiner Lehre zu folgen, iſt die höchſte Aufgabe der Menſchen. Moſes lehrt uns: Liebt eure Nächſten, aber unſere Feinde zu lieben, lehret er uns nicht. Jeſus aber ſagt: ‚Liebet eure Feinde, ſegnet die euch fluchen, tut wohl denen, die euch haſſen, bittet für die, ſo euch beleidigen und verfolgen.' — Mutter, das iſt die Aufgabe der Chriſten."

„Es iſt wundervoll, mein Kind, aber ſchwer, ſehr ſchwer," ſeufzte ſie.

„Ei, laß es uns nur verſuchen Mutter, wir wollen mal ſehen, wie weit wir's damit bringen; ſchon der Wille, der Verſuch, iſt ein Gewinn!"

„Ja, das will ich, mein Herze, das will ich gerne," ſagte gerührt mein frommes Mutterchen. „Ach, wie iſt es ſo ſchön, daß du das alles lernſt, und was muß der Prediger, dein Lehrer, für ein prächtiger Menſch ſein."

Ich nickte ihr lächelnd zu und dachte: „Nun, mein

Herr Prediger, wer heut dem Christentume mehr genützt hat, Sie oder ich, das möcht ich vor dem Gericht des heiligen Geistes wohl entscheiden lassen."

Unser gegenseitiger Religionsunterricht dauerte fort. Mutter war unermüdet zu fragen und zu hören, ich erlangte immer mehr Gewandtheit, das, was ich gelernt hatte, in veränderter Form ihr mitzuteilen.

Es tat mir eigentlich weh, gegen den mir so wohlwollend väterlich gesinnten Lehrer unwahr sein zu müssen, aber ich fühlte die Notwendigkeit zu schweigen, denn ich hätte ihn beleidigt, ohne zu nützen. Nur einmal ließ ich mich doch noch hinreißen und verstimmte ihn ganz entsetzlich dadurch.

Es war bei Gelegenheit der Wunder, die er sich bemühte, mir alle auf natürliche Weise zu erklären. Besonders lange verweilte er bei der Hochzeit von Kana, bei welcher die Verwandlung des Wassers in Wein ihm große Schwierigkeiten machte. Es war mir unbegreiflich, daß er gar nicht merkte, wie sehr er seinen Wundern dadurch schadete. Er verwickelte sich so in Widersprüche, daß ich ihm zu Hilfe kommen wollte, und sagte: „Ach, lassen sie es gut sein, Herr Prediger! ich brauche die Wunder nicht, mir erscheinen sie unnütz und unbedeutend. Ich glaube gern und von ganzer Seele an die Göttlichkeit Christi, und das ist doch wohl das Wichtigste."

Da ward der sonst so sanfte Mann sehr finster und strenge, wie ich ihn nie gesehen hatte, sagte er: „Der Wunderglaube ist das wesentlichste Erfordernis des Christentums."

Ich schwieg und gelobte mir, niemals wieder, so

lange auch der Unterricht noch dauern würde, meine Ansicht offen auszusprechen.

Ich war recht in tiefster Seele betrübt und schüttete mein ganzes Herz voll Wundersorgen gegen Eduard aus, als er abends zu mir kam. Er umfaßte mich und sagte zärtlich mich tröstend: „Mein liebes Herzchen, wenn dir sonst nur die Göttlichkeit Christi klar und lebendig geworden ist; wenn du an ihn und seine Lehren glauben kannst, will ich dir die Wunder alle gerne schenken."

Ich fühlte mich von einer schweren Last befreit.

Ich lernte und lehrte nun ungehindert fort. Eines Momentes aus diesen lieben Unterrichtsstunden erinnere ich mich genau. Als ich Mutter die Kreuzigung Christi und seine Geduld und Sanftmut während der Leiden und Qualen schilderte, als ich ihr seine Verklärung beschrieb und seine letzten Worte sagte, brach sie in heftiges Schluchzen aus. „Gott! Gott!" rief sie, „und den konnten sie kreuzigen!"

Mutters Erschütterung wirkte auch auf mich, die Tränen stürzten mir aus den Augen, und so saßen wir beide nach 1800 Jahren und weinten um den gekreuzigten Erlöser, als wäre er gestern gestorben.

Mein Religionsunterricht war indessen so weit vorgeschritten, daß der Einsegnung nichts mehr im Wege stand, und der Tag bestimmt werden konnte. Es war der 11. Juni [1823], ein heller, sonniger Morgen. Weiß gekleidet stieg ich mit Loren in eine große Kutsche, holte Fanny, die ich mir als Zeugin erbeten hatte, ab, und so fuhren wir durch die geräuschvollen Straßen nach der

Kirche, an deren Eingang Eduard und ſein Vater ſchon auf uns warteten. Sehr beklommen und ängſtlich trat ich ein. Die kleine, leere Kirche ſah ungemein friedlich und feierlich aus. Der Prediger im Ornat kam mir entgegen und reichte mir herzlich bewegt die Hand, der Küſter betrachtete mich mit einem kurioſen Ausdruck vom Kopf bis zu den Füßen, wahrſcheinlich weil ich ganz gegen die Gewohnheit der damaligen Zeit ein weißes Kleid trug; er ſah aus, als verſuche er, durch ſeine jammervolle Miene den mir fehlenden Traueranzug zu erſetzen.

Der Prediger ſtellte ſich vor den Altar, auf welchem hohe Wachskerzen brannten. Ihre rötliche Flamme miſchte ſich mit den glänzenden Sonnenſtrahlen, die durch die Bogenfenſter drangen, und als ich knieend auf der untern Stufe zu dem Geiſtlichen aufblickte, ſtand er in dem wunderbaren Doppellichte wie in einem Heiligenſcheine vor mir da. Geblendet mußte ich die Augen ſenken und hörte ſeine ſanfte, leiſe Stimme wie ein fernes Summen. Aus dieſer angenehmen Betäubung, zu welcher die allen Kirchen eigentümliche Atmoſphäre nicht wenig beitrug, ſchreckten mich die Worte „Auferſtanden und gen Himmel gefahren", die er lauter, beziehend und mit kräftigerer Betonung ſprach. Ich hörte das Glaubensbekenntnis, welches ich durch mein „Ja" annehmen und beſtätigen ſollte.

„Herr, mein Gott!" rief ich angſtvoll in meinem Innerſten, „jetzt erleuchte mich, jetzt ſteh' mir bei, daß ich die Sünde des Meineids nicht auf mich lade."

Er war zu Ende, und ſah mich ernſt fragend an.

„Ja!" ſagte ich mit freiem Herzen und mit reinem

Gewissen, wenngleich mit zitternder Stimme. Der beseligenden, erhabenen Lehre des Christentums gelobte ich mit ganzer Seele anzugehören; daß ich dies tat, wie ich sie zu fassen und aufzunehmen vermochte, — das fühlte ich hier an heiliger Stätte, vor dem Throne Gottes — das war keine Sünde. Der Herr, wußte ich, sah in mein Herz, und kümmerte sich auch nicht um die Form, welche doch nur Menschen erfunden hatten. Der Prediger rief die Zeugen heran. Als ich Eduards Hand auf meinem Haupte fühlte, durchschauerte es mich, und mit tiefer Rührung empfing ich den Segen.

Mein guter, freundlicher Lehrer schüttelte mir noch einmal herzlich die Hand und entließ mich.

Eduard konnte uns nicht begleiten, er mußte zu einer Probe, der Vater in sein Geschäft. So fuhr ich mit Fanny und Lore, welche den ganzen Weg über ernst und gedankenvoll dasaß, allein nach Hause.

Mutter kam uns schon auf der Treppe entgegen, sie war unbeschreiblich lieb und gut, küßte mich und führte uns ins Zimmer. Mine hatte ihre Arbeit fortgelegt, war besser gekleidet als gewöhnlich und kam mir mit lieber Freundlichkeit entgegen. Über den runden Tisch war ein weißes Tuch gebreitet, das Zeichen jeder Festlichkeit in unserm Hause. Schokolade und ein kleiner Kuchen stand darauf.

„Mutter, wie überraschst du mich; das ist ja allerliebst von dir!“ sagte ich scherzend, um meine Bewegung zu verbergen.

„Ei, den Tag müssen wir doch wohl feiern,“ erwiderte sie, mich zärtlich ansehend. Da konnt' ich mich

nicht mehr halten. Ich fiel ihr weinend um den Hals und rief unter Schluchzen: „Du bist doch das beste, liebste Mutzelchen auf der ganzen Welt!“

Fanny war sehr gerührt, und als ich sie beim Fortgehen hinausbegleitete, sagte sie: „Du hast recht, Therese, deine Mutter ist ein wahrer Schatz von Sanftmut und Güte.“

„Nicht wahr!“ rief ich freudig, „und glaubst du nicht auch, daß alle Engel des Himmels einst bereit sein werden, ihre Seele zu empfangen?“ Fanny sah mich ganz erstaunt über meine Exaltation an, lächelte, küßte mich und ging.

Wenige Tage danach veröffentlichten wir unsere Verlobung. Die Freunde taten erstaunt über das längst erratene, nun enthüllte Geheimnis. Stolz schritt ich an einem sonnenhellen Vormittag zum erstenmal an Eduards Arm hinaus auf die Straße, verlegen die Wünsche und Grüße der Nachbarn erwidernd. Die glücklichen Tage gingen rasch vorbei.

Die nächste Zeit brachte große Veränderungen in unser gewohntes Leben. Ludwig, dessen Gesundheitszustand uns schon längere Zeit rechte Sorge machte, äußerte dringend den Wunsch, Mine noch einmal bei sich zu sehen, und da auch sie längst eine wahre Sehnsucht nach dem armen, kranken Bruder hatte, so waren wir natürlich gleich damit einverstanden, sie reisen zu lassen.

Kaum war ihre Zusage in Ludwigs Händen, als auch schon ein lieber Brief von ihm kam, voll Dankbarkeit und Freude über die Erfüllung seiner Bitte. Ansehnliches Reisegeld lag bei, und nach wenig Tagen sahen

wir Mine weinend vom Posthofe aus in dem hohen, engen Wagen mit vier Pferden in die dunkle Nacht hinausfahren.

Sie traf Ludwig weit kränker als sie erwartet hatte, und war recht froh, noch zu ihm gereist zu sein. Er legte ihren häufigen Briefen immer noch Zettelchen bei, die seine Freude über den lieben Besuch aussprachen. Seine häusliche Einrichtung gefiel ihr sehr; sie war durchaus nicht luxuriös, aber behaglich, alles wohl geordnet, und bequem. „Auch ein Hofnarr fehlt dem Hause nicht," schrieb sie, so wird nämlich ein häßlicher, grauer Papagei von Ludwig und all seinen Freunden genannt." Ein Schiffskapitän hatte vor Jahren den Vogel ganz jung aus Brasilien mitgenommen und sich auf den langen einsamen Seefahrten gern mit dem klugen Tierchen beschäftigt. Aber nicht der Kapitän allein, die ganze Schiffsmannschaft beeiferte sich, ihn plaudern, singen und pfeifen zu lehren. So kam es, daß „Lore" spanisch und portugiesisch sprach, französische Liedchen sang, alle Schiffskommandos auf englisch rief, und deutsch fluchte und schimpfte. Mehreremal hatte er mit seinem Herrn fast die ganze Erde umreist, auf der letzten Fahrt ward er zwischen eine Tür geklemmt, kam zwar mit dem Leben davon, war aber noch sehr elend, als der Kapitän sich in Hamburg zu einer neuen Fahrt rüstete. Er mußte sich von seinem kleinen, treuen Gefährten trennen, und schenkte ihn Ludwig, bei welchem er ihn am besten aufgehoben wußte. Diesem gelang es auch durch seine sanfte, liebevolle Pflege, das kranke Tierchen wieder gesund und fröhlich zu machen, und es bildete sich von dem Augenblick an das zärtlichste Verhältnis zwischen den beiden.

Minens Briefe wurden immer seltener, wurden immer trauriger. Die Erzählungen von der kleinen, grauen Lore, die anfangs niemals fehlten, hatten ganz aufgehört; nur einmal noch schrieb sie:

Seit Ludwig das Bett nicht mehr verläßt, geht der Vogel nicht mehr in seinen Käfig noch auf die Stange; er sitzt Tag und Nacht unbeweglich auf dem Fußende von Ludwigs Bett.

Zitternd und in größter Spannung öffneten wir jedesmal die Briefe, da wir sicher Ludwigs Todesnachricht erwarten mußten. Bald ward diese schreckliche Erwartung zur Gewißheit. Als ich eines Mittags von meinen Stunden nach Hause kam, fand ich Mutter und Lore weinend bei einander sitzen, sie reichten mir stumm Minens Brief; ich warf mich schluchzend aufs Sofa. Ludwig, der gute, treue, sorgliche Bruder, war tot.

Auch von seinem treuen Gesellen berichtete der Brief: Als Mine am folgenden Morgen — die geliebte Leiche noch einmal zu sehen — wieder hineinging, sah sie mit Schrecken den armen, vergessenen Papagei noch auf dem Bettgestell sitzen, und unverwandt seinen Herrn anblicken. Sie machte sich Vorwürfe, Ludwigs Liebling vernachlässigt zu haben, und trat mit den zärtlichsten Worten schmeichelnd zu ihm. Der Vogel rückte fort, sie wollte ihn aufheben, er aber biß und wehrte sich tapfer. Mine mußte ihn, so schwer es ihr wurde, mit Gewalt von dem Bette entfernen. Sie versuchte nun, ihm all die Liebe, mit der Ludwig ihn verwöhnt hatte, zu ersetzen; vergebens, er war still und traurig, ja es war nicht möglich, ihm auch nur die geringste Nahrung beizubringen.

Alle ſeine Lieblingsſpeiſen, Näſchereien wurden ihm herbeigeſchafft; umſonſt, er ließ ſie unberührt liegen. Keinen Laut, keinen Ton konnte man ihm mehr entlocken, und nach wenigen Tagen fanden ſie ihn eines Morgens tot neben ſeiner Stange liegen.

Unterdes lebten wir ſtill und einſam. Außer unſerer Trauer um Ludwigs Tod erwuchs uns auch manche Sorge aus dieſem Verluſt des geliebten Bruders, der uns ſo oft hatte Ratgeber und Helfer ſein müſſen. Ach, und zu alledem ſollte ich mich wieder auf eine lange Trennung von Eduard gefaßt machen, dies — ich geſtehe es frei — war für mich doch das Traurigſte. Eduard wollte noch einmal eine Kunſtreiſe unternehmen, um die berühmten italieniſchen Sänger in Wien zu hören, wo ſie gerade einen Zyklus von Vorſtellungen gaben. Fünf Monat wollte er fortbleiben; freilich ſollte es unſere letzte Trennung ſein, und nach Eduards und der Eltern Willen ſollten wir nach ſeiner Rückkehr auf immer verbunden werden. Aber würde dieſe Zeit kommen? — durfte ich mich dem ſüßen Gedanken hingeben? — lag nicht eine Fülle der ſchrecklichſten Möglichkeiten dazwiſchen? — Mir ſchien in meiner jetzigen gedrückten Stimmung dieſe Trennung ewig — unüberwindlich, und ich war durch und durch melancholiſch.

So holten wir geduldig wieder unſere kleinen Bücher hervor, und ich fand einen wehmütigen Troſt darin, als ich die dick ausgeſtrichenen zurückgelegten Tage des vergangenen Jahres betrachtete.

Henſel, der ſchon ſeit längerer Zeit im Mendels-

ſohnſchen Hauſe bekannt war, hatte ſich beſonders durch ſeine allerliebſten Bleiſtiftzeichnungen ſehr beliebt gemacht. Wenn wir abends zuſammen plaudernd um den runden Tiſch ſaßen, hatte er ſeine Mappe und ſein elegantes Zeichenetui vor ſich liegen und porträtierte Freunde und Bekannte, wodurch eine ſehr hübſche Sammlung entſtand.

Daß Henſel ſich für Fanny und ſie ſich für ihn intereſſierte, hatte ich längſt bemerkt, und es machte mir Spaß, meine ſonſt ſtets ſo vernünftige Fanny jetzt oft recht aufgeregt und unruhig zu ſehen. Die Zeit ſeiner längſt projektierten italieniſchen Reiſe rückte heran, und er konnte ſich nicht entſchließen Berlin zu verlaſſen, ohne ſich des Liebſten verſichert zu haben. Er geſtand Fanny und den Eltern ſeine Liebe, warb bei ihnen um der Tochter Hand. Sie nahmen ſeinen Antrag freundlich auf, ſtellten aber die Bedingung, ein förmliches Verlöbnis bis zu ſeiner Rückkehr aufzuſchieben. Dagegen konnte er nichts einwenden und reiſte ab, um noch in Wien mit Eduard einige Wochen zu verweilen.

Es war mir ſehr rührend, als Fanny bald nach ſeiner Abreiſe mir ſagte: „Ich weiß, wie ſehr Henſel Eduard liebt und ehrt, und darum bitte ich dich dringend, fordere ihn auf, ſeinen ganzen Einfluß zu verwenden, um den Freund vom Katholizismus fernzuhalten, denn das würde ein Grund ſein, ich geſtehe es dir frei, der uns auf immer von einander trennte.“

Ich verſprach, was in meinen Kräften ſtände, gewiß zu tun, und war als einzige Vertraute des Liebesgeheimniſſes, nur noch enger mit Fanny verbunden.

Eduards Briefe aus Wien, die sehr häufig kamen, waren womöglich noch liebevoller, noch zärtlicher als im vorigen Jahre.

Eduard wie Hensel waren durch Mendelssohns den ersten Familien so gut empfohlen worden, daß sie die freundlichste Aufnahme dort fanden. Diese Zirkel erhielten einen ganz besonderen Reiz durch die Mannigfaltigkeit der Geladenen. Man sah dort die ausgezeichnetsten Gelehrten, Künstler, Geschäftsleute und Vornehme, sogar Grafen und Fürsten, und allen ward die gleiche Aufnahme zuteil.

Außer Hensel war auch der in Berlin so hoch gefeierte Schauspieler Pius Alexander Wolff, Goethes Schüler (aus der alten Weimarschen Schule), mit Eduard gleichzeitig in Wien. Sie besuchten zusammen die Theatervorstellungen, hatten sehr eingehende, für Eduard höchst lehrreiche Gespräche darüber, ergötzten sich miteinander im Prater, an dem echten Wiener Humor, und besuchten mittags dasselbe Speisehaus. Ein junger Wiener, Schauspieler und Literat, Sonnens setzte sich gewöhnlich mit an ihren Tisch, um, wie er sagte, die beiden Künstler zu genießen. Obgleich er ihnen oft lästig, war es doch nicht zu verhindern. Als Wolff Wien verließ, schrieb er Eduard auf ein Blatt:

Lebe frei und unverdrossen,
In der Künste schönem Licht.
Froh genieße und genossen
Werde nur von Sonnens nicht.

Zur Erinnerung an unser fröhliches
Beisammensein im Lande der süßen Eistorten.

Von den italieniſchen Vorſtellungen konnte Eduard mir gar nicht genug ſagen.

Sie ſingen und ſpielen faſt alle, ſelbſt die Untergeordneten, oft mit matten, ſchwachen Stimmen, vortrefflich. Der Hauptvorzug ihres Geſanges iſt das häufige Atemnehmen. In einer Phraſe, in welcher wir es einmal für ausreichend halten, tun ſie es wohl dreimal, dadurch ſprechen ſie ſcharf und deutlich, und man ſpürt nie eine Ermüdung bei ihrem Singen. Du weißt, Zelter hielt ſchon viel darauf, ſie gehen weiter.

Die Primadonna und der Tenor ſind höchſt anziehend, alle überragend aber iſt Lablache, der neben all dieſen techniſchen Vorzügen eine koloſſale Stimme hat, umfangreich, klangvoll und höchſt ſympatiſch. Dabei iſt ſein Spiel in den ernſten Rollen voll Adel und Empfindung, im komiſchen entzückend, z. B. als Barbier voll Grazie, Anmut und Schelmerei. Meine Begeiſterung trieb mich zu ihm hin. Es machte ihm ſichtlich Freude, auch daß ich italieniſch mit ihm ſprechen konnte, gefiel ihm. Er dankte mir, ſchüttelte mir einmal über das andere die Hand und lud mich zum morgenden Mittag in ſein Hotel, wo er das Vergnügen haben würde, mir einen Teil ſeiner Kollegen und Kolleginnen vorzuſtellen.

Leider hatte Eduard hierbei einen recht wenig heroiſchen Abgang. Er fiel während der geräuſchvollen Tafel, bei der alle Speiſen in Öl gekocht waren, in Ohnmacht und merkte nur noch, wie der Rieſe Lablache ihn aufhob und auf beiden Armen wie ein kleines Kind hinaustrug, und die reizenden Signoras ihm nachkicherten.

Eduard hatte den Vater gebeten, ſich nach einer

Wohnung für uns umzuſehen, ein Auftrag, den der alte, liebe Herr mit Freuden übernahm. Jeden Tag lief er umher, ſah, prüfte, verwarf und kam endlich eines Morgens ſehr froh zu mir, mich abzuholen, die Wohnung ſelbſt zu ſehen, von der er glaube, daß ſie die richtige ſei. Mir war recht feierlich, als der Vater mir den Arm reichte und mich in eine, mir faſt fremde Stadtgegend führte, die mir nun ſo heimiſch werden ſollte. Es war ein Eckhaus, gegenüber der jetzt längſt niedergeriſſenen kleinen, alten Werderkirche (an deren Stelle nun die neue, aus Ziegeln erbaute ſteht). An der Kirche vorüber ſahen wir weithin die Straße entlang auf einen Marktplatz, der ſehr belebt war. Die Straße*) ſelbſt war ſtill und einſam. Welch ein wunderbares Gefühl war es mir, in den Räumen umherzugehen, in welchen ich bald ein neues Leben beginnen ſollte, unter neuen Verhältniſſen und Pflichten. Ich war natürlich ganz damit einverſtanden, ſo mietete der Vater aus Furcht, ſie zu verlieren, friſch darauf los.

Er und ich teilten Eduard gleich dies für uns ſo wichtige Ereignis mit. Er antwortete:

Alſo die Hütte unſers Glückes iſt gefunden. Wie freue ich mich darüber, es iſt ein ſo unausſprechlich wonniger Gedanke, das häusliche Glück an Deiner Seite vorzubereiten. Jedes Gerät, jede Anſtalt, jede, jede Kleinigkeit werde ich mit heißer Liebe, mit einem heiligen, ſüßen Schauer begrüßen.

*) Werderſche Roſenſtraße.

In dieſem Sommer war ich ganz überbürdet mit Unterrichtgeben und hätte es ſchwerlich ſo geduldig durchgeſetzt, wenn nicht gar vieles mich auch wieder entſchädigt hätte. Daß ich jetzt nur Erwachſene und ſehr liebenswürdige junge Mädchen und Frauen unterrichtete, machte es viel angenehmer und leichter, dann war das Honorar für meine Stunden mindeſtens um das Doppelte erhöht, ſo daß Mutter zu ihrer und meiner Freude einen nicht geringen Teil meiner Ausſteuer dafür anſchaffen konnte. Was aber mehr als alles andere mich ſpornte und trieb, war das Beiſpiel meiner Schweſtern, die neben ihrer anſtrengendſten Erwerbstätigkeit noch immer bis ſpät in die Nacht für mich nähten und ſtickten. Hätte ich mich da ſchonen können?

Noch vor Eduards Abreiſe hatte ſein Bruder Karl ſich mit der gefeierten Sängerin Wilhelmine Schröder, der älteſten Tochter der berühmten Schauſpielerin Sophie Schröder, verlobt. Er kam jetzt mit ihr nach Berlin, um ſie mit ſeiner Familie bekannt zu machen und ſie dem Publikum in einigen Gaſtrollen vorzuſtellen, hiernach gleich ſeine Hochzeit im Hauſe der Eltern und Geſchwiſter zu feiern und mit ſeiner jungen Frau eine Kunſtreiſe anzutreten.

Am Tage der Ankunft des Brautpaares fuhren die Eltern, ſämtliche Geſchwiſter und ich in zwei Wagen hinaus auf ein nahe gelegenes Dorf, um die Ankommenden zu begrüßen und feierlichſt zu empfangen.

Das Rollen ihres Wagens erlöſte uns von langem Warten. Mit Hilfe des Poſtillions kletterte die ganz eingeſtaubte Kammerjungfer vom Bock herab, während aus

dem geöffneten Wagen, noch ehe Karl sie unterstützen konnte, die schlanke Gestalt der jungen Braut heraussprang. Sie umarmte uns, jung und alt, Mann und Frau, alle mit gleicher Zärtlichkeit. Wie bewunderte und beneidete ich diese unbefangene Freiheit des Benehmens. Sie setzte sich zu uns in den Wagen, und während der Rückfahrt schon war sie mit allen viel vertrauter als ich nach Jahr und Tag. Da es schon spät war, fuhren wir direkt mit zu den Eltern, die uns alle zu Tisch geladen hatten. Wilhelmine legte die Reisekleider ab, machte rasch mit Augustens Hilfe ein wenig Toilette und kam dann zu uns herein. Sie war groß aufgeschossen, mager, von bleicher, etwas gelber Gesichtsfarbe. Das tiefe Grübchen im Kinn, der kleine, trotzig aufgeworfene Mund, alles war mehr pikant als schön. Bei Tisch erschreckte mich ihr ausgelassenes, knabenhaftes Benehmen, und das Behagen, mit welchem sie die etwas freien Späße der Herren wie eine gewohnte Kost annahm, und dennoch überzog zuweilen ein Liebreiz, eine Jungfräulichkeit dies Gesicht, die von einer schönen Seele Zeugnis gaben und mich unwiderstehlich anzogen.

Zu Wilhelminens Gastrollen nahmen die Eltern ziemlich nahe der Bühne Sperrsitze für die ganze Familie und auch für mich. Der Abend ihres ersten Auftretens kam; sie gab die Agathe im Freischütz. Wir waren schon früh ins Theater gegangen und saßen in erwartungsvollster Spannung, die sich im Verlauf des ersten Aktes, worin Agathe ja nicht erscheint, noch steigerte. Das Ritornell des Duetts hatte begonnen, der Vorhang ging auf. „Ich habe sie mir hübscher gedacht," flüsterte

Auguſte mir zu. Ich antwortete nichts, denn ich war ſchon ganz hingenommen. Da ſaß das ſchlanke, blonde Mädchen, weit zurückgelehnt in den hohen, alten Lehnſtuhl, den Kopf in die Hand geſtützt, ſo bange ſinnend, daß ich kein Theater, kein Publikum mehr ſah; ich fühlte mit ihr das Grauen in dem ſpukhaften Förſterhauſe. Noch wie vom Schrecken überwältigt, wagt ſie nicht, ſich umzuwenden, wenn ſie Annchen zuruft: „Laß das Ahnenbild in Ehren.“ — Sie war keine ſchmachtende, ſanfte Agathe; ihr Jubel, wenn ſie Max erkennt, ihr Vorſtürzen mit den Worten: „All meine Pulſe ſchlagen,“ ſchienen mir in ihrer Leidenſchaftlichkeit zum erſtenmal ganz wahr und natürlich. Das Gebet „vor Gefahren uns zu wahren, ſende deiner Engel Scharen“ ſang und ſpielte ſie ſo unbeſchreiblich rührend und dabei mit einer Eindringlichkeit und Inbrunſt, daß ich mich des Schluchzens kaum erwehren konnte.

Die zweite Rolle, Emmeline in der Schweizerfamilie, war ein Triumph ihrer Darſtellungskunſt; denn es gelang ihr, dem albernen Gedicht und der etwas ſüßlichen Muſik eine Seite abzugewinnen, die das wärmſte Intereſſe erregte.

Fidelio war ihre dritte und letzte Rolle; ſie fiel auf den Abend vor ihrer Hochzeit. Es iſt ſo viel und Bedeutendes über dieſe Darſtellung geſchrieben und geſagt worden, daß mein unbedeutendes, ganz perſönliches Urteil keinen beſonderen Wert haben kann. Nur eines will ich hervorheben: Alle ihre ſpäteren Darſtellungen dieſer Rolle, — und ich habe noch oft das Glück gehabt, ſie darin zu ſehen — waren nicht entfernt mit dieſer erſten zu ver-

gleichen. Es lag ein Zauber der Jugend, Hingebung, Urſprünglichkeit und der innigſten Wärme über ihr ganzes Weſen ausgebreitet, der gar nicht zu beſchreiben iſt. Die Spannung, Angſt und Aufregung, mit welcher ſie die Gefangenen betrachtet, ihr ſchmerzliches Kopfſchütteln, wenn ſie den Gatten nicht unter ihnen findet, das Troſtloſe, Ermattete der ganz geknickten Geſtalt, wenn ſie ſo getäuſcht ſich an den Türpfoſten lehnt, das alles, alles war ſo unendlich erſchütternd natürlich und doch ſo künſtleriſch ſchön, daß es auf jeden einen unvergeßlichen Eindruck machen mußte.

Nach der Vorſtellung fanden wir uns alle bei den Eltern ein, um den letzten Abend noch mit dem Brautpaare zuzubringen. War es nun der Ernſt dieſes Abends ſelbſt oder die Nachwirkung des Fidelio, Wilhelmine entzückte mich heute durch ihr mädchenhaftes, ſtilles Benehmen; ich hatte mich recht gefürchtet, ſie wieder wild und ausgelaſſen zu finden.

Auf einen Wink der Mutter holte Mathilde einen ſchönen, friſchen Myrthenkranz, der morgen das Haupt der Braut ſchmücken ſollte. Wilhelmine nahm ihn mit beiden Händen, dankte Mathilden, küßte ſie, drückte den Kranz vor ihr Geſicht und ſagte: „O, wie ſchön das duftet!“ Dabei fing ſie bitterlich an zu weinen. „Sie denkt an die entfernte Mutter,“ ſagte mit etwas ſehr theatraliſcher Rührung Karl. Wir Frauen fanden das ganz natürlich und weinten mit ihr.

Emil, der auch zu des Bruders Feſttag gekommen war, begleitete mich nach Hauſe, ſprach unterwegs viel von ſeiner Liebe und Verehrung für Eduard, der

ſtets ſein Ideal geweſen ſei, wie er mich beneide, künftig mein ganzes Leben mit dieſem vortrefflichen Menſchen zuzubringen, und gewann ſich natürlich dadurch mein ganzes Herz.

Der Hochzeitmorgen kam. Im weißen Kleide, mit weißen Handſchuhen fuhr ich ſchön geputzt in feſtlichſter Stimmung zu den Eltern, dann mit ihnen und den Töchtern in die Kirche. Monſieur Palmier, Prediger der franzöſiſchen Kolonie, der alle Devrientſchen Kinder getauft und eingeſegnet hatte, ſollte auf Wunſch der Eltern ſie auch trauen. Er hielt die Traurede deutſch, wenngleich mit franzöſiſchem Akzent und Pathos. Wilhelmine ſtand ſehr beſcheiden und einfach vor ihm, ſah aber in dem weißen Anzuge und dem grünen Kranze ſehr bleich, mager und unbedeutend aus neben dem blühenden, männlich ſchönen Karl.

Nach der Feierlichkeit verſammelten wir uns alle in dem Saale des Herrn Jagod unter den Linden, des damals beliebteſten Reſtauranten. Unſere kleine Tafel — wir waren etwa 15 Perſonen — machte mir den Eindruck einer Inſel im Meere in dem großen, leeren Saal, und trotz der vergoldeten Aufſätze mit Konfekt und der Blumenvaſen hatte ſie dennoch nichts behaglich Feſtliches. Wir ſetzten uns. Emil ſetzte ſich neben mich und machte mir durch ſeine Ähnlichkeit mit Eduard, beſonders im Ton der Stimme, jedesmal wenn er mich anredete, einen kleinen, angenehmen Schrecken. Wir würden gewiß recht hübſch und vertraulich miteinander geplaudert haben, wenn nicht auf der ganzen Verſammlung eine gewiſſe bedrückende Schwere gelegen hätte, für die wir durchaus

keinen Grund wußten, und deren wir dennoch nicht Herr werden konnten.

Wie war ich froh, als ich zu Hause Bericht erstatten, beschreiben und mein mitgebrachtes Konfekt verteilen konnte. Ich kleidete mich um, gab noch eine am Vormittag versäumte Musikstunde nach und ging dann zu Hoffmanns, wo ich wieder die ganze Familie fand. In der Mitte des Zimmers stand auf zwei Stühlen ein Koffer. Karl packte und Wilhelmine lief umher, die Sachen zusammenzusuchen. Tante Minchen kam, als eben der Koffer geschlossen werden sollte, mit dem Brautschleier, den sie im Nebenzimmer noch gefunden hatte. Sie hielt ihn sanft zwischen beiden Händen. „Ach, danke schön, gib ihn her!“ rief Wilhelmine, nahm ihn, wickelte ihn ohne weiteres über ihre Hand zusammen, hob den Deckel ein klein wenig auf und steckte den Schleier zu den braunen Trikots des Fidelio.

Als Abends der Wagen vor der Türe hielt und der Postillion mit Hilfe des Mädchens den Koffer hinuntergetragen hatte, nahm das junge Paar Abschied. Wilhelmine küßte mich, sah mich bedeutungsvoll an und sagte: „Bleibe mir gut.“

„Gewiß!“ erwiderte ich ihr fest die Hand drückend. Sie hat mir später oft Gelegenheit gegeben, mich über sie zu ärgern — ja mich ihrer zu schämen, sie hat uns viele Widerwärtigkeiten bereitet; aber ihre guten Eigenschaften, ihre mir so interessante, anziehende Persönlichkeit, ließen mich diese Schattenseiten immer wieder vergessen, und ich habe bis zu ihrem Tode mein Wort gehalten.

Der Auguſt [1823] war vorüber; der heißerſehnte September hatte begonnen, in 14 Tagen durfte ich Eduard zurückerwarten. Da kam eines Tages Mathilde, mich zum Kaffee zu den Eltern einzuladen, weil die Mutter mancherlei mit mir zu beraten hätte.

Ich wurde von allen auffallend heiter und freundlich empfangen. Der Kaffeetiſch war ſorgfältig gedeckt und reichlich mit Kuchen beſetzt. Als ich mit Auguſten am Fenſter plauderte, hielt eine Droſchke vor der Türe. Ein blonder Kopf bog ſich heraus und ſah hinauf. „Iſt das nicht Eduard?“ rief ich faſt gelähmt vor Schrecken, lief mit den andern hinaus und ſank, von einem Schwindel erfaßt, auf der oberſten Stufe nieder. Eduard — denn er war es wirklich — nahm mich in ſeinen Arm und trug mich ins Zimmer zum Sofa.

„Na, da haben wir die Beſcherung!“ rief die Mutter beängſtigt. Ich erholte mich ſchnell und war überglücklich. Eduard hatte Wien mit den Italienern zugleich verlaſſen, ſeine Pflicht hielt ihn nicht länger dort, und ſo gab er die projektierte Reiſe nach dem Salzkammergut mit Freuden auf, um früher bei mir eintreffen zu können. Daß ich nicht böſe darüber war, begreift man leicht. Als er mich des Abends nach Hauſe begleitete, waren die Meinen aufs Höchſte überraſcht, und ſie fanden mit mir ſeine Haltung, ſein Benehmen, ſein ganzes Weſen diesmal wirklich freier, ſelbſtändiger und männlicher geworden.

Eduards Kontrakt war auf lange Jahre mit erhöhtem Gehalt, das von Jahr zu Jahr ſich noch ſteigern ſollte, erneut. Trotz ſeiner häufigen Beſchäftigungen im

Theater und in fast allen Konzerten wußte Eduard doch immer noch Zeit zu finden, unsere künftige Wohnung zu besuchen und Maurer, Maler, Tischler zu beaufsichtigen. Jedes Stück Möbel, das nach seiner Bestellung angefertigt und hintransportiert wurde, begleitete er entweder feierlich oder nahm es wenigstens dort in Empfang. Er ging auch jetzt immer wie ein Kammerherr mit dem Schlüssel, wenn auch nicht am Rock, doch in der Rocktasche umher.

So rückte die Zeit, die uns auf immer verbinden sollte, näher und näher. Eduard hätte so gern den 13. Februar zu unserm Hochzeitstage gewählt, da aber Monsieur Palmier verhindert war, mußte er davon abstehen, so wurde der 11. dafür bestimmt.

Felix Mendelssohn hatte wieder eine allerliebste Oper geschrieben, die, wie schon die früheren, mit vollem Orchester aufgeführt werden sollte. Eduard und ich hatten Partien darin übernommen, durch tausend kleine Hindernisse konnte aber die Aufführung erst am 9. Februar, also zwei Tage vor unserer Hochzeit, stattfinden.

Die Zuhörer waren alle im großen Saale des Mendelssohnschen Hauses versammelt, und ich saß bebend vor Angst neben Eduard, in der vorderen Reihe der Singenden. Das königliche Orchester mit dem jungen Dirigenten Felix hinter uns, ein Auditorium von etwa 150 Personen vor uns.

Ein leises Gefühl, daß mein weißes Mullkleid und der blaßrosa Blütenkranz im Haar (ein Geschenk Eduards) mir gut standen, vor allem aber die Bestätigung dessen,

die Eduard mir zuflüsterte, gaben mir so viel Mut und Fassung, daß ich es wagte, mich frei umzusehen.

Wieviel seidene Roben, Brillanten, Orden und Sterne, wieviel Blumen, Spitzen, hübsche Gesichter und lange Nasen, und unter all den fremden Personen Lore, auf ihre Weise auch hübsch geputzt. Es rührte mich sehr, ich konnte es nicht lassen, ihr zuzunicken, und brachte die Ärmste dadurch in die peinlichste Verlegenheit. Monsieur Savary, Herzog von Rovigo, früher Adjutant Napoleons I, war wieder in Berlin und von Mendelssohns, da er ein enthusiastischer Musikfreund war, zu dem heutigen Abend eingeladen worden. Ich hatte ihn früher schon einmal dort gesehen und ihm, da ich von all den Scheußlichkeiten, welche er als Vertrauter Napoleons verübt, nichts gewußt, unbefangen einen ganzen Abend Mozart vorgesungen, mich über seine Freude daran mitgefreut, und ihn den Abend über recht gern gehabt. An meinem Zunicken und Lorens freundlicher Erwiderung merkte er, daß wir zueinander gehörten, beugte sich galant zu ihr nieder, um eine Unterhaltung mit ihr anzuknüpfen, natürlich französisch. O, diese unselige Sprache, welche Qualen hatte sie nicht schon über unser Haus gebracht; aber in diesem Augenblicke war das galante Benehmen des französischen Bösewichts, Lorens entsetztes, verzweiflungsvolles Umherblicken nach Hilfe, ihre Marter mir so grenzenlos komisch, daß ich das Lachen nicht verbergen konnte. Felixens Aufklopfen und der Anfang der Ouvertüre befreite sie.

Die Oper ging vortrefflich, man war entzückt; Eduards Dienerrolle, sowie mein Kammermädchen wur-

den mit Lob und Schmeicheleien überſchüttet, und ich nahm zum letztenmal als Fräulein Thereſe Schleſinger dieſe Huldigungen mit Wohlbehagen hin. Beim Fortgehen verſprachen Mendelsſohns und wir uns gegenſeitig, daß unſer freundlicher Verkehr unbehindert und unverändert bleiben ſollte, wie er bisher geweſen.

Der letzte Abend vor unſerer Hochzeit war gekommen. Als ich von einigen Beſorgungen müde nach Hauſe kam, fand ich Eduard, der ſchon lang auf mich gewartet hatte. Er trat mir glückſelig entgegen, hatte auch zur Feier des Abends eine Flaſche Champagner mitgebracht. Der Pfropfen knallte, der Wein ſchäumte, wir ſtießen an, gaben uns alle Mühe, aber es wollte mit der Unterhaltung gar nicht gehen. Eduard wie die andern waren ernſt, ich vom vielen Umherlaufen ſehr abgeſpannt, ſo daß er zeitig aufbrach. Beim Abſchied reichte er Mutter die Hand und ſagte: „Heute geh' ich zum letztenmal allein." Seine Worte durchbebten mich. Ich ſah traurig wie zum Abſchied all die Lieben an.

Als ich am andern Morgen erwachte, gingen Mutter und Mine ſchon mit leiſen Tritten umher, zu ordnen und zu putzen. Ich ſah mit Rührung ihr liebevolles Walten, faltete die Hände zu einem ſtillen Gebet und ſtand auf. Mir war ſehr ernſt und feierlich zumute, alles um mich her betrachtete ich nochmals wie zum Abſchied und es wurde mir wieder ganz wehmütig dabei. Wir hatten uns das Wort gegeben, dieſen Tag heiter zu feiern, uns gegenſeitig nicht aufzuregen noch zu rühren. Ganz früh ſchon kamen meine beiden älteſten Freundinnen Naide und die kleine, dicke Nachbarin aus früheren Zeiten, Suschen,

die als Kind faſt täglich in unſerm Hauſe geweſen, alle Väter-, Mütter- und Tantenrollen in unſern ſelbſtgedichteten Stücken hatte ſpielen müſſen.

Beide ſtürzten weinend ins Zimmer. Da empfing Mine ſie gleich mit dem Ruf: „Mädchen, weint nicht ſo, heute iſt ein Freudentag!“ Dieſer drollige Befehl tat eine vortreffliche Wirkung. Im erſten Augenblick ſtanden ſie wie verſtummt, dann aber brachen beide in ſchallendes Gelächter aus, worin wir alle einſtimmen mußten. Wir ſetzten uns zum Frühſtück, ſprachen von alten vergangenen Zeiten, wie Eduard zuerſt in unſer Haus gekommen, wieviel Hinderniſſe unſerer Liebe gedroht, wie alle überwunden werden mußten, weil Gott uns für einander geſchaffen, für einander beſtimmt hatte. Von dieſer beſeligenden Gewißheit waren alle wie ich ſelbſt überzeugt, und ſo ſaßen wir heiter und glücklich beieinander.

Mine ließ mir aber nicht länger Ruhe zum Plaudern. „Es iſt Zeit, fange nur an, dich zu putzen, wer weiß, wie bald ſchon Gäſte kommen.“ Ich ging mit Mutter ins Nebenzimmer, und während ſie mir die Flechten machte, die Locken ordnete, ſprach ich kein Wort; nur meine Tränen floſſen. Sie war fertig, ich blieb unbeweglich ſitzen; da küßte ſie mich und ſagte auch weinend: „So, nun hab' ich dir zum letztenmal das Haar gemacht.“ „Nein, nein!“ rief ich überwältigt von Schmerz, „du weißt ja, wie ſchlecht ich mir das Haar mache, — kommſt zu mir — oft — ſehr oft.“ Ich drückte meinen Kopf an ihre Bruſt und ſchluchzte. „Freilich, freilich, mein Herz!“ fiel ſie ein, meine Auf-

regung beruhigend. „Es war eine rechte Torheit von mir, wir bleiben ja beiſammen in einer Stadt.“

Da ging die Türe auf, Mutter ließ mich ſchnell los, ich trocknete meine Tränen, und Mathilde im weißſeidenen Kleid, einen Roſenkranz im Haar, trat, von Minen, Loren und den beiden jungen Mädchen gefolgt, ſchön wie ein Engel ein. Sie reichte mir den Brautkranz, den ich lange mit Ehrfurcht betrachtete, bis ſie mir ihn fortnahm und auf die Locken ſetzte. Nun zupfte die eine da, die andere dort, bald ſchien er zu tief, bald zu hoch; ich ließ ſie gewähren, war wie in einem Traume weit weg, in einer wunderbaren Stimmung. Endlich ſtand ich im Brautſtaate in dem prächtigen, weißen Atlaskleide, den Myrthenkranz auf dem Kopfe, einen friſchen Strauß vor der Bruſt, verlegen da, und drehte mich nach allen Seiten, mich betrachten und bewundern zu laſſen.

Jetzt kamen Wagen an Wagen angefahren. Eduards Schweſter Auguſte, unſere Freunde, entfernte Bekannte, und, was mich am meiſten überraſchte und freute, alle meine Schülerinnen, Frauen, Mädchen und Kinder. Unſere kleinen Zimmer waren gedrängt voll Menſchen; auf allen Geſichtern las ich den Ausdruck warmer, herzlicher Teilnahme, und Mine ging ſtrahlend vor Freude umher, während ſie Schokolade präſentierte und die Glückwünſche wie Verheißungen mit dankbarer Rührung hinnahm.

Ein Wagen rollte heran. „Er iſt es,“ riefen die Mädchen und drängten ſich um mich. Ich ward bleich und faßte Fannys Hand, die mir auf die liebevollſte

Weise zusprach. Eduard trat ein; er war ernst und fast ebenso befangen wie ich. Er reichte mir die Hand; Tante Minchen, die seine Verlegenheit bemerkte, rief lächelnd: „Nur fort, fort, laßt den Prediger nicht warten," warf mir den Schal um und trieb uns scherzend hinaus.

Durch die Haustüre zu kommen war auch keine Kleinigkeit, denn es standen hier eine Menge alter Weiber, Mädchen und Kinder. Als ich beim Einsteigen die lange Reihe von Wagen erblickte und alle Fenster von Leuten besetzt sah, schämte ich mich fast, daß um unsertwillen so viel Aufsehens war.

In der Sakristei empfingen uns die Eltern und alle Verwandten mit langen, förmlichen Glückwünschen, die mich nur noch verlegener machten. Wie wir so wartend standen, fühlte ich mit Schrecken, wie die erste, ja heilige Stimmung, die mich den ganzen Morgen über beherrscht hatte, immer mehr verschwand; ich gab mir die größte Mühe, aber immer wollte es nicht gelingen, sie wieder zurückzurufen. Durch das kleine Sakristeifenster konnte ich in die ganz von Menschen angefüllte Kirche sehen. Dies brachte mich auf den Gedanken, wer von unsern Bekannten wohl darunter sein möchte, und als der Prediger uns aufforderte, ihm zu folgen, wagte ich nicht aufzublicken, aus Furcht, irgend jemand zu erkennen.

Der Geistliche hatte seine Rede kaum begonnen, so hörte ich schon hinter mir schnauben — neben mir weinen. Ich glaubte etwas Rührendes versäumt zu haben, wiederholte hastig alles eben Gehörte, kam dadurch ganz aus dem Zusammenhang und wurde zerstreut. Nun bemerkte

ich auch noch in den Augen der mir Zunächststehenden Tränen, was mich beschämte, da ich nicht die geringste Neigung zum Weinen bei mir verspürte.

Ich hatte aber auch zu viel zu tun. Auf dem glatten Atlaskleide fühlte ich beständig den schweren Schal rutschen, zog ich ihn wieder in die Höhe, zerdrückte er den leichten Florbesatz um Taille und Ärmel. So hielt ich ihn krampfhaft mit beiden Händen fest, wobei mir einfiel, ob wohl jemand erkennen würde, daß es Fannys Schal sei, den sie mir geliehen, und hörte ordentlich wie eine sagte, sie fände es gar nicht hübsch, als Braut etwas Geliehenes zu tragen, was ich verteidigte und es gerade sehr hübsch fand, bei solcher Gelegenheit von einer lieben Freundin etwas bei sich zu haben.

Ich schalt meine Teilnahmlosigkeit, paßte jetzt sehr scharf auf, um nichts mehr zu versäumen, weil ich den Schluß der Rede nahe glaubte. Da fiel mir wieder mit Schrecken das verhängnisvolle „Ja!" ein. Ich war überzeugt, daß ich es entweder gar nicht herausbringen oder fürchterlich schreien würde. Dem vorzubeugen übte ich tonlos immer fort „Ja! — Ja! — Ja!"

Da weckte mich plötzlich die Stimme des Predigers, der sich direkt an mich wandte und mir die Pflichten, die ich von nun an zu üben hätte, sehr eindringlich vorstellte. Er legte unsere Hände ineinander und die seine segnend darauf. Da durchrieselte mich's wie von einem heiligen Schauer; die ganze Größe und Gewalt des Augenblicks stand wieder mächtig vor meiner Seele, und ich gelobte die schönen, schweren Pflichten mit meinen besten Kräften treulich zu erfüllen.

Eltern, Verwandte, Freunde, alle drängten ſich jetzt glückwünſchend heran und begleiteten uns aus der Kirche. Es hatte indes zu regnen angefangen; der Weg über den Kirchhof war ganz ſchlüpfrig geworden; ein Windſtoß riß mir den Kranz faſt vom Kopfe, ſo daß ich ihn mit beiden Händen haltend, vom Sturme gejagt, zum Wagen laufen mußte. Viel ſchlimme Vorbedeutungen: — Regen im Brautkranz! — Der ſchlüpfrige Weg! — Der heulende Wind; und doch — O, ihr Abergläubiſchen! — Nach fünfzigjähriger Ehe rufe ich euch zu: Glaubt dieſen Vorzeichen nicht, denn ſie ſind falſch!

Aus der jungen Ehe

(1824—1844)

Berlin

(1824—1844)

Wie eine Königin im Märchen kam ich mir vor in meinem neuen Reich. Eduard hatte mein Fenſter mit Blumenſtöckchen beſetzt, und wo ich hinſah, war eine neue reizende Überraſchung für mich. Unſer Wohnzimmer, blaßroſa mit durchſichtigen weißen Vorhängen, dem hübſchen Teppich vor dem Sofa (ein Geſchenk Mendelsſohns) und all den ſpiegelblanken Möbeln, ſah ſehr freundlich aus. Jeder Schrank, den ich öffnete, roch würzig nach friſchem Holze und erzählte durch ein eigentümliches Knarren und Rauſchen, daß er noch ſehr wenig benützt worden ſei. Geſchirr und Löffel glänzten, Tiſchzeug und andere Wäſche hatte eine gewiſſe Unſchmiegſamkeit, die mit Wachstuch beſchlagenen Fenſtertritte dufteten ſtark nach Lack und klebten, ſo daß beim Herunternehmen eines Stuhles jedesmal ein leichter Knall erfolgte. Die in der warmen Mittagsſonne jetzt weit aufgeblühten Hyazinthen und Maiblumen erfüllten das ganze Zimmer mit Wohlgeruch. So ging ich ſtolz in meinem Eigentum umher und ließ meinen Schlüſſelbund fleißig klappern, am meiſten bei dem Vorratsſchrank, in welchem mir nie beſeſſene Schätze aufgehäuft lagen: Schinken,

Blick auf die erſte Wohnung

Wurſt, ein Korb mit Eiern, viele gefüllte Gläſer, Beutel und Düten, aus welchen ich, trotz meiner jetzigen Würde, gern eine Roſine oder Mandel naſchte, wenn ich mich unbemerkt wußte.

Wie hübſch war es, Hausfrau zu ſein, mit Dörthen zu beraten, was wir kochen wollten, um für Eduard das zu bereiten, was er gern aß. Er behauptete auch, ich

ſetze ihm jeden Mittag ſeine Lieblingsgerichte vor. Wie viel hatten wir uns zu ſagen, gewaltſam riſſen wir uns von den Mahlzeiten los, ſo lebhaft war die Unterhaltung. Nur wenn Beſuch kam, da war Eduard immer noch derſelbe einſilbige alte Brummbär, was mich um ſo mehr ärgerte, da ich jetzt erſt wußte, wie ſehr er Geſelligkeit liebte. Die Freunde kehrten ſich zwar nicht daran, ſie kamen ungeladen, und ſelten verging ein Abend, an dem nicht der eine oder andere ſich mit an den Teetiſch ſetzte; und ward das Geſpräch irgend anregend und intereſſant, ſo nahm niemand lebhafter Anteil daran als Eduard. Auf echte Berliner Weiſe ward geſchrien und disputiert oft bis ſpät in die Nacht.

Auch ein hübſches Quartett fand ſich nach und nach bei uns zuſammen, wenn auch nicht von bedeutenden Stimmen, doch von ſicher muſikaliſchen Leuten, und wir bildeten uns nicht wenig darauf ein, unſere fein einſtudierten Haydnſchen Quartette Felix Mendelsſohn und ſeinen kunſtgeübten Eltern nicht nur vorzuſingen, ſondern ſie erſt damit bekannt zu machen.

Es war am 8. Januar 1825, vormittags gegen 12 Uhr, als ich wie in einem Traume ein Kinderſtimmchen ſchreien hörte. — „Thereſe, lieber Spatz, das iſt dein Kind," rief Mine mit ſo eindringlichem, erſchütterndem Tone, daß er mir durch alle Nerven bebte und mich aus meiner Betäubung weckte. Ich hob matt den Kopf und blickte zu ihr auf, da ſtand ſie an meinem

Lager, die gute, treue Seele, totenbleich, mit Tränen in den Augen, und nickte mir zu mit einem Lächeln, das ich nie vergeſſen werde. Eduards Mutter ſagte ſanft, indem ſie mich küßte: „Na, meine liebe Tochter, ſieh dir doch mal dein Töchterchen an.“ Sie reichte mir das Kind, das ganz gegen den Gebrauch der kleinen Neugeborenen mit großen, offenen Augen ſich die Welt anſah; verſchämt, zitternd hielt ich es in den Armen, und bis tief ins Innerſte bewegt drückte ich mein kleines Mädchen an die Bruſt. Der Arzt gab nun noch mancherlei Vorſchriften, ließ die Fenſter verhängen, verbot jede Aufregung und nahm Eduard und deſſen Mutter hinaus.

Jetzt war ich mit Minen allein, die meine Pflege ganz auf ſich genommen, und während ſie mit leiſen Schritten im Zimmer umherging, lag ich in meinem gut durchwärmten Bette, in dem angenehmen Dämmerlichte mit dem wohligſten Behagen da. Ich ſah, wie Mine ihr Bett für die Nacht nahe dem meinen aufſchlug, wie ſie ein Tiſchchen mit einem weißen Tuch überdeckte und allerhand Gläſer und Taſſen zurechtſtellte, auch ein Gefäß mit dem Getränk für das Kind über die brennende Nachtlampe ſetzte, um es warm zu halten. Das alles beobachtete ich mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit.

Eigentlich wäre dieſe Zeit wohl zu ernſtem Nachdenken und Vorſätzen recht geeignet geweſen; aber weiß Gott, wie es kam, — ich glaube kindiſchere Gedanken hatten mein Lebtag mich nicht beſchäftigt als gerade jetzt. Erſt malte ich mir aus, was der oder jener Bekannte wohl ſagen würde, wenn unſere Karte käme, und ob ſie es hübſch fänden, daß es ein Mädchen ſei. Dann, und das

beſchäftigte mich ſehr ernſtlich, richtete ich in Gedanken meine ganze Toilette wieder her, beſchloß mich von nun an auf das Reizendſte zu kleiden, und war in meiner dunkeln Bettecke eitler und putzſüchtiger als jemals ſonſt zuvor.

Sobald Mine mit allen Vorkehrungen fertig war, rief ſie die Kinderwärterin, eine alte, erfahrene Frau, die viele Jahre bei Tante Hoffmann in Dienſt geſtanden, faſt all ihre Kinder gepflegt hatte, und uns von ihr auf das Dringendſte empfohlen worden war.

Mit einem langen Glückwunſch für mich trat ſie herein, betrachtete mit Kennermiene ihren kleinen Pflegling und ſetzte ſich, ein blaues Strickzeug in der Hand, eine Brille auf der Naſe, zur Wiege. Den einen Schuh ſtreifte ſie ab und ſtellte geſchickt den unbedeckten Fuß ſo, daß ſie leicht die Wiege in Gang bringen konnte. Bald fiel ihr das Strickzeug in den Schoß, der Kopf auf die Bruſt, ſie war ſüß entſchlummert.

Mine, die ſich zu mir ans Bett geſetzt hatte, war auch nach wenig Augenblicken, ermüdet durch die Angſt und Nachtwache, eingenickt. So gaben mir das tiefe Atmen der Schlummernden, das Halbdunkel, die Stille um mich her, die leiſe ſchaukelnde Bewegung der Wiege, ein Gefühl des ſüßeſten Wohlbehagens und der Ruhe.

Das Rollen eines Wagens machte mich aufmerkſam; er hielt vor der Türe, und bald darauf kam Mutter, von Eduard begleitet, herein. Sie war ſehr bewegt, küßte, ehe ich es hindern konnte, meine Hand und nannte mich „ihr geliebtes liebes Kind“. Wie rührte mich ihre Zärtlichkeit, die ich noch niemals ſo verſtanden hatte wie heute, und wie gönnte ich meinem lieben,

blassen Mutzelchen die Freude und den Stolz, Großmutter zu sein. Sie wollte noch vieles fragen, sich viel erzählen lassen, aber Eduard duldete es nicht und rief sie fort. So drückte sie mir schweigend die Hand, küßte mit großmütterlichem Entzücken die Kissen in der Wiege, denn das Kind war gar nicht herauszufinden, und ging leise hinaus.

Schon am dritten Tage ihres Lebens ward mein kleines Mädchen besungen. Eduard hatte ein Wiegenlied gedichtet und komponiert und sie darin bei dem Namen, den wir lange schon vorher für sie bestimmt hatten, Mariechen genannt.

Während er an meinem Bette sitzend das Lied mit leiser Stimme sang, merkte er wohl selbst erst, wie melancholisch es sei. Ich lehnte weinend meinen Kopf an seine Schulter, und auch er saß gedankenvoll da. Es klang etwas traurig Prophetisches aus dem Gedicht, und ich glaube, in diesem Augenblick war die erste Ahnung, das erste Gefühl von Elternsorge über uns beide gekommen.*)

Die schöne Zeit der Ruhe und des Wohlbefindens war vorüber, sobald mich der Arzt für wohl erklärte. Mine zog fort. Ich durfte wieder von einem Zimmer ins andere gehen, und meinem Haushalt vorstehen, aber ich war angegriffen nervös, und durch die alte Kinderfrau gekränkt und verletzt. Sie benutzte meine Unerfahrenheit sich des Kindes ganz zu bemächtigen, ich

*) Marie starb 1873, 9 Jahre vor ihrer Mutter, nach einem Leben voll schwerer Leiden und Enttäuschungen.

hielt mich für sehr überflüssig und wagte es kaum noch die Kleine auf den Arm zu nehmen, da sie fast regelmäßig bitterlich anfing zu weinen. Selbst daß ich sie nährte, gewann mir ihre Gunst nicht. Denn nach Vorschrift des Arztes mußte ich mich dabei streng an die von ihm bestimmte Zeit halten; die Kinderfrau dagegen, in ihrer selbständigen Weise, erklärte den Arzt für nicht recht gescheit, kehrte sich an nichts und kam mit ihrer Flasche voll süßen Fencheltees dem durstigen, kleinen Geschöpfchen wie ein rettender Engel. So fühlte ich mich schmerzlich aus meinen heiligsten Rechten verdrängt.

Es hätte auf der ganzen weiten Erde kein glücklicheres Paar gegeben als uns, wenn nicht schon in den ersten Jahren unserer Ehe schwere Sorgen und Kummer um meine Lieben uns immermehr bedrückt hätten.

Unsere treue, liebe Mine hatte sich unglücklich verheiratet aus Aufopferung für Mutter und Lore, die sie dann hoffte unterstützen zu können. Heimberg, der Mine schon als Kommis in Hamburg angebetet hatte (derselbe, welcher damals bei dem unseligen Straßenkampfe zusammen mit Ludwig arretiert worden war), ein guter, aber zerfahrener Mensch voller Pläne, die unausführbar waren, sah sich nach mehreren verzweifelten Experimenten und Träumen von einer großen Erfindung nur zu bald auf Eduards Unterstützung angewiesen. Die Lage von Mutter und Lore war dadurch nur drückender statt besser. Die Not in Mines Haus wuchs von Monat zu Monat. Und als Mine Mutter eines zarten Mädchens wurde, war auch damit Leid statt Glück

eingekehrt. Sie ſtarb im Wochenbett. Eduard und ich hielten ihre Hände bis zum letzten Atemzuge, Heimberg hatte den Jammer nicht ertragen können.

Auch Lore hatte in jenen Jahren ihren ſchweren Tribut an das Schickſal zu zahlen. Eine ſchöne aufkeimende Liebe wurde ihr roh zerſchlagen durch das unſelige Hineingreifen unberufener Hände. Ihr Übertritt zum Chriſtentum ſteht mir als Markſtein jener Tage in erſchütternder Erinnerung.

In den beiden erſten Jahren hatte Eduard der Intendanz des Hoftheaters ſeine Berechtigung zu vierwöchentlichem Urlaub verkauft und damit den Reſt unſerer ſchönen Einrichtung bezahlt. Jetzt im dritten Sommer aber ſehnten wir uns danach, einmal fern von allem Familienelend uns zu erfriſchen. So überließen wir die Kinder der Pflege unſerer alten Kinderfrau, der Oberaufſicht von Eduards und meiner Mutter und reiſten, da wir ſie gut behütet wußten, an einem ſchönen, heitern Sommertage ab.

Eduard hatte Freienwalde, einen romantiſch gelegenen kleinen Badeort, ſieben Stunden von Berlin, gewählt. Man hatte uns geraten nicht in dem großen Gaſthauſe auf dem Bade ſondern in der Mühle eine Wohnung zu ſuchen. Als wir an den bezeichneten Ort kamen, konnten wir uns nicht gleich entſchließen ein gewöhnliches Haus für eine Mühle anzuſehen und befragten, um ſicher zu gehen, eine junge Dame, die leſend unter einem Baume ſaß.

„O weh, ich glaube ſie memoriert eine Rolle!“

flüſterte mir Eduard zu, „das iſt ſicher die Liebhaberin einer hier durchziehenden Schauſpielertruppe. Höflich grüßend trat er heran und ſagte: „Ich bitte um Entſchuldigung, iſt dieſes Haus dort die Mühle?“

Das junge Mädchen legte ihr Buch hin und antwortete mit melodiſcher Stimme und vollendetem „r“: „Ja, mein Herr, dort iſt die Mühle.“

Eduard dankte, ſie erwiderte ſeinen Gruß und nahm ihr Buch wieder. Es konnte kein Zweifel ſein, in der Art, mit der ſie die wenigen Worte, „Ja, mein Herr, dort iſt die Mühle,“ ſprach, lag ein ganzes Repertoir. Ihr Blick zeigte entſchiedenes Talent für moderne Koketten, in dem Tone lag die Würde und Reſignation einer Maria Stuart, und die Bewegung des Armes, mit der ſie hinüber nach dem Hauſe wies, war durchaus klaſſiſch — antik.

Ich freute mich und verſprach mir vielen Spaß davon, aber Eduard meinte: „Die Miſere könnte mir den Aufenthalt hier recht verbittern.“

„Ach bewahre!“ rief ich, „hier darf dich nichts ſtören; wir ſind nur da, um recht vergnügt zu ſein.“

„Und das wollen wir!“ ſagte Eduard heiter, „komm, da iſt das Haus, laß uns ein hübſches Stübchen ſuchen!“

Damit zog er mich hinein. Wir fanden ein freundliches Zimmer mit angenehmer Ausſicht; das Eſſen wurde uns aus dem Gaſthauſe des Bades geholt, Frühſtück und Tee bereitete uns eine Frau, die die Aufwartung hatte, und wir lebten, ganz wie wir es uns vorgenommen, einſam und verſteckt, ſchöne, wundervolle Tage.

Die Gegend war für uns Unverwöhnte wahrhaft

entzückend, das Wetter günstig, so schwelgten wir unter freiem Himmel, unter schattigen Bäumen, an plätschernden Bächen, im Mondenschein; an kleinen Seen mit ruhig dahingleitenden Schwänen — und vor allem, wir einmal allein! — ganz uns selbst überlassen. Wir gingen Hand in Hand, plaudernd, uns stets verstehend so durch und durch in jedem kaum ausgesprochenem Gedanken — ach, es war gar zu schön, zu schön! —

Und richtig! die Schauspielertruppe war auch da! In dem alten Wirtschaftsgebäude uns gerade gegenüber hatte sie ihr Theater aufgeschlagen, wohnte unter demselben Dache, das ganze Personal, männlich und weiblich in einem Raume, neben der Bühne. Sie schliefen auf einer Streu, bereiteten ihr dürftiges Mahl auf einem kleinen Herde des Hausflures und führten in ihren vier Pfählen ein armseliges Bettlerleben. Sobald sie hinaustraten, stolzierten sie gravitätisch unter den Bäumen umher, rezitierten Verse, trillerten Opernarien, lachten und scherzten mit den staunenden Bauernkindern und kamen mir recht lustig, Eduard aber sehr trübselig und jämmerlich vor.

Ein ältlicher Mann von Adel, wie die Aufwärterin erzählte, erregte mein ganzes Mitleid. Mit einem kleinen, geschwärzten Topf kam er täglich heraus, seine Kartoffeln in dem Teich zu waschen, und ich trat schnell vom Fenster zurück, wenn er so unpassend beschäftigt nachher kummervoll und gebückt bei uns vorüberging.

Vormittags hielt die Hitze uns im Zimmer, und wir hörten dann drüben eifrig probieren. Es bewegte mich sehr, als ich längst verklungene Melodien erkannte, Lieder

aus dem Donauweibchen, die Mutter mir, als ich noch Kind war, wer weiß wie oft, gesungen hatte. Die Aufwärterin hatte das höchste Interesse für diese Kunstleistungen, besuchte Proben und Darstellungen (für manche kleine Dienstleistungen hatte sie Erlaubnis dazu) und versicherte, sie wären zwar alle ausgezeichnet, aber die Frau des Direktors sei doch die beste, sie könne alle überschreien.

Mir zum Gefallen opferte Eduard einen Abend, wir gingen auch hinüber, um der Vorstellung eines Körnerschen Stückes Hedwig beizuwohnen. Die Künstler bemerkten uns bald, hatten durch die Aufwärterin erfahren, daß es ein Mitglied der Berliner Hofbühne sei, und so schien es mir, als ob sie nur für uns spielten.

Die ausdrucksvolle Wegweiserin mit dem Buche am ersten Morgen war als Hedwig gar nicht schlecht, wenn auch ihr Bestreben, in dieser einen Rolle all ihre Fähigkeiten zu zeigen, oft recht störend war. Rudolf, ein hübscher, schlanker junger Mann, spielte voll Feuer und Lebhaftigkeit. Beide hatten vortrefflich memoriert, der Ernst und Eifer, mit dem sie ihre Rollen darstellten, flößte mir Respekt ein, und von diesem Augenblick an wäre ich nicht mehr imstande gewesen, über irgend eine Ungeschicklichkeit zu lachen. Man fühlte es, sie gaben redlich ihr bestes, und mit ängstlicher Sorge begleitete ich jedes Wort, jede ihrer Bewegungen, als ob ich sie zu verantworten gehabt hätte. Meine Angst vor dem Schusse, der in dem engen Raum fürchterlich knallen mußte, schien mir Grund genug, vor dem Ende des Stückes fortgehen zu dürfen. Draußen in der frischen

Abendkühle unter freiem Himmel atmeten wir leichter und waren herzlich froh, dieſe künſtliche, traurige Nachahmung der Menſchen und ihrer Zuſtände los zu ſein.

Am andern Morgen zog die Truppe fort, ein Bauernwagen enthielt ihren ganzen Reichtum, Dekoration, Garderobe und all ihren Privatbeſitz. Die Direktorin mit zwei Auserwählten hatte das Recht, auf den Kiſten und Ballen ſitzend, zu fahren, die übrigen folgten zu Fuße. Lachend, plaudernd, munter grüßend und ihre Stöckchen ſchwenkend wanderten ſie fort, voll Hoffnung, dem nächſten Orte zu.

Eduards Urlaub war zu Ende. Wir gingen gern zurück und nahmen einen großen Vorrat von freudiger Dankbarkeit für ſo glücklich verlebte Tage mit.

In den nächſten Jahren brachte ich die heißen Monate mit den Kindern immer in Pankow zu.

War der April vorüber, ſo hatten wir meiſt ſchon keine Ruhe mehr in der Stadt. Dort lebte ich faſt ausſchließlich mit den Kindern und fand täglich neuen Reiz an ihrer Entwicklung. Eduard benutzte jede freie Stunde, zu uns zu kommen. Ein paarmal überraſchte er mich noch ſpät abends nach dem Theater. Er hatte den weiten Weg nicht geſcheut, war zu Fuß in der Dunkelheit zu mir herausgewandert, klopfte an den Fenſterladen und rief leiſe meinen Namen.

Ganz unleidlich war ihm jede Trennung von mir. Liebe, ſehnſüchtige Briefe kamen nach unſerm Pankow hinaus.

Den 6 t. [5 t.] May 1828.

Vor dem Schlafengehen noch ein paar Worte zu Dir, mein liebes Herzchen. Es ist hier gar zu erbärmlich in dem leeren, ausgeflogenen Neste und jede nicht gehörig genossene Stunde in den Tagen in Pankow und bey Dir habe ich schon gebüßt; jedesmal, das ich nach Hause komme, hoffe ich, es soll irgend etwas verrückt oder verändert sein, und jedesmal wundre ich mich, daß alles noch so langweilig und traurig auf der Stelle liegt, wo ich es gelassen, ich muß eilen, die [Reparatur-]Arbeiter in das Quartier zu bringen, damit ein Leben hineinkommt und ich ein Interesse daran wieder bekomme. Und nun die trostlose Aussicht für diese Woche alle Tage besetzt mit gehäuften Geschäften, morgen Vorstellung in Potsdam, Mittwoch Johann von Paris*), Donnerstag Felix [Mendelssohns] Musik, Freitag Vorstellung zu Schillers Denkmal**), alle Morgen Proben, dazu noch die für den Sonntag, wo ich den Papageno zu singen habe, kurz, ich sehe nur die Möglichkeit, auf ein paar schnell geraubte Stunden bey Dir zu sein. — Ich kann mich gar nicht entschließen, zu Bett zu gehn, obwohl es spät ist, es ist mir alles zuwider und doch ist es erst der erste einsame Tag; wie ein Hagestolz acht Tage lang leben kann, begreife ich nicht. Nun leb nur wohl für heut, ich schriebe Dir lieber noch ein paar Stunden lang, aber

*) Aus dem Frz. von Herclots; Musik von Boieldieu, Oper in 2 Akten; Eduard gab den Seneschall.

**) Wallensteins Lager; Eduard gab den Scharfschütz.

es ist doch wol besser, ich lege mich aufs Ohr. Du hast heut schönes Wetter gehabt und gewiß recht an mich gedacht und mich bedauert, Du weißt ja, wie mir ist, wenn ich nicht von Zeit zu Zeit in Deine lieben Augen sehen kann; waren die Bälge artig? sie haben mir nicht entgegengerufen, als ich meine Thür heut aufschloß, glaubst Du wohl, daß ich darauf gehorcht habe? Fürst hat mich gefragt, ob ich nicht schon geweint hätte, ich habe ihm geantwortet, es könne wohl noch kommen. Nun gute Nacht, gute Nacht. Dein Eduard.

Im nächsten Sommer brachte Eduard die ganze Zeit seines Urlaubs bei uns draußen zu. Er schwelgte in der frischen Luft, spielte mit den Kindern, zeichnete emsig im Freien in sein braunes Skizzenbuch und war glücklich bei selbstgewählter Tätigkeit. Solgers philosophische Werke hatte er auf Tiecks Anraten dazu mitgenommen und arbeitete während der heißen Vormittagsstunden sehr fleißig darin. Auch ich freute mich, viel belehrende Aufschlüsse daraus zu empfangen. Des Sokrates Gespräche mit seinen Schülern, die ich früher einmal gelesen, hatten so großen Eindruck auf mich gemacht, wie viel mehr dachte ich müßte es die neuere Philosophie.

Eines Morgens — die Alte war mit den Kindern fortgegangen — benutzte ich die Ruhe und Stille im Hause, und setzte mich mit meiner Arbeit zu Eduard an sein Arbeitstischchen, das er sich ins Fenster gerückt hatte.

„So," sagte ich, „jetzt bitte, lies mir auch aus deinem Buche vor, ich bin so begierig zu hören."

„Ja, was ſoll ich da leſen," fragte Eduard, während er vor- und rückwärts blätterte.

„Ei, was du willſt, nun fang an, ſonſt vergeht die Zeit, und die Kinder ſind wieder da." Er ſuchte lange und las dann: „Der Menſch muß philoſophieren, weil er ein vollſtändiges Selbſtbewußtſein hat, in welchem er alle Zuſtände nach außen und innen erkennen kann, als ein erkennendes Weſen mit ſich ſelbſt eins iſt, ſich wiederum als ſolches erkennt und in allen möglichen Geſtaltungen wieder als Ich empfindet."

Ich ſeufzte, wickelte mein unſchuldiges Kinderſtrümpfchen, an dem ich ſtrickte, zuſammen und ſtellte den Arbeitskorb unter den Tiſch. Eduard fuhr fort:

„Dies Verfahren aber iſt ſchon philoſophieren. Es muß nun zwei Arten der menſchlichen Erkenntnis geben. Die des gemeinen, unvollſtändigen Bewußtſeins, und die des höheren und des weſentlichen . . ."

„Hör' auf," rief ich, „um Gotteswillen hör' auf; weißt du, ich glaube, Philoſophie paßt gar nicht für mich." „Das habe ich lange gewußt," ſagte er lachend und legte die Blätter fort.

Der Herbſt trieb uns in die Stadt zu unſern Lieben, zu den alten Freunden. Von allen herzlich aufgenommen, fühlten wir uns bald wieder heimiſch in den uns ſo liebgewordenen Verhältniſſen.

Es war an einem Oktoberabend [1828], als ſich bei Mendelsſohns eine kleine Geſellſchaft eingefunden hatte, die geladen war, um zum erſtenmal etwas von Sebaſtian Bachs Paſſionsmuſik kennen zu lernen.

Wir waren alle in höchſter Spannung und Aufregung. Felix hatte dieſes Wunderwerk, das gerade 100 Jahr verſteckt gelegen, in Zelters oder vielmehr der Singakademie reichem Notenſchatz entdeckt und ans Licht gezogen. Sein Entzücken, ſeine Bewunderung wuchs an jedem Tage der eingehendſten Beſchäftigung mit der Partitur, und er konnte nicht widerſtehen ſeinen Freunden dieſen Genuß auch zu verſchaffen. Die Familie war natürlich auf der Stelle bereit, alle Anſtalten dazu zu treffen. Die Mutter ſchickte Einladungsbillets an etwa 12 muſikaliſche Perſonen, die Schweſtern ſchrieben Stimmen aus, ſo konnten wir beſcheiden aber voll tiefſten Ernſtes beginnen. Felix ſetzte ſich bleich und erregt an den Flügel, wir Singenden umſtanden ihn, ſo daß er uns immer im Auge haben und einhelfen konnte, was höchſt notwendig war, denn es ging miſerabel! Wir hatten nicht allein die Schwierigkeiten, dieſe Muſik vom Blatt zu ſingen, auch die ſehr unleſerlich geſchriebenen Noten und Text zu leſen war faſt eine Unmöglichkeit, und trotzdem waren wir ganz erſchüttert und wie in eine neue muſikaliſche Welt verſetzt.

Felix ſprach abends viel von dem für einen Muſiker höchſten Glücke, dieſes Werk mit vollem Chor und Orcheſter einzuſtudieren und der Welt vorzuführen, hielt es aber für eine Unmöglichkeit bei all den vielen Hinderungen und Schwierigkeiten. Anders war es mit Eduard, der ganz entſchieden und mit feſtem Entſchluß auf dieſes hohe, ſchöne Ziel losſchritt. Er ging am nächſten Morgen zu Felix, ihm ſeinen Plan mitzuteilen, der ſchon vollſtändig ausgebildet war. Er verlangte von ihm, die Partitur

für die Aufführung faßlich einzurichten, während er ihm Orcheſter und Chor zu ſchaffen verſprach. Er war ſo oft ſchon der Singakademie bei ihren Oratorien und Konzerten gefällig geweſen, daß er ohne Scheu auch ihre Teilnahme einmal für ſich in Anſpruch nehmen durfte. Ebenſo war es mit dem königl. Orcheſter; nur den alten Zelter zu bewegen, ſeinem jungen Schüler einmal den Taktſtock zu überlaſſen, hielt er für eine große Schwierigkeit.

Doch auch dieſe ward überwunden, Zelter willigte ein, ebenſo mit Freuden die Singakademie und viele Dilettanten. Jetzt machte ſich Mendelsſohn an die Arbeit, die Vorbereitungen und Proben nahmen faſt den ganzen Winter ein.

Indeſſen hatten Mendelsſohns für einen auswärtigen Beſuch von Verwandten eine große, glänzende Geſellſchaft geladen, bei welcher wir nicht fehlen durften. So bot ſich mir eine Gelegenheit, mein Brautkleid einmal anzuziehen.

Ich hatte wohl einmal mein Bedauern ausgeſprochen, keine Kette oder ſonſt einen Schmuck zu beſitzen, den ich am Geſellſchaftsabend um den Hals tragen könnte. Ich gedachte dieſer Äußerung aber gar nicht mehr und glaubte, auch Eduard hätte ſie ganz unbeachtet gelaſſen. Man trug in damaliger Zeit viel Schmuck, Herren wie Damen. Auch Eduard hatte ſich ſchon längſt eine Tuchnadel von Brillanten gekauft, zu modernen eleganten Rollen ſowohl als zu Konzerten benutzte er ſie oft, und es machte mir immer Spaß, wenn ich weit von ihm im Konzertſaal unter all den Fremden ſaß, die Steinchen vom Schein des Kronleuchters wie Sternchen auf ſeiner Bruſt flimmern zu ſehen.

Eben war ich an dem beſtimmten Abend mit meiner Toilette fertig geworden und wollte mein einfaches Samthalsband, das ich gewöhnlich trug, umlegen, als Eduard eintrat.

„Nun ſieh mich an, gefall ich dir?“ rief ich ihm entgegen.

„Gleich,“ antwortete er. Tritt erſt einmal hier vor den Spiegel.

„Warum?“

„Komm nur her und mach die Augen zu.“

„Aber warum denn?“ ich trat vor den Spiegel und kniff die Augen feſt zu.

„Du wirſt doch wohl nicht ſchießen?“

„Nein, nein!“ lachte er.

Ich hörte, wie er etwas hervorzog, ein Papier raſchelte und fiel zur Erde, dann fühlte ich es kühl auf meinem Nacken.

„Jetzt, rief er.“ Ich öffnete die Augen. Vier Reihen weißer, römiſcher Perlen, durch ein Brillantſchloß gehalten, ſchmückten meinen Hals. Freudig erſchrocken fragte ich:

„Wie kommſt du zu ſo koſtbarem Schmuck?“

„Du darfſt ihn dreiſt tragen,“ erwiderte er. „Er ſteht dir übrigens gut!“

„Nein, ſage mir, iſt es deine — —“ Ich konnte nicht weiter ſprechen, Tränen hinderten mich.

„Da lies!“ ſagte er heiter, und reichte mir ein Blatt. Ich wiſchte mir die Augen und las:

Ein altes Kleinod wieder neu gefaßt,
Das längſt beſeſſ'ne wieder neu verwendet,
So wandelt und erneut man ohne Raſt
Sich den Beſitz, daß der Genuß nicht endet.

Nur was im tiefſten Herzen uns gehört,
Das braucht ſich niemals anders zu geſtalten,
Wo alte Liebe neue Freuden lehrt,
Wird Wert und Reiz ſich immer gleich erhalten.

Ich ſah ihn an — er umfaßte mich und wir ſtanden ſchweigend aber ſelig beieinander.

„Der Wagen iſt da!“ rief das Mädchen durch die Türe.

„Wir müſſen fort,“ ſagte Eduard und gab mir den Mantel um.

„Könnte ich die Verſe doch auch an die Perlen hängen, damit alle Welt ſie ſähe!“

„Du eitles Ding!“ ſchalt er, „leg ſie nur dahin und komme.“

Bald darauf rollte eine Kutſche mit zwei glücklichen Menſchen darin durch die Straßen von Berlin.

Wie die Aufführung der Paſſion am 11. März 1829 zuſtande kam, wie Felix, der junge Muſiker, den alten Meiſter Bach verſtanden mit feinem Takte und richtigem Geſchmack eine Auswahl der Muſikſtücke getroffen, ſie inſtrumentiert, einſtudiert und das Ganze geleitet hat, das alles iſt in Eduards Erinnerungen an Mendelsſohn*) genau geſchildert; ich kann nur von dem Eindruck ſprechen, den es auf mich wie auf alle Zuhörer gemacht hat, und der ewig unvergeßlich ſein wird.

Die Partie des Jeſus habe ich von den ausgezeichnetſten Sängern vortrefflich mit wärmſter Hingebung vor-

*) Meine Erinnerungen an Felix Mendelsſohn-Bartholdy und ſeine Briefe an mich. Von Eduard Devrient. 2. Aufl. Leipzig 1872. S. 48—68.

tragen gehört, bei Eduard aber war es anders. Es klang nicht, als ob er vorgeschriebene Noten sänge, es klang wie eine Offenbarung, eine Eingebung, die frommen Worte in Tönen ausgesprochen. So ernst erhaben und doch so unendlich rührend, daß man in aller Augen Tränen sah. Ich pries es als ein Glück für mich, wie für alle, an den Proben wie an der Aufführung teilnehmen zu dürfen. Wenn z. B. die Choräle ohne Begleitung von 400 Stimmen gesungen wie ein Hauch durch den großen Raum schwebten, Felix leise den Taktstock weglegte, Eduard bei der Hand nahm, mit ihm die Stufen hinunter und bis an das Ende des Saales ging, sie dort nebeneinander standen, mit verklärtem Lächeln und tränenfeuchten Augen den Tönen lauschten, mußte man die beiden jungen Freunde und Künstler lieben und verehren.

Die Wiederholung der Passion, die bald darauf [am 21. März] erfolgte, gelang ebenso vortrefflich, als die erste Aufführung und erregte dieselbe Begeisterung beim Publikum.

Zelter, der jetzt für das große Werk gewonnen und der eifrigste Beförderer desselben geworden, hatte einen Teil der Mitwirkenden wie eine große Gesellschaft zum Nachtessen geladen, von dem mir leider nur eine Dummheit von mir im Gedächtnis geblieben ist. Eduard wurde, als wir den Musiksaal verlassen wollten, von so viel bewundernden Ausrufen und dankbaren Händen aufgehalten, daß wir verspätet zu Zelter kamen und alle Gäste schon an den Tafeln sitzend fanden. Zelter, der in der Nähe der Türe wartend stand, führte Eduard

auf seinen Platz, während Doris mir zurief: „Thereſe, Sie ſitzen bei Felix Mendelsſohn.“ Dieſer war aufgeſtanden und half mir, wie der Herr zu meiner linken Seite, mich hineinzuklemmen, denn es war ſehr eng. Felix war in ſprudelnder Laune, wir ſchwatzten und lachten viel miteinander, ſo daß ich den mit der Schüſſel wartenden Diener nicht bemerkte, bis mein Nachbar zur Linken mich bat mir vorlegen zu dürfen; ebenſo wollte er mich fortwährend überreden Wein zu trinken und mir einſchenken, was ich verweigerte, bis die Geſundheit der Künſtler ausgebracht wurde, an deren Anteil, wie er affektiert flüſterte, ich mich nicht ausſchließen dürfe, worauf er ſehr feierlich mit mir anſtieß. Meinen weiten Spitzenärmel hielt er krampfhaft feſt, „um ihn zu ſchützen!“ wie er behauptete, indem er ſich angelegentlich zu mir bog; kurz, er beläſtigte mich ſo mit ſeiner Galanterie, daß ich mich zu Felix hinneigend fragte: „Sagen Sie mir doch, wer iſt der dumme Kerl hier neben mir.“ Felix hielt einen Augenblick ſein Taſchentuch vor den Mund, dann flüſterte er: „Der dumme Kerl da neben Ihnen iſt der berühmte Philoſoph Hegel.“

„Herr Gott,“ rief ich erſchrocken, „wie komm ich denn aber auch zu dieſer unpaſſenden Ehre, da ſteckt gewiß eine Malice von Doris dahinter.“

Das nächſte Jahr [1829] ſollte uns noch enger — auch äußerlich — mit Mendelsſohns verbinden. Sie hatten ſchon ſeit längerer Zeit das Reckſche Palais in der Leipzigerſtraße gekauft und bezogen. Die Wohnungen zu beiden Seiten des großen Gartenſaals dem Wohn-

haus gegenüber wollten sie jetzt abgeben. Rechts die etwas größere sollte für Hensel, der im Sommer aus Italien zurückgekehrt war, hergerichtet werden als Fannys junges Eheheim, die andere bot Mad. Mendelssohn, die alles Geschäftliche des Hauses leitete, Eduard zur Miete an. Mit Freuden ging er darauf ein und füllte auf der Stelle mit der peinlich gewissenhaften Frau einen Kontrakt aus.

Eduards schöner und großmütiger Plan, auch Mutter und Lore, unter deren gedrückter Lage mich Eduard oft mochte leiden sehen, in der kleinen Hofwohnung hinter Mendelssohns Haus mir in so lieber Weise unterzubringen, sollte nicht zur Ausführung kommen. Mutter hatte sich schon längere Zeit unwohl gefühlt, es aber nie eingestehen wollen; Lorens beängstigten Blicken und ihren dringenden Fragen konnte sie nicht mehr ausweichen. Der Arzt fand den Zustand für den Moment nicht gefährlich, aber keineswegs unbedenklich. Das Ende kam rascher heran, als eins von uns gedacht hatte. Und während ich selbst dem Augenblick entgegenging, wieder einem jungen Wesen das Leben zu geben, ist Mutter gestorben, ohne daß ich sie noch einmal in ihrer fernen Wohnung hatte sehen dürfen. Sanft und ruhig war sie entschlafen in der sicheren Zuversicht, auch ihre Lore fürs Leben versorgt zu wissen, da Eduard es ihr versprochen.

Ich erinnere mich noch deutlich jenes bewegten Vormittags. Eine große Kutsche kam über den Hof, hielt vor unserer Türe. Ich ging mit den Kindern hinunter, Eduard half Lore aussteigen und führte sie in unser Haus, wo sie fürs ganze Leben blieb.

Gartenwohnung bei Mendelsſohns

Die Herbſtſonne war ſo verlockend, daß Eduard uns an die Hand nahm und in den Garten führte. Die hohen, entlaubten Bäume, die welken Blätter am Boden, alles ſprach traurig von Verfall, aber Eduards ſchöne Frömmigkeit, welche ſich in dieſem Moment wieder ſo deutlich ausſprach, gab auch uns eine reine, ſchöne Stimmung. Heimberg hatte alle Beſorgungen, welche ſolch ein Todesfall mit ſich bringt, übernommen, gegen Abend ging Eduard zu ihm, um noch alles zu beſprechen, bei der Beſtattung trug er und Heimberg abwechſelnd mit ein paar Männern der ſtädtiſchen Gemeinde den Sarg, was mich unendlich rührte.

Viel Freude hatte Eduard jetzt beim Studium einer neuen Rolle des Fauſt in Spohrs Oper, welcher zum erſtenmal in Berlin aufgeführt werden ſollte. Die Partie war wie für ihn geſchaffen, lag ihm bequem in der

Stimme und ſtand ihm im ganzen vortrefflich. Man geſtattete ihm gern die Einrichtung der meiſten Szenen, wodurch wir zum erſtenmal ſein Regietalent kennen lernten. Die Oper*) ging vorzüglich, die Aufführungen wurden oft wiederholt und waren Tagesgeſpräch der enthuſiaſtiſchen Berliner. Aber die enthuſiaſtiſchen Berlinerinnen gaben ihr Entzücken durch zierliche anonyme Billette an Eduard voll ſüßeſter Schmeicheleien Ausdruck. Mich empörte das, ihm aber, dem Tugendhaften, erſchien es gar nicht ſo übel!

Die ſilberne Hochzeit der Mendelsſohnſchen Eltern ſollte gefeiert werden. Wir wurden öfter zu den geheimen Zuſammenkünften der Kinder eingeladen, um teil an den Beratungen zu nehmen. Felix, der ſich jetzt in London aufhielt, hatte dort ein Liederſpiel komponiert, zu dem ſein Freund Klingemann den Text gedichtet hatte. Am Feſtabend ſollte es auf einem erhöhten Theater mit Orcheſter aufgeführt werden**).

Die beiden Frauenrollen hatte er für ſeine Schweſtern, den alten Schulzen für Henſel, die komiſche und wohl intereſſanteſte Rolle für Eduard beſtimmt. Einen Tenor und den notwendigen Chor zu ſchaffen, überließ er ſeiner Familie und uns. Da führte der Zufall einen jungen Juriſten nach Berlin und zu Eduard. Seiner Tenorſtimme zuliebe wollte er den jetzigen Beruf aufgeben und zum Theater gehen, „wenn der als ſachverſtändig und

*) Erſtaufführung: 14. Nov. 1829. Wiederholungen kurz hintereinander: 17., 22. Nov., 4., 8. Dez. 1829, 5. Jan. 1830.

**) Vgl. dazu: Eduards Erinnerungen a. a. O. S. 91—96.

wohlwollend bekannte Herr Devrient ihn dafür befähigt hielte und ihm mit Rat und Tat beiſtehen würde.“ Eduard prüfte ihn auf der Stelle, und die Prüfung fiel glänzend aus. Nicht nur die Stimme war außerordentlich ſchön auch die muſikaliſche Ausbildung ſehr lobenswert und das Talent unleugbar. Eduard forderte ihn auf in Mendelsſohns Oper die Tenorpartie zu übernehmen, verſprach ſie ſorgfältig mit ihm zu ſtudieren und machte ihn darauf aufmerkſam, wie günſtig die Gelegenheit ſei, ſich dem ausgewählteſten Publikum gleich auf ſo vorteilhafte Weiſe zu präſentieren. Ganz beglückt ging der junge Mann bereitwillig auf alles ein, und der ſpäter in Berlin ſo gefeierte Sänger Mantius machte ſein erſtes Debut als Hermann in Mendelsſohns Liederſpiel. Auch zum Chor hatten ſich bald Sänger und Sängerinnen bereitwillig gefunden, ſo war alles in beſtem Gange und wir in höchſter Spannung auf Felixens neueſtes Werkchen.

Fanny wollte bei dem Ehrentage der Eltern auch nicht müßig bleiben; ſie komponierte ein Feſtſpiel, das Henſel gedichtet. Es ſtellte die grüne, die ſilberne und die goldene Hochzeit dar, drei Schweſtern, welche das Glück der Liebe und Ehe ſchilderten. Den muſikaliſchen Ausdruck zu ſchärfen und zu erhöhen, kündigten drei Herolde die Damen an, ſtimmten ſpäter mit in den Geſang ein, Gelegenheit bietend zu einem Sextett am Schluſſe. Kaum war es fertig geſchrieben, als Fanny mir die Stimme des erſten Soprans brachte: ſie hätte „natürlich auf mich gerechnet“, und ich nahm auch ganz arglos die Partie an. Sie war eilig und ging gleich

wieder; ich ſetzte mich, als ſie fort war, ans Klavier. Die Kompoſition ſchien mir etwas ſchwerfällig geſucht, indeſſen mußte unſer dreiſtimmiger Satz gut klingen. Ich freute mich darauf, nur eine Fermate jagte mir einen kleinen Schrecken ein; es war eine langſam aufſteigende Skala ohne Begleitung bis zum hohen B, dort ſollte ich verweilen, bis das Orcheſter mit vollem Akkord einfiel und den einen ſchwindelnden Ton erlöſte. Es war nicht leicht zu ſingen, aber ich hatte öfter ſchon dergleichen Kunſtſtückchen gemacht, war immer glücklich davongekommen und hoffte es würde auch wieder ſo gehen. Ganz heiter ſetzte ich mich mit meinem Nähzeug zu den Kindern, da plötzlich fiel mir ein, daß ich nicht bloß zu ſingen haben würde, nein, daß ich auf einem erhöhten Theater ſtehen, mich bewegen, ſpielen ſollte, während aller Augen auf mich gerichtet wären. — Das ging nicht an — unmöglich! Das konnte ich nicht! Ich fühlte mich von dem bloßen Gedanken wie gelähmt. Sobald Eduard nach Hauſe kam, beſprach ich noch einmal die ganze Angelegenheit mit ihm, aber er redete nicht zu noch ab. Ich glaube, er hätte mich am liebſten ſtill unter den Zuſchauern gewußt.

Nach zwei qualvollen ſchlafloſen Nächten war mein Entſchluß, zurückzutreten, gefaßt, und mit Angſt und Zittern ging ich hinüber zu Fanny, ihn ihr mitzuteilen. Sie war ſprachlos vor Schrecken, Rebekka heftig, Henſel empfindlich und ich ganz unglücklich. Da kam Felix aus England zurück, in ſchönſter, eifrigſter Feſtesſtimmung. Gleich am erſten Abend — denn die Eltern durften nichts davon hören — ſpielte er bei uns ſein Liederſpiel, ſang alle

Partien und entzückte uns durch ſein reiches, ſchönes, anmutiges Talent. Welche Zartheit der Empfindung, wie viel Wärme, welch ein Humor waren in dem kleinen Stück vereint! Wir waren alle ganz davon hingenommen; dennoch genoſſen wir es nur mit halbem Herzen; Fanny dauerte mich ſchrecklich, und ich kam mir wie eine Verbrecherin vor. Wäre Felix nicht ſo freudig erregt geweſen, er hätte es merken müſſen, wie ausweichend matt unſere Antworten auf alles waren, wenn er von Fannys Feſtſpiel ſprach, wie ſehr er ſich darauf freue, und ſich ſcherzhaft die Erlaubnis ausbat, bei der Inſtrumentierung ein wenig nachhelfen zu dürfen. Es lag wie ein Alb auf uns, und Felixs' kindliche, harmloſe Freude, mit welcher er Eduards Vorſchläge über den Bau des kleinen Theaters, der Dekorationen, Proben uſw. anhörte, verſtärkte das Peinliche unſerer Stimmung noch mehr.

Am nächſten Vormittag kam Felix, meine Partie von Fannys Feſtſpiel in der Hand.

„Ach Gott, ich weiß ſchon, was Sie wollen," rief ich ihm entgegen, „aber ich kann nicht, ich kann wahrhaftig nicht ſingen, ſo weh es mir auch tut."

„Daß Sie ſich ängſtigen," erwiderte er, „ſehr ängſtigen, weiß ich, denn ich kenne Sie lange genug, aber ich weiß auch, daß Angſt und Aufregung niemals Ihrer Stimme Abbruch tun oder ſie ſchwankend machen, ja, Sie ſelbſt haben mir ſchon geſagt, daß Sie dann eigentlich am beſten ſingen."

„Ach, Sie denken jetzt durch Schmeicheln mich zu bewegen, und daß es gerade bei mir —"

„Das denke ich nicht," fiel er ein, „aber Sie wiſſen,

daß wenn Sie nicht ſingen, Fanny die Freude, ihre Eltern an dem Tage zu überraſchen, ganz aufgeben muß, was nicht allein ihr und Henſel, ſondern auch mir, dem Bevorzugten, ſo weh tut, daß ich gern gleich zurücktreten möchte, wenn ich es der Eltern wegen tun dürfte. Die Luſt an dem ganzen ſchönen Feſt wäre uns allen geſtört, und durch Sie geſtört, die ſtets ſo warmen Anteil an allem, was uns begegnet iſt, genommen hat, das können Sie nicht und das wollen Sie auch nicht," ſagte er lebhaft. Er war ſo liebenswürdig, warm und bewegt, ſeine Gründe ſo überzeugend, daß mir die Kraft fehlte, länger zu widerſtehen. Ich nahm die Noten aus ſeiner Hand und ſagte faſt weinend: „Ich will ſingen, aber ich bin ganz wütend auf Sie." Er lachte hell auf, nickte mir zu und lief fort, die frohe Botſchaft den Geſchwiſtern zu verkünden. Von jetzt an hatte ich keinen ruhigen Augenblick mehr. Lag der kleine Guſtav auf meinem Schoß, ſo ſang ich nicht wie ſonſt vom ſchwarzen und weißen Schaf, ſondern ich ſang von Lotoskelchen; oft erſchreckte ich das arme Würmchen durch ein lang gehaltenes hohes B, und ich ſchämte mich recht, wenn er ein kleines „Lümpchen" zog.

Zu alledem kamen nun noch Toilettenſorgen, kurz, mir war ganz widerwärtig zumute, bis wir anfingen, zu probieren, erſt mit Klavier, dann mit Orcheſter. Mit Felix zu muſizieren war ein Genuß, der für alle Angſt und Not hinlänglich Erſatz bot; für mich noch beſonders, Eduard als Regiſſeur tätig zu ſehen, der die Fähigkeiten der Dilettanten ſo geſchickt zu benutzen verſtand, daß dieſe kleine Oper wirklich ganz allerliebſt ineinander-

griff, und keine der vielen kleinen Nuancen und ſeinen Wirkungen verloren ging. Viel Spaß brachte Henſels unglaublicher Mangel an muſikaliſchem Talent. Felix, der dieſe Schwäche bei ihm kannte, hatte die ganze Partie des Schulzen deshalb auf einen einzigen Ton geſetzt; aber auch dieſen einzigen Ton traf er trotz allen Übens niemals. Zum Glück hatte er Humor genug, ſtets mit in unſer Lachen einzuſtimmen.

Der Tag der ſilbernen Hochzeit, der 22. Dezember [1829], kam. Wir gingen morgens hinüber zu gratulieren und taten ſehr unbefangen, als Fanny die Eltern im Namen aller Kinder bat ſich abends 8 Uhr in den blauen Saal zu verfügen, um einer kleinen Feſtlichkeit beizuwohnen.

Die Zeit ward mir unendlich lang, mit jeder Stunde fühlte ich mich elender und glaubte den Abend nicht erleben zu können. Endlich ſchlug es 6; ich ging zu Fanny hinüber in das Schlafzimmer der Eltern, das zur Garderobe für uns hergerichtet war. Fanny in weißer Seide mit Gold geſtickt, einem langen, golddurchwirkten Schleier, von einem goldenen Kranz gehalten, nahm ſich ſehr ſtattlich aus. Rebekka auch in weißer Seide mit Silberſtickerei und vielen Diamanten ſah ganz reizend aus. Ich in meinem Brautkleide, das überall mit Roſen geſchmückt war, einen vollen Roſenkranz in den Locken; der ganze Blumenſchatz aus meines Schwiegervaters Laden war für mich geplündert worden. So warteten wir auf das Zeichen zum Beginn. Felix kam erregt und feierlich. „Es iſt ſo weit," ſagte er, betrachtete uns auf Fannys Wunſch, äußerte ſich ſehr befriedigt und ſchritt voran. Wir folgten ihm. Ich — als ob ich zum Schaffot ginge.

Der Ritornell war vorüber, der Vorhang von beiden Seiten auseinandergezogen, die Herolde traten auf, dann wir einzeln. Im Fluge überſah ich den hellerleuchteten, ganz mit Gäſten gefüllten Saal, vornen in erſter Reihe die Eltern. Ich ſang mein Soloſätzchen, lehnte, wie es auf den Proben angeordnet war, meinen Kopf auf Fannys Schulter und umfaßte ſie. „Sehr gut," flüſterte ſie. Unſer Terzett nahm ſich, glaube ich, gut aus, aber noch hatte ich das Schlimmſte zu überſtehen, die Fermate. Mir Mut zu holen, blickte ich hinunter zu Felix, der ſaß, ich glaube von meiner Angſt angeſteckt, mit zuſammengepreßten Lippen, die Augen feſt auf mich gerichtet, da.

Nun begann die B-dur-Kletterei; ich kam mir vor wie der Seiltänzer Kolter. Felixens Dirigentenſtäbchen, das er in der gehobenen Hand hielt, war meine Balancierſtange, an der ich mich feſtgehalten und geſtützt fühlte. So kam ich glücklich oben an. Ein kaum bemerkbares Nicken und das ihm eigene befriedigte Lächeln zeigten mir, daß es gut geweſen, und ich hätte gerne Hurra geſchrien; ich tat es aber nicht, ſondern benahm mich anſtändig und ſang mit heller Stimme und frohem Herzen unſer Schlußſextett mit.

Wir wurden lebhaft beklatſcht, hervorgerufen, was auch geſchehen wäre, wenn es ganz ſchlecht ausgefallen wäre. Uns aber machte es doch Vergnügen, und ſeelenfroh ſtiegen wir die kleine, wacklige Treppe hinunter und liefen in die Garderobe, uns zum Liederſpiele umzukleiden. Bald ſtanden Fanny als derbe Pächterin, Rebekka als Lisbeth allerliebſt vor mir. Ich hatte auch einen Bauernrock und Mieder an, aber meinen Roſen-

kranz aufbehalten, da es ein Feſt zur Feier des Schulzen im Dorfe gab.

Felix kam, um uns zu holen, und führte die vortreffliche Altiſtin, Fräulein Blanc, zu uns, die gleich mir im Bauernchor mitſang. Jetzt ging ich munter und guter Dinge auf meinen Poſten, Felix auf den ſeinen an das Dirigierpult, Fanny und Rebekka hinauf auf die Bühne.

Die Oper ging vortrefflich und enthuſiasmierte das Publikum, welches die Muſikſtücke immer durch Beifall unterbrach. Das kleine nächtliche Duett zwiſchen Kauz und Hermann ward von Eduard und Mantius aber auch ganz vorzüglich vorgetragen. Das Orcheſter leiſe, zart wie ein Hauch, die beiden Sänger flüſternd und doch ſo präzis jeden Ton und jedes Wort bringend, daß die Zuhörer nicht anders konnten, als ſtürmiſch da capo zu verlangen. Jetzt kam die Reihe an uns. Fräulein Blanc und ich, jede einen Blumenſtrauß in der Hand, gingen, ein reizendes zweiſtimmiges Soloſätzchen ſingend, dem Frauenchor voran; dieſem folgten ebenſo die Männer. Als wir vorkamen, hörte ich, wie Frau Mendelsſohn leiſe und zärtlich meinen Namen rief.

Friſch, warm und lebhaft ſchloß das Ganze und brachte — natürlich beſonders bei den Eltern — die ſchönſte, bewegteſte Stimmung hervor.

Wie viele genußreiche und ſchöne Stunden wurden uns durch die liebe, kleine Oper noch zu teil. Rebekka überließ mir gern nach der Feſtvorſtellung die Partie der Lisbeth, da ſie ihr ſehr unbequem und zu hoch lag. So hatte ich die Freude, die Eltern recht vertraut damit zu machen; ſo oft es ſich irgend tun ließ, mußten wir

ihnen daraus vorſingen, und wir empfanden wieder, welch ein Vergnügen beſonderer Art es iſt, ſich mit wirklich innerlichen Kunſtwerken ſo eingehend zu beſchäftigen. So oft wir daraus ſangen, und das geſchah ſehr oft, fanden wir neue, pikante und feingefühlte Momente, denen nachzuſpüren Genuß war.

Daß Felix uns immer ſelbſt auf dem Flügel begleitete, gab unſerm Singen noch beſondern Reiz. Er hatte ſeine feſtſtehenden kleinen Späſſe, die er immer wiederholte, ehe wir zu muſizieren anfingen. Erſt neckte er mich wegen meiner Angſt, gab dann die Tempi der verſchiedenen Nummern, die wir zum Singen gewählt hatten, im allerlangſamſten Maße an, weil ich ihn leiſe gebeten hatte „nur nicht wieder gar zu toll!“ — lachte, ſah mich an, um mich auch zum Lachen zu bringen, was ihm denn auch gelang, und machte durch dieſe kleinen Koketterien, die ihm ſo allerliebſt ſtanden, die ganze Damengeſellſchaft auf mich eiferſüchtig. Hatte er einmal zu akkompagnieren angefangen, dann begleitete er entzückend feurig, lebhaft und doch ſo zart, nachgebend, daß es eine Luſt war, mit ihm zu ſingen.

— — — — —

Felix rüſtete ſich zu einer größeren Reiſe, zu langdauernder Abweſenheit vom Hauſe. Da bat ich ihn mir nur ein Muſikſtück aus dem Liederſpiel für Klavier zu komponieren, damit ich auch ſpäter allein mich daran erfreuen und der ſchönen Feſtzeit erinnern könnte. Er verſprach es, da er aber immer nichts brachte, glaubte ich, er habe es vergeſſen, und mochte nicht erinnern.

Eines Morgens kam er, befangen, verlegen, wie er

Alſterbaſſin in Hamburg

oft war, wenn er am wenigſten Grund dazu hatte. Er reichte mir ein einfach grün gebundenes Notenbuch; ich öffnete, es war von ſeiner Hand zierlich klein und doch ſo deutlich geſchrieben: ein Klavierauszug der ganzen Oper, Ouverture und Zwiſchenmuſik, ſogar zu vier Händen arrangiert. Ich war ſo verdutzt, ſo erſchrocken, daß ich mich entſetzlich dumm benahm, und er es ſchwerlich merken konnte, welche Freude, welchen Eindruck dieſes koſtbare Geſchenk mir machte.

„Es iſt Ihr Eigentum," ſagte er, „und nur wer Ihre Erlaubnis dazu eingeholt hat, darf etwas daraus abſchreiben." Der liebe Felix! Mit pedantiſcher Strenge, die mich ganz beſchämte, erlaubte er es ſelbſt ſeiner Familie nicht eher, als bis ſie mich darum befragt hatte.

Emil, der ſchon mehrere Jahre mit der vortrefflichen Schauſpielerin **Doris Böhler** verheiratet war,

hatte mit seiner Frau ein Engagement in Hamburg angenommen, und beide waren von dem angenehmen, frischen Leben sowohl, als von dem ausgezeichneten Ensemble des dortigen Theaters ganz entzückt. Das alles auch kennen zu lernen, beschloß Eduard, seinen diesjährigen Urlaub zu einer größeren Reise zu verwenden, schrieb um Gastrollen — die teure Reise zu ermöglichen — an den Direktor des Hamburger Theaters und bat Emil um seine Vermittlung bei dieser Angelegenheit.

Bald darauf erhielt Eduard einen Antrag auf drei Gastrollen für den Monat Mai [1830]. Die Jahreszeit war für den Theaterbesuch noch günstig. Die Kinder wußten wir unter Lorens Aufsicht gut versorgt. So machten wir voll freudiger Erwartung unsere Reisevorbereitung. Ich fühlte mich in fieberhafter Aufregung, ebenso durch den Gedanken beängstigt, so lange vom Hause entfernt zu sein, als voll Lust und Ungeduld, die Heimat und all die lieben Plätze meiner frühsten Kindheit wiederzusehen.

Mendelssohns hatten versprochen sich täglich um Lore und die Kinder zu kümmern. Der alte Herr Mendelssohn gab uns einen Empfehlungsbrief an seinen besten Freund, Salomon Heine. Und so auf alle Weise wohl versorgt, nahmen wir eines Abends 1/2 9 Uhr Abschied vom Hause. In einer Droschke fuhren wir nach der Post und auf dieser kleinen Strecke war mir schon so weh ums Herz, daß ich immer umkehren zu müssen meinte. Im Posthofe angelangt, wurden wir in die Passagierstube gewiesen, wo sich nach und nach eine Menge Herren versammelten; ich saß sehr beklommen unter ihnen, kam mir aber doch sehr wichtig vor. Der

Wagen wurde gepackt, die große Uhr in der Mitte des Hofs ſchlug ¾ und der Kondukteur trat ins Zimmer mit den Worten: „Meine Herrſchaften, die mit der Schnellpoſt nach Hamburg fahren, haben Sie die Güte, ſich einzuſetzen.“ Die Herren erhoben ſich, einige mit ungeheuren Tabacksbeuteln auf der Bruſt, andere mit langen Pfeifen in der Taſche. Na, dachte ich, wenn die alle mitfahren, werde ich gut eingeräuchert werden. Mir ſchlug das Herz gewaltig vor Angſt, doch ließ ich mir nichts merken. Wir wurden nach der Nummer aufgerufen und ſetzten uns ein, ich in die Ecke, Eduard neben mich, außerdem noch vier Herren, die ich nicht ſehen konnte, denn es war ſtockfinſter, zwei Herren ſtiegen zum Kondukteur ins Kabriolet, die andern in den Beiwagen, und nun gings fort.

Draußen vor dem Tor fing der Kerl an zu fahren, daß mir Hören und Sehen verging, mir wurde ganz übel, und ich würgte voll Verzweiflung Pfeffernüßchen, Ingber, Schokoladen und eine Brotrinde hinunter. Nach und nach gewöhnte ich mich daran, wurde müde und legte meinen Kopf getroſt auf Eduards Schulter. Ich ſchlief ein und träumte gleich, unſer Felix ſtände mit einem ſehr glücklichen Geſicht neben mir, denn ich ſteckte ihm ein buntes Band auf ſeinen Strohhut. So verging die erſte Nacht leidlich gut. Der Morgen graute, als ich fröſtelnd erwachte. Um mich her ſchlief alles; ein häßlicher Anblick! Die Köpfe der Schlafenden ohne Stützpunkt baumelten hin und her, Mützen, Kopftücher waren verſchoben, das Haar zerzauſt, ich mußte fortſehen zum Fenſter hinaus, und freute mich, als die Sonne höher ſtieg, daß

alles heller und belebt wurde. Wir fuhren lärmend über das ſchlechte Steinpflaſter eines kleinen Städtchens und hielten vor dem Poſthauſe ſtill. Das weckte die Schläfer, ſie rückten ihre Kleider, Kopfbedeckungen zurecht, ſetzten ſich aufrecht, und ſchienen mir jetzt recht verſtändige, ordentliche Leute. Wir ſtiegen aus, um zu frühſtücken. Im einfachen Gaſtzimmer ſtand ein langer Tiſch mit rot und weiß kariertem Tuch bedeckt, ringsum ſaubere Taſſen, in der Mitte hochaufgetürmt Schüſſeln mit verſchiedenem Gebäck, Zuckerdoſen und friſche Butter, alles äußerſt beſcheiden aber ſehr einladend. Die große, ſtattliche Wirtin, von einer Magd gefolgt, brachte den Kaffee und wünſchte ſo freundlich guten Morgen, daß man meinte, er könne nach ſolchem Wunſche gar nicht anders als gut werden.

Die erſte Hälfte des Tages war es auch wirklich. Obgleich wir nichts eigentlich Bemerkenswertes ſahen, freute ich mich ſo viel neue Dörfer und Städtchen kennen zu lernen, und die Bekanntſchaft war damals vertraulicher als jetzt, denn wir kamen oft durch ſo enge Straßen, daß wir bis ins innerſte der Stuben ſehen und den erſtaunten Kindern ein Bonbon oder ein Stückchen Zucker hineinwerfen konnten. Dann amüſierten mich die rieſigen Schlüſſel, Brezeln und Barbierbecken, an Stangen weit hinausgehängt, und erregten zugleich allemal meine Beſorgnis, der Poſtillon möchte mit dem Kopfe daran hängen bleiben, wenn er ſo raſch darunter fortfuhr. Viel Spaß machten uns an den Wirtshäuſern die Schilder mit gemalten Männern in gelben Hoſen, die ſo glückſelig auf ein überſchäumendes Glas Bier hinwieſen, das ſie weit überragte.

So kam der zweite Abend, und wir dachten nicht eben gern daran, noch eine ganze Nacht und beinahe einen halben Tag unterwegs ſein zu müſſen. Einige Stunden auf gutem Wege ging es raſch fort, bis wir an däniſches Gebiet kamen. Dieſes Stückchen Land lag mitten in der Ziviliſation im Urzuſtande da. Wer über dieſe Strecke, ohne den Hals zu brechen, fortkam, konnte von Glück ſagen. Völlig ungebahnte, holperige Wege ließen die hohen, ſchweren Poſtwagen von einer Seite zur andern ſchwanken, ſo daß ich mich krampfhaft an den Gurten der Seitenwände anklammerte, und das war noch nicht das Schlimmſte. Gerade als es zu dunkeln anfing, mußten wir einen Steindamm paſſieren, der im Sommer erträglich, im Frühjahr aber höchſt gefahrbringend war; die alljährlichen Überſchwemmungen hatten auch jetzt wieder den Damm mit den zu beiden Seiten liegenden Wieſen zu einer großen Waſſerfläche gemacht. Weder Stangen, noch irgend eine Art von Umzäunung bezeichneten die Straße, die zum Glück wenigſtens Poſtillon und Pferde genau genug kannten, um vorſichtig taſtend uns darüber wegzubringen. Die Paſſagiere ſchimpften über die Willkür eines Einzelnen, der ſo viel Tauſenden dieſe gefährliche Zumutung machen durfte. Eduard ſaß ernſt mit zuſammengepreßten Lippen da, und wie mir zumute war, kann ich gar nicht ſchildern. Kaum hatten wir dieſe Waſſersnot überſtanden, ſo kam eine neue, für mich nicht geringere. Die armen, ermüdeten Pferde mußten jetzt noch eine lange, lange Strecke den ſchweren Wagen durch den grundlos tiefen Sand mühſelig fortſchleppen, was ſie natürlich nur mit

Anstrengung aller Kräfte, keuchend und nur durch unaufhörliches Peitschen angetrieben, bewerkstelligen konnten. Die Herren stiegen aus, die Last ein wenig zu erleichtern, ich blieb auf Eduards Zureden im Wagen und verwünschte meine Reiselust.

Von der nächsten Station mit frischen Pferden, auf guter Straße, ging es flott vorwärts. Ich saß höchst angegriffen und verstimmt in einer Ecke und guckte gedankenlos zum Fenster hinaus. Die Gegend ward hübscher, freundlicher; saubere Häuser mit eng aneinandergerückten, blanken Fenstern, schneeweißen Vorhängen, einen blühenden Nelkenstock auf dem Fensterbrett. Vor der Türe zierliche Gärten, die kleinen Beete mit Buchs eingefaßt, alles, alles erregte meine wärmste Teilnahme. Ich saß wie festgebannt, und mir war, als hätte ich dies alles früher einmal im Traum gesehen. An einer Tafel stand Ham. Ich las das Wort halblaut, setzte unbewußt Horn hinzu — auf einmal wußte ich, woher der Eindruck kam, den diese beide Worte auf mich machten. An jenem Schreckenstage, an welchem die Franzosen von den Dänen heimlich nach Hamburg gebracht waren, hatte ich die Namen dieser beiden Vorstädte Ham und Horn als von den Feinden schon besetzt öfter nennen hören, und die Angst, das Entsetzen, welches damals alle dabei äußerten, hatte sich mir tief eingeprägt.

Ein Mädchen stand auf der Straße, wusch mit einem Pinsel, der seitwärts an einem Stock befestigt war, die Fenster, und wie sie oft in den neben ihr stehenden Eimer tauchte, das Wasser reichlich herunterlief, schrie ich auf einmal:

„Ja, ja, ſo iſt es, ſo hab ich es als Kind geſehen, ſo haben ſie mich oft beſpritzt.“ Tränen ſtürzten mir aus den Augen. Eduard hielt meine Hand, ſehr beglückt und gerührt über meine Freude, aber auch die Reiſegefährten — größtenteils Hamburger — betrachteten teilnehmend und mit Stolz ihre Vaterſtadt, die ihnen durch mich heute wieder neu und intereſſant erſchien. Ein unbeſchreibliches Gefühl der vertrauteſten Zugehörigkeit überſchlich mich; jetzt wußte ich, was Heimat ſei.

Mit Peitſchenknallen und Rufen fuhren wir durch das Gedränge der Stadt bis zum Poſthofe; hier ſetzte mich Eduard in eine Droſchke, während er das Gepäck beſorgte. Der Laſtträger, welcher unſern Koffer hinausgebracht hatte, blieb am Wagen ſtehen und hielt die Türe offen, um Eduard zu erwarten. Der kam, wollte einſteigen, hatte noch etwas vergeſſen und lief ſchnell wieder zurück ins Poſtgebäude. „De junge Herr is to hill*), Madame,“ ſagte der Mann kopfſchüttelnd und mit einem etwas ſpöttiſchen Lächeln.

Welch ein Leben und Treiben in den Straßen, was gab es alles zu ſehen und zu hören; die breiten, kräftigen Geſtalten, mit dem raſchen Gang, als ob jeder langſame Schritt gleich Verluſte brächte, dazu das Ausrufen, nicht mehr ſo melodiſch und eigentümlich wie in meiner Jugend, aber doch bunt und friſch durcheinander. Die liebe, grobe plattdeutſche Sprache, alles, alles entzückte mich, und Eduard ſchien ebenſo erregt und froh wie ich ſelbſt.

Emil hatte ganz in der Nähe ſeiner Wohnung,

*) Hamburger Ausdruck für „raſch“.

dem Theater gegenüber, in einem Hotel ein Zimmer für uns bestellt; dort empfing er uns sehr freundlich und herzlich. Während wir ein klein wenig unsern Anzug ordneten, wartete er unten im Speisesaal und führte uns dann gleich zu seiner Familie. Mit ausgebreiteten Armen und etwas theatralisch bewegter Stimme, aber trotzdem unendlich freundlich, kam Doris uns auf der Treppe entgegen. In ihrem ebenso traulichen wie eleganten Wohnzimmer fanden wir die Kinder, zwei allerliebste kleine Mädchen, die ich mir schnell durch eine mitgebrachte Tüte gewann.

Bei Tisch erfuhren wir, der Onkel Louis sei auch auf Gastrollen in Hamburg; in acht Tagen, zwischen Eduards erster und zweiter Rolle, war dessen letztes Auftreten angesetzt. Eduard hielt wohl mit Recht das für nicht günstig für ihn, da es jedenfalls eine sehr starke Aufforderung an das Publikum sei, zu vergleichen zwischen dem weltberühmten alten und dem jungen Künstler gleichen Namens.

Am nächsten Morgen holte uns Emil mit zwei Freunden ab, um uns die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu zeigen. Wir gingen zuerst nach dem Baumhause, setzten uns in ein Boot und fuhren in den Hafen, eine lange, schmale Wasserstraße zwischen riesigen Schiffen, die wie eine hohe Häuserreihe eng aneinander lagen. Hier sah man alle Nationen, hörte das muntere Schwatzen oder Singen der Engländer, Russen, Portugiesen, Holländer, alles bunt durcheinander, und hoch auf den Mastbäumen die Schiffsjungen in roten Jacken, wie kleine Äffchen, die Kunststücke machen. Beim Nachhausegehen wurde ich ganz stolz durch Eduards Ausrufe des Entzückens über

meine alte, liebe Vaterſtadt. Wohin man aber auch ſah, überall erblickte man Sauberkeit, Fleiß, Tüchtigkeit und Wohlhabenheit.

Unſere Empfehlungsbriefe hatten wir abgeſendet und gleich tags darauf einen Beſuch des jungen Herrn Heine empfangen, der uns ſehr verbindlich im Namen ſeines Vaters für den nächſten Mittag auf deſſen Landſitz zu Tiſche lud. Sein Vater würde ſich erlauben, uns zur beſtimmten Stunde in ſeiner Equipage holen zu laſſen. Um ſechs Uhr, der Dinerzeit des alten Bankiers, hielt ein höchſt eleganter Wagen, Kutſcher und Bediente in ſehr nobler Livree, vor unſerer Türe. Mein Anzug — ein weißes Mullkleid, mein Brautkleid darunter — ward ſowohl von Emil als von Doren ſehr ſtreng geprüft und gebilligt.

Der Kutſcher fuhr mit ſo bewundernswürdiger Geſchicklichkeit, daß ſelbſt ich ohne alle Angſt draußen ankam. An der Elbe neben dem bekannten Rainville lag die Beſitzung Heines, mit derſelben berühmtſchönen Ausſicht, wie jenes. Der kleine, dicke, alte Mann mit weißen Haaren begrüßte uns ſehr freundlich, ſchüttelte uns herzlich die Hände und ſagte: „Wenn ich Ihnen irgend etwas nützen kann, ſoll es mit Freuden geſchehen, denn Sie ſind mir von meinem beſten Freunde Abraham Mendelsſohn empfohlen worden, als ob Sie ſeine eigenen Kinder wären.“ Er bat uns ihm in den Garten zu folgen, wo wir eine ziemlich zahlreiche Geſellſchaft fanden, die trotz aller Ungezwungenheit des Benehmens doch eine gewiſſe ſteife Förmlichkeit zeigte, welche mir auffiel. Eine junge, hübſche Frau, ſeine jüngſte Tochter, die ein-

zige, welche ſich von dieſem Weſen freigemacht hatte, näherte ſich mir freundlich, und wir plauderten, während wir in den ſchönen Alleen auf- und abgingen, den Blick auf die herrliche, breite Elbe, bis endlich um ſieben Uhr der Diener uns zum Eſſen rief.

Salomon Heine führte mich, Eduard die junge, hübſche Frau. Das Innere des Hauſes machte einen überaus behaglichen Eindruck, es war von ſo gediegener Eleganz, daß man ſie zuerſt gar nicht merkte, alles ſah nur bequem und wohnlich aus. Der Speiſeſaal, gleich im untern Stock, bot außer dem reich mit Silbergeſchirr beſetzten Buffet und vielen Dienern in Livreen nichts Bemerkenswertes. Die Unterhaltung bei Tiſch mißfiel mir, da ſie ſich meiſt um die Delikateſſen drehte, die eben aufgetragen und verzehrt wurden. Uns, die wir nicht Gourmants waren, entſtand daraus die doppelte Beſchwerde, ſo viele Leckerbiſſen durch das Aufzählen und Preiſen derſelben faſt dreifach genießen zu müſſen. In einiger Entfernung mir gegenüber ſaß ein Herr, der meine Aufmerkſamkeit auf ſich zog, weil er mich mit zugekniffenen, zwinkernden Augen maß, dann geringſchätzig und gleichgültig fortſah. Der Ausdruck ſeines Geſichts dabei machte mir die Empfindung, als ob ich zu anſtändig ausſähe, um von ihm berückſichtigt zu werden.

„Wer iſt der Herr dort drüben?“ fragte ich meinen Nachbar.

„Kennen Sie den nicht? — Das iſt ja mein Neffe Heinrich, der Dichter“ und die Hand vor den Mund legend flüſterte er „die Kanaille“.

Jetzt begriff ich die natürliche Antipathie zwiſchen

uns beiden. Ich ward aufmerksamer auf das, was er sprach, und hörte, wie er mit blasiertem, halb spöttischem, halb klagendem Tone von seiner Armut sprach, die ihm größere Reisen versage. Da rief der Onkel (von dem man wußte, daß er den Neffen großmütig unterstütze): „Ei, Heinrich, du brauchst doch nicht zu klagen. Wenn dir's an Geld fehlt, gehst du zu einigen guten Freunden ins Haus, drohst ihnen: Ich mache euch in meinem nächsten Buche so lächerlich, daß kein ordentlicher Mensch mehr mit euch umgehen kann, oder du blamierst einen Edelmann! Du hast ja Mittel genug in Händen." — Der Dichter kniff die Augen zu und erwiderte scharf:

„Er hatte mich angegriffen mit Knoblaucheſſen und den alten Ammenmährchen; ich mußte ihn vernichten."

So gutmütig der alte Mann, so freundlich er auch sein konnte, hatte er doch oft etwas zu rücksichtslos Durchfahrendes.

Einem kleinen jüdischen Professor (Mathematiker), der sehr vornehm verwöhnt tat, über auserlesene Weine und Leckerbissen sprach, als ob sie ihm ganz gewohnte Kost seien, sich überhaupt recht anmaßend benahm, rief der Alte so laut, daß alle es am Tische hören mußten, zu:

„Wie sich doch die Zeiten ändern, mein lieber Professor! Wissen Sie noch, wie wir beide als ein Paar arme Judenjungens nach Hamburg kamen?" Er lachte sehr vergnüglich dabei.

„Hm!" brummte höchst unangenehm berührt der Professor.

„Wie?" fuhr Heine mich anstoßend fort, „Sie können sich nicht darauf besinnen? Ich weiß es noch wie

heute, wir hatten beide zerriſſene Schuhe an, und die Strümpfe waren gewiß nicht beſſer; — ach," ſagte er, ſich halb zu mir wendend, „und wenn wir ſo des Sonnabends bei braven, guten Leuten einen Freitiſch bekamen, das war eine Freude und ſchmeckte! Für die ganze Woche habe ich mich vollgeſtopft." Der Profeſſor, dem nichts anderes übrig blieb, ſtimmte lachend ein.

Das Diner war zu Ende. Mehrere aus der Geſellſchaft entfernten ſich, darunter der Dichter, dem es nicht recht wohl in der Nähe des Onkels war.

Zum Kaffee gingen wir hinauf in die wohnlichſten und freundlichſten Räume, die ich je geſehen. Eduard, der ſchon unten mit einigen Herren ein lebhaftes Geſpräch begonnen hatte, ſetzte es oben eben ſo eifrig fort. Heine, der die ganze Zeit über ſchon mit ſichtlichem Vergnügen das Intereſſe beobachtet hatte, welches alle, die in Eduards Nähe ſtanden, an ſeiner Unterhaltung nahmen, platzte auf einmal im allerjüdiſchſten Jargon los.

„Bei Gott — gebildet!"

Dieſer Ausruf der Verwunderung zeigte eben ſo ſehr ſeine freundliche Teilnahme für Eduard als es deutlich bewies, welche Meinung er von der Bildung eines Schauſpielers im allgemeinen hatte.

Auf Bitten der Geſellſchaft ſang Eduard die Arie des Barbiers mit außerordentlichſtem Beifall, dann mit mir einige Duette. Eine Dame, welche in Hamburg für eine brillante Sängerin galt, es in der Tat auch war, nahm, ſowie Eduard den Platz am Klavier verlaſſen hatte, ihn eiligſt ein und ſang mehrere Koloraturarien mit großer Fertigkeit, eine nach der andern. Heine hörte

ein Weilchen geduldig zu, dann kam er zu mir und ſagte leiſe: „Gehen Sie hin und ſingen Sie, das iſt mir lieber als all das Geſchnörkel da.“ Ich zeigte erſchrocken auf die Dame, legte die Finger auf die Lippen und machte ihm durch Zeichen begreiflich, daß ich das nicht könne.

„Ei was!“ rief er auf einmal laut, nahm meinen Arm, zog mich zum Klavier, und ſagte zu der Sängerin, die eben wieder ein neues Blatt auflegte: „Bitte, ſtehen Sie mal auf, und laſſen Sie die kleine Frau dahin.“ Die Sängerin, ebenſo rot und verlegen wie ich, ſtand raſch auf, und ging, gewiß äußerſt empört, ins Nebenzimmer, wo ſie von einem Kreis Damen und der liebenswürdigen Tochter des Hausherrn aufs freundlichſte empfangen wurde.

Mir blieb nichts übrig als zu ſingen, erſt allein, dann mit Eduard, zur lebhafteſten Freude des alten Mannes.

Emil wie ſeine Freunde blieben gleich unermüdet und eifrig, uns mit allen Sehenswürdigkeiten bekannt zu machen. Das Theater, beſonders das Schauſpiel, hatte durch ſein vortreffliches, raſches Zuſammenſpiel uns den ſchönſten Eindruck gemacht. Von dem Reiz der Gegend, von dem Wohlſtand der Dörfer waren wir entzückt, die Delikateſſen und die Mannigfaltigkeit der Speiſen in den Reſtaurationen hatten wir mit Staunen genoſſen, in dem erleuchteten Alſterpavillon des Abends geſchwärmt, und waren eben im Begriff, zum Schluß all dieſer Herrlichkeiten noch in ein Frühſtückslokal zu gehen, als uns der Onkel Louis mit ſeiner jungen (dritten) Frau begegnete.

Sie, die Tochter eines armen Schusters, die ihre früheste Jugend in einer Kellerwohnung zugebracht hatte, war jetzt die Frau eines der gefeiertsten und berühmtesten Künstlers. Der gute, leichtgläubige Mann hoffte, was ihr an Bildung und Erziehung fehle, würde Dankbarkeit und Liebe ersetzen. Allein, er merkte bald, wie sehr er sich getäuscht. Mit weiblichem Takt wußte sie sich schnell äußeres Benehmen und scheinbar Bildung anzueignen, aber von Dankbarkeit oder Liebe wußte sie nichts. Schmerzlich getäuscht, kränklich, mißmutig, verstand er es gar nicht, ihr auf irgend eine Weise Respekt einzuflößen; sie beherrschte ihn vollständig, und selbst seine Kunstreisen, die früher so belebend und erfrischend auf ihn gewirkt hatten, waren durch ihre Begleitung ihm vollständig verleidet. Er hatte nicht den Mut, sie zurückzulassen, sie schwelgte in seinen Ehren, genoß alle Annehmlichkeiten, die dem berühmten Mann geboten wurden, und kümmerte sich wenig darum, wie weh ihm dabei ums Herz war. Das alles wußten wir und brachten nur mühsam ein Gespräch zustande. Auf ihre Frage, wohin wir gehen wollten, nannte ihr Emil die Restauration. „O gehen Sie nicht dorthin," sagte sie mit affektierter Vornehmheit, „Sie werden dort alles schlecht finden, es riecht nach Teer, der Wein ist mittelmäßig, die Austern nicht zu genießen; ich habe meine braten lassen, und trotzdem konnte ich sie nicht essen." Unwillkürlich sah ich den Onkel dabei an; er warf ihr einen Blick zu, so ausdrucksvoll wie nur er es imstande war: so voll Geringschätzung und Trauer zugleich, daß es mich tief bewegte.

Onkel Louis gab ſeine letzte Gaſtrolle; er ſpielte den Müller in Der Müller und ſein Kind von Raupach, Emil und Doris den Müllerburſchen und ſeine Braut. Genug des Anziehenden für uns, und wie ein paar Gymnaſiaſten, welche die Zeit nicht erwarten können, liefen wir ins Theater. Das Stück machte mir einen furchtbaren Eindruck, mehr zermalmend als erſchütternd. Der Onkel gab den hektiſchen, mißtrauiſch-geizigen Alten ſo naturgetreu, mit ſo erſchreckender Wahrheit, daß man es kaum ertragen hätte, wenn nicht Emil und ſeine Frau durch ihr anmutiges Spiel, durch die Poeſie, welche beide dem Liebespaar zu verleihen wußten, mildernd und verſöhnend gewirkt hätten. Es war uns ein höchſt genußreicher, unvergeßlicher Abend, und mit Erſtaunen beobachteten wir, wie das Publikum für die feinſten, rührendſten Momente Emils weder Verſtändnis noch Teilnahme zeigte. Wieder ſtimmten wir überein, wie viel Schuld das Publikum an dem Verderben der beſten, feinſten Künſtler trägt. Sich von dem Wege der Wahrheit und des Schönen nicht ablenken zu laſſen, dazu gehört ein Charakter ſo feſt und ſicher, wie man ihn ſelten findet. Emil beſaß ihn leider nicht, und der Verdruß, von der Mittelmäßigkeit ſich in der Gunſt und dem Beifall des Publikums ſo oft überflügelt zu ſehen, trieb ihn wohl zuerſt, ſeine ſchöne, edle, maßvolle Spielweiſe aufzugeben.

Die ruhige Vergnügungszeit war vorüber, Eduards erſte Probe auf den folgenden Tag feſtgeſetzt, und wir im Grunde recht froh, endlich die Spannung loszuwerden. Er trat [am 10. Mai 1830] als Barbier auf, eine Rolle,

die er oft auch in der Fremde mit günstigem Erfolg gespielt, die er außerdem vom Meister Lablache gesehen, dem er viele seiner kleinen Nuancen abgelauscht hatte. Ich konnte also eigentlich ganz sicher sein, und dennoch, als abends das Ritornell seiner Arie begann, war mir gerade, als müßte ich davonlaufen. Er kam, frisch und lebhaft, die Stimme klang vortrefflich, meine Angst war verschwunden, das Publikum wie elektrisiert, applaudierte, rief stürmisch von allen Seiten da capo, und Eduard wiederholte die Arie italienisch. Zufällig streifte mein Blick den ersten Rang, da sah ich den kleinen, dicken Salomon Heine in seiner Loge hochaufgerichtet stehen, den Ausdruck der stolzesten Befriedigung im Gesicht, grüßte er vornehm lächelnd in die neben und gegenüberliegende Loge die Bekannten und nahm die Huldigungen, welche seinem Schützling gezollt wurden, gnädig an. Der Abend ging glänzend vorüber, am liebsten hätte ich gleich Loren ihr Teil von meiner Freude gegeben; aber ich konnte nicht fort, denn Emils feierten so vergnügt und froh mit Punsch und Kuchen den glücklich überstandenen Anfang, daß ich undankbar geschienen hätte, wollte ich nicht von Herzen daran teilnehmen.

Die beiden folgenden Rollen Don Juan [22. Mai] und Oreſt [12. Mai] hatten einen ehrenden, aber kühleren Erfolg; Gluck war eine gar zu schwere, unverdauliche Kost für Hamburger Kunstmagen. Eduard hatte oft Gelegenheit später in Berlin den Oreſt mit Madame Milder (Iphiginie) zu singen*) und eine tiefe Wirkung

*) Glucks Iphiginie in Tauris: 26. Jan., 18. Febr. 1831, 21. Juni, 3. Juli 1833.

mit seiner Leistung zu erzielen. Der alte Mendelssohn sagte ihm abends nach einer Vorstellung dieser Rolle, Eduard sei der erste Oreſt, der ihn an den unvergeßlichen Talma lebhaft erinnert habe.

Der damalige Direktor des Theaters, F. L. Schmidt, hatte so viel Interesse an Eduards Talent wie an seinem künstlerischen Streben genommen, daß er uns zu Ehren noch ein großes Abschiedsdiner gab. Sophie Schröder, welche zum Besuch ihrer jüngsten Tochter gerade in Hamburg verweilte, war auch zu diesem Mittag geladen, und ich war außer mir vor Freude, die bedeutende Künstlerin nun in der Nähe zu sehen. Wir hatten uns mit Emils pünktlich zur bestimmten Stunde in des Direktors Haus eingefunden. Der alte Herr war ein feiner, angenehmer Wirt, sein Sohn, ein junger Arzt, lebhaft, unterhaltend, die Gesellschaft, die wir schon versammelt fanden, nicht groß, aber gewählt. Wir warteten mit dem Beginn des Diners nur noch auf Mad. Schröder und ihre Tochter.

Endlich erschollen draußen laute Begrüßungen und Entschuldigungen. Die Türe ging auf, die lang Erwartete trat ein. Ach, welch ein Anblick! — Die ziemlich kleine, breite Gestalt in brennend roten Flor gehüllt oder leider nicht gehüllt! Ihr Gesicht mit den geschminkten Wangen sah vor dem unerbittlich strengen Sonnenlicht fast grob und gewöhnlich aus. Erschrocken und beschämt zog ich mich hinter Doris zurück, aber Mad. Schröder hatte Eduard begrüßt und mich gesehen, kam mir herzlich die Hand reichend auf mich zu, fragte nach meinem Befinden, nach den Kindern, und als sie bei meiner Antwort Tränen in meinen Augen bemerkte, ward ihr Ton

ſo innig warm, der Blick, mit welchem ſie mich betrachtete, ſo tief, ſo gut, daß dieſe wenigen Minuten hinreichten, ihr mein Herz wieder zuzuwenden. Hätte ich ihr in dieſem Augenblick ein anderes Kleid anziehen und die geſchminkten Wangen waſchen dürfen, ich würde ſie geliebt haben wie früher.

Mehrere Jahre ſpäter ſah ich Sophie Schröder wieder, im einfach dunkeln, ſeidenen Anzug, verſtändig und gut, ganz ihrem Alter gemäß plaudernd, dabei von ſo jugendlich glühendem Enthuſiasmus für ihre Kunſt, daß ich wieder entzückt von ihr war wie in meiner Kindheit. Ihr Urteil über Eduard, den ſie als Marc Anton in Julius Cäſar geſehen hatte, und von dem ſie behauptete, er ſei jetzt der einzig vollendete Redner in Deutſchland, machte ſie mir nicht weniger lieb.

Die Unterhaltung bei Tiſch war lebhaft und hübſch; Frau Schröder freilich ſprach nur Theatergeſchichten und meiſt Emil zugewendet, der ihr gegenüberſaß. Er machte ſich ebenſo niedlich vor ihr, als ſie mit ihm kokettierte. Nach dem Eſſen zog mich Dore zum Fenſter und ſagte mit ihrem pikanten Lächeln: „Haſt du wohl bemerkt, wie Emil bemüht war der Schröder zu gefallen? Er war ganz Süßigkeit, vollſtändig Schäfer aus Geßners Idyllen; ja, ja, einer ſo berühmten Künſtlerin zu gefallen, iſt nützlicher als du vielleicht meinſt. Eduard dagegen," ſagte ſie lachend, „war gerade das Gegenteil ſeines Bruders; er ſchien es förmlich darauf abzuſehen, die arme Frau zu ärgern."

„Haſt du's auch bemerkt?" fiel ich ihr raſch ins Wort. — „Freilich, er beſtritt ja alles, was ſie ſagte."

„Nun," meinte Dore, „ſie ſprach auch ziemlich konfuſes Zeug, aber ich glaube darum nicht, daß dieſer Mittag beſtimmt ſei, die alte Frau zu erziehen. Sag' einmal, ich habe mich eben ſchon beſonnen, welchen von den beiden Brüdern du wählen würdeſt, wenn du noch frei wäreſt?"

„Keinen von beiden, wenn ſie immer ſo wären, wie ſie ſich heute gezeigt haben."

Der Tag unſerer Abreiſe war feſtgeſetzt, aber bevor wir uns zur Heimreiſe rüſteten, hatte ich meinem Gefühl nach noch eine heilige Verpflichtung zu erfüllen: Die Geſpielen meiner früheſten Jugend aufzuſuchen. Und es gelang mir nach langem Umfragen, ſie wirklich endlich ausfindig zu machen.

Da ſtand ich wie vor langen, langen Jahren in dem einfach ſauberen Zimmer; über dem Sopha hing noch derſelbe alte Herr mit dem gepuderten Haar, dem Spitzenjabot, der kleinen, goldnen Tabaksdoſe zwiſchen den Fingern, und ſah mich ebenſo freundlich lächelnd an wie damals, als ich noch ein Kind war. Auf dem Fenſterbrett in den roten Blumentöpfchen mit goldnen Löwenköpfen, ganz wie früher, ſtanden Reſedaſtöcke und erfüllten wieder das Zimmer mit ihrem lieblichen Duft. Da ging die Türe auf, die beiden alten Leute kamen mit den Töchtern Polly und Bertha in höchſter Erregung herein. Die Mutter lief auf mich zu, preßte mich ſchluchzend an ſich und rief ein über das andremal: „Thereſe, mein Goldkind, wie lieb, daß du gekommen biſt." Und wie ſie nun anfing von Minen, Vater,

Mutter und Ludwig, von allen meinen geliebteſten Menſchen zu erzählen, da wurde mir ganz warm und heimiſch ums Herz, und ich mußte ihnen verſprechen, wenn auch nur auf eine Viertelſtunde Eduard zu ihnen zu bringen.

Mir zu Liebe war er gern dazu bereit, und war ſo liebenswürdig freundlich dort, daß ich mit der beglückenden Empfindung Abſchied nahm, auch ihnen eine angenehme Erinnerung an unſer Wiederſehen zurückgelaſſen zu haben.

Zurückgekehrt mußten wir gleich zu Mendelsſohns und erzählen. Sie ließen mit Fragen nicht nach, und der verwunderte Ausruf des alten Salomon Heine, „Bei Gott, gebildet," der die größte Heiterkeit erregte, blieb noch Jahr und Tag ſprichwörtlich im Mendelsſohnſchen Hauſe.

Was uns die Freude des Wiederſehens gleich recht gründlich ſtörte, war Lorens Nachricht, daß Eduard ſich in den nächſten Tagen wieder zu einer Reiſe rüſten müſſe. Der König Friedrich Wilhelm III. hatte die Kaiſerin von Rußland, ſeine Lieblingstochter, zu einem ungeſtörten Familienbeiſammenſein auf dem Lande eingeladen und dazu Fiſchbach in Schleſien vorgeſchlagen. Die Kaiſerin willigte darein und beſtimmte den Monat Juni zu dieſer Zuſammenkunft. Der König ließ alle Anſtalten zur Aufnahme des ſehnlichſt erwarteten Gaſtes treffen und, um der hohen Frau außer dem traulichen Beiſammenſein mit den Ihrigen und der reizenden Natur auch Kunſtgenüſſe zu bieten, befahl er ſeine vier erſten Sänger Stümer, Bader, Zieſche und Eduard aufzufordern, ihn nach Schleſien zu begleiten. Henriette Sonntag, die gerade im Begriff ſtand nach England zu

Lomnitz

gehen, ward auch so freundlich dazu eingeladen, daß sie ihre englische Reise bis auf spätere Zeit verschob und bereitwillig der königlichen Einladung folgte. So leid es uns tat, die Eindrücke von Hamburg und allem dort Erlebten nicht zusammen noch einmal im Erzählen durchzugenießen, so mußten wir doch zugestehen, daß nicht leicht ein verlockenderes Anerbieten als eben diese Reise kommen konnte. Unter solchen günstigen Verhältnissen das Riesengebirge kennen zu lernen, die königliche Familie mit ihrer Umgebung so in nächster Nähe beobachten zu dürfen, war für einen jungen dramatischen Künstler ebenso interessant als lehrreich.

Während Lore und ich eifrig beschäftigt waren, Eduards Wäsche und Garderobe instand zu setzen, mehrere vergilbte weiße Halsbinden waschen und bügeln zu lassen, wählte und prüfte er mit den drei andern Sängern Musikstücke, meist vierstimmige Gesänge ohne Begleitung.

Viel Schwierigkeit machte das Finden einer kleinen Oper, welche der König am meiſten wünſchte. Nach langem Suchen ſchien Adolf und Klara von Dalleyrac [Text von Herclots] für dieſe Gelegenheit und dieſe Kräfte am geeignetſten. Die Partie der Klara wurde Fräulein Sonntag zugeſchickt, ein junger Klavierſpieler zum Begleiten und Dirigieren der Oper eingeladen, Koſtüme eingepackt, zwei Theaterdiener mit Reiſegeld verſehen, und nach all dieſen Vorbereitungen fuhren die vier Künſtler in offenem Wagen mit Extra-Poſtpferden an einem hellen Junimorgen zum Tore hinaus. Einiges aus Eduards Briefen*) mag ihn ſelbſt erzählen laſſen.

Schloß Lomnitz, 6. Juni 1830.

Endlich, liebe Thereſe, komme ich dazu, Dir ein paar Zeilen zu ſenden, ſo viel, ſo unendlich viel hätte ich Dir zu ſagen, zu erzählen. Eine Menge Unannehmlichkeiten, Verdrießliches, Läſtiges, Alles habe ich Dir gleich ſchreiben wollen, als die erſten $1^1/_2$ Tage der Reiſe mir in tiefſter Seele zuwider waren, vorzüglich und eigentlich wohl, weil ich Deine Reiſegeſellſchaft mit meiner jetzigen vertauſcht hatte; doch — davon mündlich. — Nachher aber, als die blauen Streifen des Rieſengebirges am Horizont erſchienen, habe ich ſo viel, ſo unbändig viel Schönes erlebt, daß ich ein Lump wäre, wollt' ich nun noch von Lumpigem reden.

Der liebe Gott hat das alles hier recht eigentlich unmenſchlich ſchön gemacht. Ich möchte Dich hier auf dem Blatt ſo gern Fuß für Fuß von einer

*) Die Stellen ſind vom Herausgeber, nicht von Thereſe ſelbſt dem Briefwechſel entnommen.

Gegend zur andern führen, Dir beſchreiben, wie ſo nach und nach alles ſchöner und größer wurde, von Liegnitz an, dann bei Goldberg, wo man ins Gebirge hineinfährt, und nun möchte ich Dir die Straße beſchreiben von Goldberg nach Hirſchberg, wie die Berge immer höher, die Täler immer tiefer und breiter wurden, die Berge anfingen, übereinander zu ſteigen, als wollten ſie über der vorderen Schulter uns angaffen, wie nun bei jeder Krümmung des Weges neue Thäler ſich öffneten, neue Berge hervorwuchſen. Anfangs ſah das Gebirge noch immer ſo aus, wie ich es auf Bildern geſehn, und wie es mir immer nicht gefallen wollte, die erſten Höhen ſind ſo ſeltſam ſtreifenweis theils bewaldet, theils mit buntblühender theils grüner Saat bedeckt, und die Linien dieſer Felder laufen dann ſo den eigentlichen Umriſſen der Berge entgegen, daß das Auge verwirrt wird. Manchmal ſieht es aus, als hätte eine Kinderhand die Höhen willkürlich bunt bepinſelt. Doch Du hatteſt Recht zu ſagen, daß die Bilder, welche ich früher geſehen, ſchlecht wären, wenn auch dieſer Charakter des ſtreifenweis bebauten Erdreiches den Bergen ſelbſt bis unter die Koppe eigen bleibt, ſo iſt doch alles ſo ſchön, ſo groß, ſo mächtig, ſo — ach Wiſchiwaſchi — was faſele ich daher, beſchreiben will ich zu Haus, wenn ich Dir jeden Berg plaſtiſch darſtellen kann, wie er liegt uſw., Du kennſt ja meine Art — aber, Thereſe, hätte ich doch nur eine halbe Stunde Dich bei mir gehabt, als wir nach einem herrlichen Gewitternachmittag, der der Gegend den höchſten Glanz verlieh,

auf eine Höhe kamen, und ich nichts ahnend, vor das Wirtshaus hinaus auf eine Felſenplatte trat und nun — mir war, als bekäme ich einen Schlag mit einem Schmiedehammer auf die Bruſt — die ganze ſchöne Bergkette mit der Schneekoppe vor mir lag, mit allen niedrigeren Bergen, Wäldern, blinkenden Dörfern und Schlöſſern die Gegend ſich bis unter meine Füße lagerte, groß, groß, mächtig, und doch ſo lieb, ſo freundlich, als wenn ein Vater ſein Kind bei der Hand zum Weihnachtstiſche führt: Du, du, was kann der liebe Gott alles. — Der Blick von der Nollendorfer Höhe hinab, von dem ich Dir oft geſagt, iſt lange nicht ſo ſchön als dieſer hier, unvergleichlich nicht. Dazu ſtiegen wieder die Dünſte vom Gewitterregen aus den Thälern langſam in Wolken auf, verhüllten bald einzelne Berge, lagerten ſich um ihre Scheitel, bis die Abendſonne die Nebel alle aufgerollt hatte, und in vollem goldnen Zauberſchein das Bild vor uns blieb, — hätte ich Dich nur gehabt, nur Dich, mein Herz, ich habe immer und immer, ja, ich glaube noch öfter, unbändige Sehnſucht nach Deinem ſtillen Blicke, mit dem Du etwas Schönes betrachteſt, und ich bin ſo entſetzlich allein, ja viel, viel ſchlimmer als das. Genug, wir fuhren durch Hirſchberg nach dem Schloſſe Lomnitz, immer durch die ſchönſte Landſchaft. Es dunkelte, der Nebel ſtieg — da erſchien es ringsum auf den hohen Spitzen der Berge wie glühende Sterne; es waren Freudenfeuer der Kaiſerin zu Ehren, welche gegen Abend angekommen war.

Hier im Schloſſe ſind wir höchſt anſtändig aufgenommen. Graf Redern wohnt mit uns im alten Schloſſe, das neue bewohnt der Gutsherr Baron von Roth ſelbſt. Unſre Zimmer liegen ſo ſchön, als man es ſich nur denken kann. Aus jedem Fenſter eine andere und ſchönere Ausſicht, die Schneekoppe gerade vor uns. Auf meinen Vorſchlag werden wir heut Abend 10 Uhr nach Fiſchbach fahren, der Kaiſerin eine Nachtmuſik zu bringen. Ich habe dazu heute früh in einer eiligen Stunde ein Gedicht gemacht zu vorhandener vierſtimmiger Muſik. Hier gilt es, aus dem Stegreif fechten. Sogar italieniſche Worte zu einem Ständchen hab' ich zuſammengereimt. Man muß ſich überall verſuchen. Jetzt muß ich mich anziehen, die Pferde ſind ſchon da. Wünſche uns gutes Gelingen! Bald mehr.

Den 7ten.

Es iſt Alles glücklich von Statten gegangen. Als der Hof von der Abendtafel aufſtand, welche in einem in vier Tagen auf einem Wieſenſtück beim Schloſſe erbauten Saale gehalten wurde, erſtiegen wir von außen einen Altan und pfiffen los, drei vierſtimmige Lieder. Die Thüren zum Altan waren geöffnet, die Damen näherten ſich, darauf trat die Kaiſerin, trotz des fern am Rieſengebirge donnernden Gewitters und des leichten Sprühregens, in die Thür, „ſehr erfreut über die angenehme Surpriſe, uſw.," ſteife Complimente, der König kommt. „Wird der Regen den ſchönen Stimmen nicht ſchaden? — wo wir wohnen — wann wir angekommen uſw.," kurzum,

genau wie ein Thorschreiber! Die Prinzen wundern sich über mein Dichtertalent, allerhand Rühmliches; Graf Redern sehr erfreut über die gute Aufnahme unsrer Serenade, versichert mich, daß ich persönlich meines Gedichtes wegen den größten succès gehabt habe. (Er hatte schon Mittags eine Abschrift den Prinzen gezeigt.) Der Kronprinz tritt mich auch an, ich wehre mich gegen den Titel eines Dichters, er versichert, das Gedicht sey charmant, exzellent, und so fort. — Hast Du nun genug? — Wenn Du alles dies gehörig herausputzest, einen Ring oder Dose hinzulegst, so kannst Du das erste Auftreten eines jungen Dichters sehr anschaulich schildern.

Das Schönste kam nach, wir fuhren durch die Nacht zurück, und während auf einer Seite die spitzen rauhen Falkenberge vom Mond erhellt waren, blitzte es über dem Riesengebirge, daß ich fast blind vom Zusehen wurde. Wenn wir morgen nicht an den Hof müssen, wollen wir nach Warmbrunn fahren. Bedaure nur nicht, daß über diese Gebirgsreise der Eindruck Hamburgs bei mir zu sehr wird geschwächt werden, es war da auch schön und ganz anders, und dann warst Du bei mir. Nun morgen kommt die Sonntag, dann bin ich nicht mehr allein. Ich sehe Dein Gesicht in diesem Augenblick. Könntest Du mir wol das Herzeleid anthun und weil ich fern bin, an mir zweifeln? — — Zwei Blätter habe ich schon gezeichnet, ich möchte noch 100 machen, einmal weil es so viel Schönes hier giebt, und dann um doch eine Mitteilung

mit Dir zu haben, ich erkläre Dir in Gedanken alles während des Zeichnens. — Nun gute Nacht. Morgen mehr. Dein Eduard.

In einem zweiten Brief ſchreibt Eduard:

— — — Geſtern hatten wir unſre erſte Soirée bei Hofe, ich ſang mit großem Erfolge das Lied des Kauz von Felix, zur Erklärung der Situation und des Charakters hatte ich ein paar Worte Recitativ davor gemacht, welche ſehr gut thaten. Die Compoſition hat Aufmerkſamkeit erregt, und ich verſäumte natürlich nicht, von Felix überhaupt zu reden, erſt heut wieder mit dem General Witzleben, bekanntlich der muſikaliſchen Autorität in unſerm Staate. — — Der König iſt überaus freundlich und munter, auch er hat mich über meine lumpigen Verſe angeredet, er ſagte, ſie machten mir große Ehre, fragte auch nach meinem Zeichnen, von dem er, Gott weiß woher, erfahren hat, kurz der Hof beehrt mich ſehr mit ſeiner Aufmerkſamkeit. Du biſt gewiß böſe, daß ich Dir dieſe hochbelobten Verſe noch nicht geſchickt habe, das thue ich aus Politik; ſo lange Du das Zeug nicht geleſen haſt, denkſt Du Dir wirklich etwas darunter. Heut Abend iſt denn endlich die langerſehnte, hochgefeierte Sonntag angelangt, ſie wohnt auch hier im Schloſſe, hatte ſich aber ſchon niedergelegt als wir zurückkamen. Wenn ſie viel zu Haus iſt, was ich indeß kaum glaube, wird ihre Anweſenheit wohl einen etwas anſtändigeren Ton bei uns einführen und dazu ſei ihr Eingang geſegnet.

Den 13ten.

Wir werden wohl den 16., 17. oder 18ten abreisen; es ist noch alles unbestimmt. Heute oder morgen Abend führen wir Adolph und Klara auf. Meine Kostüme für das Stück waren vergessen worden einzupacken, so bin ich heute früh mit 4 Pferden nach Hirschberg geflogen, habe dort Alarm geschlagen und es wird wohl noch Alles bis heute Abend zusammengeworfen werden. Die Sonntag hat wirklich einen besseren Ton in unser Haus gebracht, sie ist sehr angenehm und geniert gar nicht. Wir machen viele schöne Spaziergänge und Fahrten zusammen und haben viel Wunderschönes gesehen, wenn wir nur noch zwei Tage für die Wasserfälle und die Koppe finden können. Nun leb wohl, küsse die Kinder, ich muß zur Probe hinunter. Bald bin ich wieder bei Dir, wie will ich mich dann letzen, wie wunderssüß wird mir die Ruhe unsers Hauses sein.

Eduard war zurückgekehrt munter und frisch. Er erzählte viel von der einfach väterlichen Weise des Königs, von der vornehmen Grazie der Kaiserin, von den Witzen und Späßen der Prinzen. Was mich aber am meisten interessierte, war das Geheimnis, welches Henriette Sonntag ihm anvertraut hatte, daß sie nämlich schon seit längerer Zeit mit dem Grafen Rossi vermählt sei, Familienverhältnisse halber diese Verbindung aber noch geheim halten müsse. Sie fühle sich wie von einer schweren Last befreit, sagte sie Eduard unter Tränen, einen Menschen gefunden zu haben, dem sie ohne Scheu von dieser für sie wichtigsten Begebenheit ihres Lebens sprechen könnte.

Fischbach

In damaliger Zeit hatte man, besonders Frauen, noch kein so reges Interesse für Politik. Erst die neue große Zeit regte bei allen die Teilnahme dafür an; im Mendelssohnschen Hause war es anders. Die Familie hatte viele Jahre in Paris gelebt. Da war es natürlich, daß sie von den Unruhen dort [der Julirevolution] aufs lebhafteste ergriffen wurde. Alle Morgen, wenn Madame Mendelssohn ganz früh ihre Gartenpromenade machte, klopfte sie mit dem großen, grünen Fächer an Eduards Fenster, setzte sich auf die Bank, die dicht darunter stand und las ihm, sobald er geöffnet hatte, das Wichtigste aus den französischen Zeitungen, die sie täglich erhielten, vor; die ausgebrochene Revolution, die Ernennung Louis Philipps zum König, alles, alles aufs detaillierteste. Zuweilen kam auch der alte Herr Mendelssohn dazu; ich sah dann alle drei eifrigst politisierend, debattierend und gestikulierend in den schönen Baumalleen auf und abgehen, so daß ich oftmals die Kinder

ſchicken mußte, den Vater zu erinnern, daß es Zeit ſei, auf die Probe zu gehen. Ich hielt mich dieſen politiſchen Geſprächen, die leider auch die hübſchen Abende einnahmen, ganz fern und bemerkte mit Bedauern, wie die Verſchiedenheit der Anſichten auch hier — zwar immer in den Grenzen der Höflichkeit und der Schicklichkeit — Streit und Mißſtimmung erzeugten; deſto willkommener war mir der allabendliche Beſuch Alexanders von Humboldt mit ſeinen Begleitern. Herr Mendelsſohn hatte ihm zur Erbauung eines kleinen Magnethäuschens einen Platz in ſeinem großen, ſchönen Park gegeben zu aſtronomiſchen Beobachtungen. Die Größe des Gartens ſchützte die Magnetnadel vor der Erſchütterung durch Wagengeraſſel und Straßenlärm. Spät abends, wenn das Wetter irgend günſtig, kam der alte Meiſter mit ſeinen Jüngern in den Gartenſaal und verweilte noch ein wenig im liebenswürdigſten Geplauder in unſerm Kreiſe. Der junge Dr. Dirichlet, die Hauptſtütze Humbolds bei dieſen Beobachtungen, zündete, ſobald Humbold das Zeichen gab, mit Hilfe Rebekkas, eine kleine Blendlaterne an. Die Herren empfahlen ſich, und wir ſahen das wandelnde Lichtchen in dem dunkeln Garten, bis es hinter den Büſchen verſchwand.

Als ich Rebekka einmal ſagte, der junge Aſtronom habe wieder ganz neue Entdeckungen in den Augenſternen am Rebekkahimmel gemacht, tat ſie zwar ſehr böſe, hörte es aber doch nicht ungern, und daß ich recht prophezeit hatte, zeigte die Verlobungskarte von Rebekka Mendelsſohn mit dem Dr. Le-jeune-Dirichlet, die wir ſpäter erhielten.

So anregend und schön das vertrauliche, ungenierte Zusammensein mit Mendelssohns und ihrem interessanten Kreise auch war, wir sahen täglich mehr ein, daß wir es aufgeben mußten. Die Wohnung war zu ungesund und unbequem für eine Familie mit vier Kindern. Es war zu ebener Erde, ohne Keller darunter, die Fenster, dicht mit Wein umrankt, ließen keinen Sonnenstrahl ein, und es war uns oft, als ob wir Moderluft atmeten.

Mendelssohns waren verständig genug, alle unsere Gründe einzusehen, und Hensels Geständnis, daß für ihn nichts erwünschter als diese Veränderung kommen könnte, da er vergebens sich um ein passendes Atelier bemüht habe, erleichterte uns den Gedanken des Fortziehens noch mehr.

Wir fanden in der Markgrafenstraße 102 [jetzt 103] unser neues Heim. Es war in keinem schönen Haus, „du darfst es ja nicht mit Mendelssohns Palais vergleichen," hatte Eduard etwas kleinlaut gesagt, als er mich zum erstenmal hinführte. Und als wir über den holprigen, schmalen Hof gingen, wo an der einen Seite hochaufgetürmt frisch gehobelte Bretter eine Tischlerwerkstatt vermuten ließen, auf der andern Seite bleiche Kindergesichter mit struppigen Haaren aus den ärmlichen Wohnungen neugierig auf uns niederblickten, mußte ich mich arg zusammennehmen, meine Beklommenheit nicht merken zu lassen. Ich kann aber nicht beschreiben, welche Überraschung mir wurde, als Eduard mich auf den Balkon führte.

Ich sah hinunter in den Garten voll Büsche und Blumen, die eine Seite von einer Weinwand begrenzt, deren Trauben sich schon färbten. Eine herrliche, weit überhängende Trauereſche beschattete eine runde, höchst

einladende grüne Bank. Das Gärtchen — unser Eigentum — zwar sehr klein, erschien doch nicht so, weil die niedrige Umzäunung den Blick frei hinüberschweifen ließ in den weit sich ausdehnenden Garten unsers Wirtes. Es war ein Aufenthalt so friedlich, still, als könne es hier kein Ungemach, keine Sorgen geben. Wie gering erschien mir jetzt das Reckſche Palais samt Kutscher und Bedienten. Die untern Zimmer waren klein und beschränkt, dagegen war ich erstaunt, im obern Stockwerk einen großen Salon von vier Fenster Länge zu finden, welche alle die Aussicht in den Garten hatten. Dies sollte Eduards Arbeitszimmer werden und uns als Gesellschafts- und Musikzimmer dienen. Daß die obere Etage nur aus leichtem Fachwerk bestand und dem Winde erlaubte, da sie von allen Seiten ganz frei stand, wo es ihm beliebte, durch die dünnen Wände einzudringen, beachteten wir weiter nicht. Wir waren jung und wollten um solcher Kleinigkeiten willen unsere Freude an all dem Schönen nicht grämlich verkürzen.

Und was haben wir hier alles erlebt! Schweren Kummer und unendliche Freude, wie vielen Verdruß und Kränkung, wie viel Anerkennung und Ehre! Aber alles, was uns traf, trugen und genossen wir zusammen, und es knüpfte uns nur noch fester aneinander.

Im Hause Ludwig Rellstabs, mit dem und dessen liebenswürdiger Frau wir gern und vertraut verkehrten, hatten wir auch einen jungen Musiker, Wilhelm Taubert, kennen gelernt, der ganz in unserer Nähe wohnte. Er war der Sohn unbemittelter Eltern und hatte sowohl seine wissenschaftliche als musikalische

Bildung einem vornehmen Gönner zu danken. Das muntere, liebenswürdige Weſen, die hingebende Zärtlichkeit für Eduard, beſonders aber das ſehr bedeutende muſikaliſche Talent des jungen Mannes machten ihn uns bald lieb und wert, ſo daß, als er einſtmals klagte, kein ruhiges Arbeitsplätzchen im elterlichen Hauſe zu haben, Eduard ihn aufforderte, ſein Arbeitszimmer, das geräumig genug ſei, ungeniert mit ihm zu teilen. Voll Freude nahm Taubert das Anerbieten an, und ſchon am nächſten Morgen lief er mit Notenpapier und allem, was er bedurfte, die Treppe hinauf, ſetzte ſich behaglich an das Tiſchchen, das wir für ihn in eins der Fenſter zurechtgeſtellt hatten, und unſer grüner Saal war bald die freundliche Werkſtatt zweier fleißiger, ernſt ſtrebender Künſtler.

Hier ſchrieb Eduard in dieſen und den folgenden Jahren Hans Heiling, Das graue Männlein, Die Gunſt des Augenblicks und Die Verirrungen, deren Werden und Inslebentreten uns eine Fülle reicher Freuden ſchenkte.

Taubert komponierte — meiner Meinung nach — hier ſeine ſchönſten Lieder, mehrere Klavierſtücke und Eduards Operntexte Der Zigeuner und Die Kirmes. Oftmals ward ich aus der Küche oder von den Kindern fortgeholt, um ein eben vollendetes Muſikſtück zu ſingen, und ſie nannten mich deshalb ſcherzend die „Ratze“, an der das Gift probiert würde.

Unſer freundſchaftliches Verhältnis zu Mendelsſohns war innerlich unverändert geblieben, nach außen freilich hatte es ſich durch die Umſtände ſehr verändert, denn während ſonſt eine Frage, ein Spaß, ein muſi-

kaliſcher Einfall uns ſchnell zu einander trieb, ſahen wir uns jetzt oft monatelang nicht und dann niemals unvorbereitet. Nicht nur die weite Entfernung machte die öfteren Beſuche unmöglich, auch die heranwachſenden Kinder nahmen uns täglich mehr in Anſpruch. Wir laſen, ſangen, ſpielten mit ihnen und ſahen mit freudiger Genugtuung den außerordentlich günſtigen Erfolg dieſer Beſchäftigung mit ihnen.

Felix Mendelsſohn war ſehr viel in der Fremde, doch fanden wir in ſeinen Briefen ſtets dieſelbe unveränderte liebenswürdige Zugehörigkeit für uns. Wir hatten ihm ein paar von Tauberts Liedern geſchickt. Er ſchrieb ihm, wie ſehr ſie ihm gefielen, und nannte mit freundlichſtem Eingehen und echt künſtleriſchem Verſtändnis die Stellen, welche ihm die liebſten geworden. Taubert, ganz beglückt dadurch, antwortete in ſeiner warmen, herzlichen Weiſe. So hatten wir unſere lieben jungen Freunde auch zu Freunden gemacht.

Nicht gar lange danach kam Mendelsſohn zum Beſuch der Eltern nach Berlin, und ſo wurde er bei uns auch perſönlich mit Taubert bekannt. Auf unſern Wunſch ſetzte er ſich ans Klavier und phantaſierte nach ſeiner alten, hinreißenden Weiſe. Er verflocht die Melodien der Taubertſchen Lieder ſo unbemerkt hinein, daß wir anfangs es kaum erkannten, dann aber brachte er ſie immer deutlicher, immer beſtimmter, bis er zuletzt mit dem einfachſten der beiden Lieder ſeine Phantaſie ſchloß. Taubert reichte ihm ſtumm die Hand, er konnte vor Bewegung und Rührung nicht ſprechen.

Der Frühling [1831] kam, die laue Luft, die erſten Knoſpen, der Geſang der Vögel lockte die naturſchwärmenden Berliner hinaus ins Freie, und auch wir ſchmiedeten tauſend ſchöne Reiſepläne, die leider immer an unſerer Sparſamkeit ſcheiterten. Vor allem andern war es die Einladung zu lieben Freunden Tauberts auf dem Lande, der wir gar zu gerne gefolgt wären. Er ſelbſt hatte mehrere Sommer ſchon dort glückliche Stunden verlebt, ſich neue Arbeitsluſt und Friſche geholt. Daß Tauberts Freunde auch unſere werden mußten, verſtand ſich ganz von ſelbſt. So waren wir mit der liebenswürdigen Familie des Oberamtmanns Cromer in Egeln bei Magdeburg ſchon ebenſo vertraut, wie ſie mit uns, ohne daß wir uns je geſehen hatten.

Wir ſannen hin und her, da kam Eduard der glückliche Gedanke, ſich an den Direktor des Magdeburger Theaters um ein Gaſtſpiel zu wenden. Wir hatten wenig Hoffnung, aber er wagte den Verſuch, und ſchneller, als wir es irgend erwarteten, kam eine ſehr günſtige Antwort mit der Zuſage auf vier Rollen im Juni, die alle Koſten hinlänglich deckten. Unter Tauberts Schutz, Lorens Oberaufſicht und der Pflege zweier braven Mädchen konnten wir unbeſorgt die Kinder zu Hauſe laſſen und froh die Reiſe antreten.

Magdeburg in ſeiner eigentümlichen Bauart, in der Hauptſtraße die Etagen ſo wunderlich übereinander vorgerückt, das echt kaufmänniſche Treiben und Leben war amüſant und hübſch.

Wie natürlich lag die Sorge um das Gelingen des Gaſtſpiels wie ein Alb auf uns, und wir waren froh, als

der Abend seines ersten Auftretens [4. Juni 1831] herangekommen war. Leider überfielen mich so heftige Zahnschmerzen, daß es mir unmöglich war, der Aufführung beizuwohnen. Ich hoffte auf die nächsten Vorstellungen, die rasch hintereinander folgten, da aber das Übel keineswegs sich gebessert hatte, mußte ich Eduards dringenden Bitten, der mich für den Besuch auf dem Lande recht frisch haben wollte, nachgeben und geduldig im Zimmer aushalten.

Glücklicherweise verweilte ein Hamburger Kaufmann, ein Freund Emils, auch gerade in Magdeburg. Er hatte sich uns vorgestellt und versprach, als er meinen Kummer sah, mir getreulich von Eduards Darstellungen Bericht zu erstatten, und wirklich kam der freundliche Mann schon nach dem ersten Akt des Barbier atemlos gelaufen, mir zu erzählen, daß stürmisch applaudiert und gerufen worden sei.

Wir hatten unsere Abreise gleich auf den ersten Morgen nach Beendigung des Gastspiels festgesetzt, konnten aber dem Wunsch des Freundes aus Hamburg nicht entgegensein, einen Tag zuzugeben. Er versprach uns die interessante Bekanntschaft eines noch jungen Mannes, der, wie so viele, ein Opfer jener scheußlichen Zeit des Belauerns und Anklagens für jedes unbedachte, jugendlich-freisinnige Wort geworden war. Sieben Jahre hatte er in strengster Festungshaft zugebracht. In seiner Vaterstadt in Thüringen war er so geachtet gewesen, daß man ihn bei der nächsten Wahl zum Bürgermeister hatte ernennen wollen. Die Stelle war nun längst besetzt, seine Braut, vor seiner Haft frisch und blühend, jetzt ein vergrämtes, alterndes Mädchen.

Die Zeit seiner Gefangenschaft war um, in wenig

Tagen durfte er das Gefängnis verlaſſen, das gab ihm die Berechtigung — aber doch noch in Begleitung eines Gefangenwärters — hinaus in die Stadt zu gehen.

Wir ſaßen im Hotel am elegant ſervierten Kaffeetiſch des Hamburgers, als es klopfte, und ein Herr von ruhigem, angenehmem Äußern eintrat; ich war erſtaunt, keine Spur von Aufregung oder Zorn bei ihm zu finden. Er ſprach leiſe, langſam und überlegt, kurz, machte mir gar nicht den gewünſchten grauſigen Eindruck.

Als ich beim Nachhauſegehen dies gegen Eduard äußerte, ſagte er: „Er war ſieben Jahr gefangen, denke dir die Länge eines einzigen Jahres, wie vielem Zorn, Grimm und Tränen kann er da Luft gemacht haben, der Arme, zu jahrelangem Schweigen verdammt. Wo ſoll die Stimme da Kraft und das Sprechen Geläufigkeit herhaben?“ Den ganzen Abend verbrachten wir in tiefſter Bewegung und Teilnahme mit den vielen auf dieſe Weiſe vernichteten ſchönſten jugendlichen Kräften und Hoffnungen. Eduard glühte vor Erregung; wie hatte ich ihn lieb in ſolchen Momenten!

„Ach, nun iſt's ja vorbei,“ ſagte ich, „denke lieber, wie er jetzt ſeinen kleinen Koffer packt, zum letztenmal ſich die Gefängnistüre hinter ihm ſchließt, er hingeht, ein Billet zu löſen, in den Poſtwagen ſteigt, hinausfährt, ein freier Menſch, Wieſen, Felder und Wälder wieder ſieht, immer näher der Heimat kommt, all die lieben Orte und zuletzt die lieben Menſchen wieder ſieht, unverändert — ein bißchen älter, das ſchadet nichts! Das iſt ſo ſchön, ſo wundervoll, das muß kaum zu ertragen ſein!“

Am frühen Morgen des nächsten Tages machten wir uns auf den Weg nach Egeln. Ich atmete auf, als wir glücklich durch die letzte bombenfeste Wölbung hindurchgefahren waren, und Magdeburg im goldnen Sonnenduft hinter uns lag. Mir war bis dahin immer bang gewesen, das schwere Fallgitter würde zufallen und uns auf Lebenszeit einsperren. Mit neuer Luft genossen wir die Freiheit in der üppigen, reichen Natur.

Wir kamen zeitig auf dem Gute an. Auf des Kutschers Peitschenknallen ward das schwere Hoftor geöffnet, ein Knecht stand grüßend daneben. Wir fuhren über den weiten Hof, der an beiden Seiten von Wirtschaftsgebäuden eingeschlossen, viel ländliche Kostbarkeiten zeigte, als einen großen Düngerhaufen, eine Entenpfütze, unzählige Hühner, Gänse, Enten, Tauben, Puten und zwei schöne, stolze Pfauen. Vor dem Herrenhaus, das in seiner großen Ausdehnung recht stattlich aussah, aber nicht das Geringste von architektonischer Schönheit zeigte, hielten wir.

Die ganze Familie empfing uns vor der Türe so herzlich zutraulich, als wären wir schon jahrelang einander bekannt. Nach einem vortrefflichen Frühstück, das schon bereit stand, mußten wir gleich an den Flügel, denn Taubert hatte ihnen so viel von unsern Duetten geschrieben, daß sie keine Zeit verlieren wollten, „dieses Kunstgenusses teilhaftig zu werden".

Die beiden sehr liebenswürdigen Töchter waren musikalisch und besaßen eine auserwählte Notensammlung. Die Eltern, wenn auch selbst nicht ausübend, hatten eine große Kenntnis der besten Musik, und das unbeirrte,

ſelbſtändige, wenngleich höchſt beſcheidene Urteil aller über Kompoſitionen wie über Gedichte ſetzte uns in Verwunderung. Wir waren ebenſo gierig, ihnen vorzuſingen, als ſie es waren, uns zuzuhören. Unvergeßlich iſt es mir geblieben, wie der ſtattliche, große Oberamtmann uns am Flügel gegenüberſtand, um uns, zugleich aber auch durch das Fenſter den Hof, beobachten zu können. Sein wettergebräuntes Geſicht trug den Ausdruck innigſten Behagens, und als wir das kleine, zweiſtimmige Lied von Silcher „Du gibſt mir alſo nicht dein Herz" ſangen, das uns immer recht von Herzen kam, und wir den Schluß langſam und leiſe verklingen ließen, hatte der alte, kräftige Mann Tränen im Auge und war ſo bewegt, daß wir ſelbſt ganz davon ergriffen wurden. Da — wiſchte er raſch mit der Hand die Tränen fort, ſein Geſicht bekam einen ſehr zornigen Ausdruck, er lief zum Fenſter, riß es auf und rief mit donnernder Stimme etwas hinaus, das wir nicht verſtanden; die Frau aber ſagte lachend: „Ja, ja, Papa! Das kommt davon, wenn du um dieſe Zeit im Zimmer biſt. So lange wir verheiratet ſind, iſt das noch nicht vorgekommen."

Die große Glocke über der Eingangstüre läutete. Es war zwölf Uhr und Mittagszeit. Wir gingen in den anſtoßenden, etwas dunklen Speiſeſaal, wo eine lange Tafel, mit ſchönen Blumen und Früchten geſchmückt, gedeckt war. Die Tiſchgenoſſen ſammelten ſich, der zweite Sohn des Amtmanns war vom Vorwerk hereingekommen, zwei jüngere Kinder aus der Schule. Bald darauf traten mit reſpektvollem Gruße der Inſpektor, drei junge Praktikanten und zuletzt die hübſche Haushälterin ein. Das

Essen war auserlesen, der Wein, die Früchte vorzüglich, die Unterhaltung munter und ungezwungen.

Unsern Plan, noch am nämlichen Abend weiter zu reisen, mußten wir, ihren dringenden Bitten folgend, aufgeben und taten es gern. So benutzten wir die langen Nachmittagsstunden, uns auf der großen, bedeutenden Domäne umzusehen. Eduard begleitete die Herren nach dem Vorwerke, indessen ging ich mit den Frauen durch den großen, schönen Garten an dem Fischteich vorüber nach den Wirtschaftsgebäuden. Welche Ordnung, welche Reichtümer waren da aufgehäuft, und doch wie sparsam ward alles — auch das Geringste benutzt und verwendet.

Der Beruf des Landwirtes schien mir heute der natürlichste, erhebendste und beneidenswerteste. Ich sprach abends dem Amtmann mein Entzücken darüber aus. „Kann es denn etwas Beglückenderes geben als so im steten Verkehr mit der Natur zu leben?" rief ich fast ärgerlich über sein Kopfschütteln.

„Gewiß nicht!" antwortete der Oberamtmann, „lebten wir auch nur mit der Natur, aber daß wir von ihr und durch sie leben müssen, das ist das Traurige, da hört die Poesie auf. Während Sie den vollen, reinen Genuß haben, berechne ich nur den Nutzen, was dieses und jenes eintragen kann. Vorhin z. B. mußte ich fast das Lachen unterdrücken bei Ihrem Entzücken über die schönen, üppigen Farnkräuter, weil ich in demselben Augenblick mich besonnen hatte, wann ich wohl am besten den Knecht hinausschicken könnte, sie auszurotten."

„Auszurotten?" fragte ich ganz entsetzt.

„Die Wurzeln der Farnkräuter greifen unter dem Boden weit um ſich, verſchlingen ſich und tun den nützlichen Pflanzen Schaden, indem ſie ihnen Nahrung und Kraft entziehen.“

„Ach, wie tut mir das leid, nun werde ich bei den ſchönen, maleriſchen Blättern immer nur an die abſcheulichen Wurzeln denken.“

„Nein,“ ſagte der Amtmann ſehr liebenswürdig, „das darf Ihre Freude nicht ſtören, genießen Sie ungetrübt die Schönheiten der Pflanzen und Blüten, und überlaſſen Sie mir die Sorge und Mühen; dagegen will ich mich an Ihrem Geſang ergötzen und mich auch weiter nicht darum kümmern, wie viel herbe, bittere Stunden ſolch ein Künſtlerleben mit ſich bringt.“

Am folgenden Nachmittag nahmen wir Abſchied von den prächtigen Menſchen, die uns in den wenigen Stunden ſo lieb und wert geworden waren.

Die acht Tage, welche wir im Harz zubrachten, waren eine Kette der unvergeßlichſten, ſchönſten Stunden. Die Rückreiſe machten wir über Deſſau, das wir gern kennen lernen, und wo wir ein paar liebe Bekannte beſuchen wollten.

Trotz meiner Vorliebe für kleine Städte konnte ich Deſſau keinen Geſchmack abgewinnen. Mir kam es langweilig und ſpießbürgerlich vor. Freilich war es die proſaiſchſte Stunde des ganzen Tages, in welcher wir hineinfuhren, mittags, wo die Sonne grell und glühend in allen Straßen und auf allen Plätzen lag.

Nach dem Eſſen ſuchten wir die Witwe des damals ſo beliebten Liederdichters Wilhelm Müller auf. Wie

bewegte mich ihr Anblick. Wir hatten die hübſche, junge, etwas übermütige Frau kennen gelernt, als ſie auf der Hochzeitsreiſe mit ihrem liebenswürdigen Mann durch Berlin kam und in all den Kreiſen, wo wir mit ihr zuſammentrafen, mit etwas übertriebenem Enthuſiasmus — was in Berlin leicht geſchieht — aufgenommen wurde. Jetzt, wo der geliebte Mann ihr früh und raſch durch den Tod entriſſen war, lebte ſie ſtill in beſchränkten Verhältniſſen, eine alternde, beſcheidene Frau. Sie brachte uns ihre Kinder, ein Mädchen und einen etwas jüngeren ſchönen Knaben mit vielverſprechendem Geſicht, das Wort gehalten hat. Max Müller zählte ſehr jung ſchon zu den Berühmtheiten der Oxforder Univerſität.

Kaum von der Reiſe zurückgekehrt, erhielt Eduard einen Brief von ſeinem Bruder Karl aus Hannover, der uns in einige Aufregung verſetzte. Er ſchrieb: „Unſer Kapellmeiſter Marſchner hat dein Gedicht Hans Heiling geleſen und ſich äußerſt günſtig darüber ausgeſprochen. Mir ſcheint, als wünſche er den Text zu haben, und ich meine, es wäre recht glücklich für dich, wenn ſo ein ausgezeichneter Muſiker die Oper komponierte. Das würde ſchnell deinen Namen rühmlich bekannt machen."

Obgleich Eduard Marſchners Lob ſeines Gedichtes nur für eine Höflichkeit gegen Karl hielt, ſo antwortete er doch auf der Stelle und war nicht wenig überraſcht, als ſchon nach einigen Tagen ein Brief von Marſchner kam, der uns alle in die freudigſte Stimmung verſetzte. Er lautete:

Sehr verehrter Herr!

Mit großer Freude habe ich von Ihrem Herrn Bruder erfahren, daß Sie der Verfaſſer des Hans Heiling ſind. Ihr Vertrauen iſt mir höchſt ſchmeichelhaft, und ich werde es zu rechtfertigen ſtreben. Der Stoff iſt ebenſo neu als ergiebig, und ich ſtaune, mit welch dichteriſcher Kraft und Bühnenkenntnis Sie ihn zur Oper benutzten.

Ich fühle ſchon jetzt — obgleich ich noch nichts thun als das Gedicht leſen konnte — wie es mich ergreift, und mir Ideen und Melodien zuſtrömen. Darauf ſtütze ich die Hoffnung, daß ich nicht zu weit hinter Ihnen bleiben werde, obwohl ich mir nicht verberge, daß die Aufgabe eine höchſt ſchwierige iſt. Leider ſind meiner Berufsgeſchäfte ſo viel, daß ich mich nur ſelten meiner Phantaſie und der Arbeit widmen kann, doch das iſt ja der allgemeine Fluch deutſcher Componiſten, daß Vaterland und Regierungen nichts für ſie thun und ſie gezwungen ſind, nach mit Frohndienſten überhäuften Anſtellungen zu greifen, um ihr Daſein zu friſten! Gebäre Deutſchland auch zehn Spontinis; nicht einer von ihnen würde einen König von Preußen finden. — Von Ihrem Herrn Bruder höre ich, daß am 3ten Auguſt mein Templer in Berlin gegeben werden ſoll, geſtehe aber offen, daß ich nicht recht daran glaube, da mir von Direktionswegen noch keine Sylbe darüber zugekommen iſt, obwohl ich Graf Redern erſucht habe, es möglichſt ſo zu arrangieren, daß ich wie Rieß, Weber und Spohr mein Werk ſelbſt zur Aufführung bringen dürfe . . . . . .

Der bittere, gereizte Ton des Briefes tat uns weh, aber war er nicht ganz begreiflich und gewaltsam hervorgerufen? — Einem Künstler von solcher Auszeichnung, der Opern wie Die Falkersbraut, den Vampyr und nun gar den Templer und Jüdin geschrieben hatte, so rücksichtslos und geringschätzig zu begegnen, das mußte auch den ruhigsten, bescheidensten Mann empören.

Eduard teilte sein und Marschners Unternehmen gleich nach den ersten miteinander gewechselten Briefen dem Grafen Redern mit, der diese Eröffnung mit freundlichstem Entgegenkommen aufnahm. Er versprach, die Oper, sobald sie vollendet sei, auf der Königlichen Hofbühne zur Aufführung zu bringen und freue sich, Gelegenheit zu haben, den beiden Künstlern zu zeigen, wie hoch er ihre Talente schätze.

Mit fröhlichem Mut und Eifer gingen nun beide an die Arbeit, denn auch Eduard fand noch vieles im Texte zu ändern und zu bessern.

Am 3. August [1831] zu des Königs Geburtstag sollte wirklich der Templer zur Aufführung kommen. Die Rollen wurden ausgeteilt, die Proben angesetzt, ohne daß der Komponist von der Direktion eine Silbe erfuhr oder gar zum Einstudieren und Dirigieren seiner Oper eingeladen wurde.

Eduard, der die höchst interessante Aufgabe des Templers darzustellen hatte, wandte sich nun mit den eingehendsten Fragen und Vorschlägen an Marschner, aber nicht nur für sich; mit gleicher Wärme und Teilnahme nahm er sich des ganzen Ensembles an, und der Erfolg krönte seine Bemühung. Der Beifall des Publi-

kums war ſtürmiſch, ich ſelbſt war tief erſchüttert. Die Poeſie des Stoffes (nach Walter Skotts Ivanhoe), der Reiz der Melodien, die Gewalt der ganzen Kompoſition, die vortreffliche Inſtrumentierung — alles, alles machte die hinreißendſte Wirkung. Der „Templer" galt — nach dem Urteil aller — für Eduards beſte Rolle, und diesmal waren es nicht nur die Sachverſtändigen, er riß das ganze Publikum zum enthuſiaſtiſchen Beifall hin.

Niemand als ein Künſtler, oder wer ihm ſo im Innerſten nahe ſteht, kann ſich eine Vorſtellung von der Seligkeit ſolcher Stunden machen. Wir fühlten uns wie der Erde entrückt, voll Jubel mit Tränen der Rührung im Auge. Schade, daß dieſe gehobene Stimmung von ſo kurzer Dauer iſt, daß Neid und Gott weiß welche Erbärmlichkeiten ſo ſchnell bereit ſind, alles herabzuziehen. Wenn es Eduard perſönlich auch dieſes Mal nicht traf, ſo ſchmerzte es ihn darum nicht weniger, Marſchners Meiſterwerk, das die höchſte Bewunderung verdient hätte, von der Kritik mit der gewöhnlichen geringſchätzigen Art behandelt und beurteilt zu ſehen. Eduard, wie alle Kunſtfreunde, waren empört, und das Publikum, das ſich dem böswilligen Einfluß entzog, drängte auf Wiederholung der Oper; auch der König wie der Hof, die bei der erſten Aufführung nicht anweſend waren, verlangten danach.

Eduard fühlte — wie nach einer ſolchen Anſtrengung ganz natürlich — die Stimme angegriffen, weniger durch die geſanglich ſchwierige Aufgabe, als durch die furchtbare Erregung nervös gereizt. Er bat um acht Tage Ruhe, ſich gänzlich wiederherzuſtellen; es ward ihm gewährt.

Die Friſt war um, die Oper angeſetzt, und der An-

drang ungewöhnlich, aber noch fand Eduard sich solcher Aufgabe nicht gewachsen. Er schrieb es dem Grafen, der wollte von längerem Hinausschieben nichts wissen und antwortete spaßend: Es sei ihm längst bekannt, daß Eduard stets die höchsten Anforderungen an sich stelle, er möge den Enthusiasmus des Publikums nicht erkalten lassen und mit gutem Vertrauen an das schöne Werk gehen, das ihm so viel ehrende Anerkennung, den Zuhörern einen so großen künstlerischen Genuß bereitet habe. Der Hof sei aufs äußerste gespannt, das Opernhaus bis auf den letzten Platz ausverkauft, kurz, er tat alles, um Eduard zu überreden, und der — hoffend, daß wieder, wie schon oft, der Abend der Stimme günstiger sein werde — fuhr all unsern Bitten und Warnungen entgegen um fünf Uhr ins Theater. Voll bangster Sorge folgten wir ihm später. Von Szene zu Szene verlor er die Singstimme mehr — das trieb ihn zu so energischem Sprechen und Spiel, daß man den Gesang kaum vermißte. Er feierte an diesem Abend den höchsten Triumph seiner Künstlerschaft — aber völlig ton- und stimmlos fuhr er nach der Vorstellung mit uns nach Hause. Sehr aufgeregt nahm er nur ein warmes Getränk und legte sich nieder.

Mit Bangen erwarteten wir den Morgen. Dieselbe Stimmlosigkeit, all die oft bewährten Hausmittel sowie Ruhe und Schweigen veränderten nichts. Wir schickten zum Arzt, er wandte vergebens sanfte und energische Mittel, strenge Diät, gänzliches Schweigen an — vergebens! Volle vier Wochen dauerte dieser beängstigende Zustand, ohne auch nur im geringsten nachzulassen.

Wir lebten still und einsam. Voll Teilnahme, nach

ihm zu fragen, kamen die Freunde oft, gingen aber bald wieder traurig fort, wenn ſie immer denſelben Beſcheid erhielten. Bleiſchwer lag die Sorge um Eduards Beruf, um unſere Exiſtenz und die Zukunft der Kinder auf uns. Eduard prüfte, ob ſeine literariſche Fähigkeit wohl ausreichend ſei, uns zu erhalten. Ich dachte daran, wieder Muſikunterricht zu geben, Lore wollte Handarbeit machen. Es war eine Zeit der ſchwerſten Sorge und ſo rührend, wenn wir an jedem Morgen oben über uns die Stimmgabel aufſchlagen, Eduard den Ton probieren hörten, der wieder und immer wieder verſagte — bis endlich eines Morgens die kleine Stimmgabel wieder klang — ich wieder horchte, und es mir wie ein glühend ſüßer Stich durchs Herz fuhr, als ich Eduards Stimme, wenn auch ſchwach, doch rein und wohlklingend wieder hörte. Wie ich die Treppe hinauf zu ihm ins Zimmer kam, weiß ich nicht, denn ich war außer mir, und der grüne Saal war Zeuge eines unbeſchreiblich glücklichen Augenblicks. Von nun an, durch geſchicktes, vorſichtiges Üben unterſtützt, ward die Skala immer ſicherer, reiner, und nach ſiebenwöchentlicher Unterbrechung konnte ſich Eduard wieder zum Dienſte melden.

Unterdeſſen war auch der Heiling fertig geworden, Marſchner ſchickte den größten Teil der Partitur. Wir ließen gleich Taubert rufen, der eiligſt kam, an den Flügel ſtürzte, die Partitur auflegte und mit bewundernswürdiger Geſchicklichkeit nicht allein die undeutlich geſchriebenen Noten las und ſpielte, ſondern auch alle Partien ſang, ohne daß auch nur ein Wort des Textes

mangelte. Wir machten uns gleich daran, unter seiner Leitung einzelne Szenen einzustudieren. Es waren schöne, genußreiche Abende, an welchen wir die Musik des genialen Komponisten einem gewählten Kreise von Freunden und Bekannten vortrugen. Unter diesen befand sich auch Felix Mendelssohn, der gerade in Berlin anwesend, sowie Otto Nicolai, der Komponist der „Lustigen Weiber".

Unsere Proben gelangen vorzüglich, da wir alle von gleicher Lust und gleichem Eifer beseelt waren. Die in Berlin so hochgefeierte Sängerin von Schätzel sang die Königin, Mantius den Konrad, Eduard den Heiling, ich die Anna, ein hübscher Chor von Dilettanten nahm bereitwilligst teil. Unsere entzückten Zuhörer besprachen in allen Kreisen den Eindruck der neuen Oper von Marschner, alles war begierig zu sehen. Umsonst! Das neu geschaffene Werk blieb unbenutzt, ungehört drei volle Jahre liegen. Welch ein Nachteil für die Schöpfer dieses Werkes daraus entstand, ist leicht einzusehen. Alle größeren Bühnen Deutschlands verlangten nach der Oper, aber der Komponist durfte sie keiner geben, denn Berlin hatte das Vorrecht. Schmerzlicher noch als der pekuniäre Verlust war beiden Künstlern, daß ihnen die Gelegenheit genommen war, ihre Arbeit zu prüfen und daraus lernen zu können.

Woher alle Hindernisse kamen, wußte die ganze Stadt. Daß Spontini den bedeutenden, überragenden Rivalen Marschner fürchtete, war wohl bekannt, aber trotz aller Empörung, die sein Benehmen hervorrief, hatte keiner den Mut, dieser Macht entgegenzutreten.

Wir wären sehr undankbar gewesen, wenn wir unser jetziges Leben nicht als höchst bevorzugt hätten anerkennen und preisen wollen. Der Kreis anregender, interessanter Bekannter hatte sich wesentlich vergrößert, ohne daß die Zahl herzlich lieber Freunde abgenommen hätte. Unser Gärtchen bot, so lange die Jahreszeit es erlaubte, viel heiter-gesellige Stunden. Wir tranken unter der weit überhängenden Traueresche den Tee, plauderten lebhaft oder sangen vierstimmige Lieder oft noch spät draußen im Mondenschein und freuten uns über die zahlreichen bescheidenen Zuhörer auf dem Hofe und in der Tischlerwerkstätte.

Da plötzlich erkrankten zwei unserer Kinder am Scharlachfieber. Felix kam leicht und glücklich davon, während das arme Annchen alle Qualen dieser heimtückischen Krankheit erleiden mußte. Sie war längere Zeit ganz taub, aber sie genaß, und wir konnten nach acht Wochen der größten Sorgfalt die Kinder wieder zueinander bringen. Mit dankbarem Herzen und süßer Schokolade feierten wir froh und vergnügt das Genesungsfest. Am lustigsten von allen war der kleine Gustav, und um so tiefer erschütterte uns die grausame Gewalt des Scharlachfiebers, das, nachdem schon alle Zweifel und Bangen von uns gewichen waren, uns in kaum sieben Tagen den blühenden Knaben entriß.

Im grünen Saal oben am Fenster standen Lore und ich; weinend blickten wir hinaus in den Garten, wo wir den lieben Jungen so gern umherspringen sahen, wenn die langen, blonden Locken ihm über das frische Gesichtchen fielen — und warteten auf Tauberts und

Eduards Rückkehr, die das liebliche Geschöpfchen zu seiner letzten Ruhestätte gebracht hatten.

Im Hause eines Künstlers gestaltet das Leben sich sehr verschieden von dem anderer Stände. Was hier Zerstreuung und Vergnügen, ist dort ernste Beschäftigung und Pflicht. Da wir nun die wärmsten Teilnehmer an Eduards Tätigkeit waren, so wurde auch bald nach dem Tode des süßen Kindes wieder musiziert und gelesen, und wir fühlten, daß all diese Dinge unserer Trauer keinen Abbruch taten.

Etwa 14 Tage nach dem Tode unsers Gustav [April 1832] fand ein Morgenkonzert im kleinen Saale der Singakademie unter Zelters Leitung statt, bei welchem Eduard mitzuwirken versprochen hatte. Er wählte zwei Löwesche Balladen — Herr Oluff und Des Goldschmieds Töchterlein — von Taubert begleitet, die stets den allertiefsten Eindruck gemacht hatten. Um 11 Uhr fuhr ich mit Eduard hin, und um nicht unter den vielen fremden und bekannten Menschen zu sitzen, ging ich hinauf zur kleinen Gallerie, wo ich unbemerkt und fast allein war.

In der Pause war es mir aufgefallen, wie sehr Zelter gealtert hatte, und wie bleich er aussah; da hörte ich schwere Tritte hinter mir, einen Stuhl heranziehen — es war Zelter!

„Ich habe Sie von unten erkannt und mich gefreut, Sie hier zu sehen, es zeigt mir, daß die Kunst Ihnen ernst ist. Man kann mit dem tiefsten Weh im Herzen sich doch des Schönen freuen.“ Er nahm meine Hand

und hielt ſie, dann ſagte er mit bebenden Lippen: „Ich habe auch mein Liebſtes auf Erden verloren — Goethe iſt tot!“

„Ich weiß es,“ erwiderte ich ſehr bewegt, „und habe bei der Nachricht gleich an Ihren Schmerz gedacht.“ Er nickte mir freundlich zu, ſchüttelte meine Hand und ging, denn die Muſik hatte wieder angefangen. Ich habe meinen alten, lieben Lehrer nicht wieder geſehen.

Er ſtarb 14 Tage danach. Unendlich betrübt lief ich zu Doris, die zwar alle Beſuche abgewieſen, mich aber gleich hereinrief. Sie gefiel mir ſehr in ihrem tiefen Ernſt und der ruhigen, ſchönen Trauer. Sie mußte mir viel von dem Dahingeſchiedenen erzählen und nahm oft mit feuchten Augen lächelnd ihr Tuch, meine Tränen zu trocknen. Es war ganz die alte, mütterliche Art, die ſie ſtets gegen mich gehabt.

„Der Vater war unwohl,“ ſagte ſie, aber doch nicht ſo, daß es ihm nicht geſtattet hätte, außer dem Bett zu ſein und ſich zu beſchäftigen. Nur eines Abends — es mögen etwa zehn Tage her ſein — klagte er ungewöhnlich und gab mir willig nach, als ich ihn bat ſich niederzulegen. Ich zündete ſein Licht an, reichte ihm den Arm und führte ihn. Als wir durch den Salon zu ſeinem Schlafzimmer gingen, blieb er vor Goethes Büſte ſtehen, nahm mir das Licht ab, beleuchtete den Kopf und ſagte, indem er ſich reſpektvoll verbeugte, in ſeiner alten, humoriſtiſchen Weiſe: „Exzellenz hatten natürlich den Vortritt; aber ich folge bald nach.“

Er hatte recht geſprochen, er ſtarb am 15. Mai 1832.

Endlich wurde der Tag der Aufführung des Heiling festgesetzt. Auf Eduards besonders dringenden Wunsch wurde Marschner vom Grafen zum Einstudieren und Dirigieren der Oper eingeladen. Die Reise von Hannover, sowie der längere Aufenthalt in Berlin würden das keineswegs glänzende Honorar verzehrt haben. Dies veranlaßte Eduard ihm unser bescheidenes Haus anzubieten, und Marschner ging zu unserer Freude darauf ein.

Nach Verlauf mehrerer Tage schellte es mittags an unserer Haustüre, ein untersetzter, ziemlich korpulenter Mann mit einem freundlichen Gesicht, um dessen Mund ein sarkastisches Lächeln spielte, sagte, indem er Eduard die Hand reichte: „Ich bin Marschner und werde bei Ihnen wohnen." Eduard führte ihn in das für ihn gastlich hergerichtete Zimmer im untern Stock. Die Kinder trugen seine Sachen hinein und waren nach 10 Minuten aufs innigste mit ihm befreundet.

Es waren schöne Tage, die wir mit dem geistvollen, munteren Mann verlebten. An jedem Morgen ging Eduard mit ihm zu den Proben, während ich voll Spannung auf ihre Rückkehr wartete. Ein Mittag ist mir lebhaft im Gedächtnis geblieben; es war ein schwüler, heißer Tag. Eduard, des weiten Weges gewohnt, legte ihn ohne Beschwerden durch die glühenden, staubigen Straßen Berlins zurück, aber Marschner! der arme Marschner! glühend-rot und aufgelöst vor Schweiß kam er ins Zimmer, übertrieb, um rechten Effekt zu machen, seine Zerrüttung und sagte, als wir, statt ihn zu bedauern, ihn auslachten, mit furchtbar bekümmerter Miene: „Ja, wer ersetzt mir nun mein wohlerworbenes hannöversches Fett!"

Der Abend der Aufführung [24. Mai 1833]*) kam. Wie uns allen zumute war, kann ſich jeder denken, der ähnliches erlebt. Die Vorſtellung ging brillant. Der Heiling lag ſehr gut in Eduards Stimme. Der Anteil war ſichtlich ein ſehr warmer, aber der laute Ausdruck dafür ſchien uns allen beeinflußt. Erſt als Marſchner fort war, ein anderer Kapellmeiſter dirigierte, fand die Oper den Beifall, den ſie verdiente.

Aber Eduard und Marſchner waren gute Freunde geworden, ſie hatten noch beim Abſchied Brüderſchaft getrunken!

Im Auguſt gingen wir nach Dresden zu Emils, wie wir es ihnen im Frühjahr bei ihrem Gaſtſpiel in Berlin hatten verſprechen müſſen. Wir machten zuſammen Ausflüge in die reizende Umgegend, bewunderten die vielen, reichen Kunſtſchätze; was uns aber am meiſten anzog, waren die Abende bei Tieck.

Eduard hatte ihn gleich wieder aufgeſucht, erzählte von den höchſt anregenden Geſprächen mit ihm und freute ſich mir wie Emils für den Abend eine Einladung bringen zu können. Wir fanden ſchon einen ziemlich großen Kreis der Geſellſchaft, als wir eintraten. Die Gräfin Finkenſtein, welche ſchon ſeit Jahren dem hochgefeierten aber unbemittelten Dichter wie ſeiner Familie ihr Haus gaſtlich geöffnet hatte, blieb nach dem Tode von deſſen Frau ihrer uneigennützigen Bewunderung des Dichters getreu, ihm und den Töchtern bis zum Lebensende die auf-

*) Weitere Aufführungen in dieſem Jahr: 28., 31. Mai, 18. Juni, 6., 15. November.

opferndſte Freundin; und wie man auch in Dresden hier und da über ſie ſpötteln hörte, mir machte die magere, alternde, unſchöne Frau in ihrer jugendlichen Begeiſterung neben dem armen, von der Gicht ganz krumm gezogenen Mann, der uns ſo freundlich begrüßte, einen rührenden Eindruck.

Die Vorleſung — eines der Shakeſpeareſchen Heinriche — wirkte nicht ſo gewaltig auf mich, als ich erwartet hatte. Er machte die Intenſionen des Dichters ſowie die Schilderung der Charaktere klar und deutlich, alles ſchien mir verſtändig doch nach meinem Begriff nicht ſchön. Er, der den Schauſpielern beſtändig Natur und Einfachheit predigte, las alle pathetiſchen Momente affektiert. Es war gewiß nicht ſeine Abſicht, aber ſein ſchwaches, unbedeutendes Organ machte dieſen Eindruck, ſobald er die Stimme erhob und anſtrengte. Dazu kam, was mir faſt unangenehm war, daß er Frauenrollen in der Fiſtel las, was von vornherein jeden ernſten, würdigen Ausdruck unmöglich machte.

Am nächſten Abend las er auf Eduards Wunſch ein Hollbergiſches Luſtſpiel Der Mann, der keine Zeit hat. Freilich in der ganzen Ausdehnung und Breite, aber ſein feiner Humor wußte überall pikante Nuancen zu finden. Die Gräfin, der unmöglich die hundertmal gehörten Späße noch ſpaßhaft ſein konnten, lachte zur Ermunterung des Auditoriums immer voraus, und als ſie mich einmal bei einem kleinen, hübſchen Moment von ihm vor mich hinlachen ſah, nickte ſie mir ſo glückſelig zu, daß mir die Tränen in die Augen traten.

Eduards erstes dramatisches Werk, das 5aktige Schauspiel Das Graue Männlein, kam am 23. Januar 1834 zum erstenmal auf die Bühne. Eduard hatte so viel Interessantes aus dem XVI. Jahrhundert gelesen und sich so ganz in die Zeitumstände hineingelebt, daß sich ihm der Stoff leicht und rasch dramatisch gestaltete. Ich, sowie unsere Freunde, waren sehr davon eingenommen und ermutigten ihn es gleich dem Grafen Redern zu bringen. Zu unserer Freude hatte er es bald gelesen und zur Aufführung angenommen. Er forderte Eduard auf seine Vorschläge zur Besetzung der Rollen zu machen, und diese waren derart, daß wir des günstigsten Erfolges sicher sein konnten. Es wurde tüchtig probiert, jeder Wunsch in Hinsicht auf Dekoration und Kostüm ihm gewährt, und so rückte der bedeutungsvolle Abend*) heran. Feierlich reichte mir Eduard seine eiskalte Hand, als er sehr zeitig ins Theater ging, um noch einmal alles zu revidieren. Später folgte ich ihm, saß mit fest zusammengepreßten Händen in höchster Spannung in meiner Loge, freute mich, als nach und nach das Haus sich immer mehr füllte, bis vor Beginn des Stückes der König Friedrich Wilhelm III mit der Fürstin Liegnitz, seiner Gemahlin, ihre Plätze einnahmen.

Der Vorhang ging auf. Die mittelalterliche Straße mit dem Brunnen, zu dem Steinstufen führten, gab gleich den Eindruck der Zeit. Diethelm (Herr Grua) und der Bürger spielten einfach und eindringlich. Herr Lemm, der Bürgermeister, wirkte, wie immer, durch seine

*) 23. Januar 1834. Wiederholungen: 26., 27. Januar, 3., 16. Februar, 2. April, 10. Juni.

impoſante Geſtalt, den Adel ſeiner Züge und ſeines Spiels. Charlotte von Hagn, Magdalena, wenn ihr auch in den größeren, ernſteren Momenten Innigkeit fehlte, ſo nahm ſie doch durch ihre Anmut und Schönheit jeden für ſich ein. Eduard, als Graues Männlein, überraſchte mich, obgleich ich durch Überhören und Proben ſchon vorbereitet war, in jedem Moment. Er gab den verfolgten, verachteten Greis, der die Torheit und den Aberglauben des Volkes ſo ſchlau zu benutzen verſtand, ſo überzeugend wahr, daß man es natürlich fand, ihn als den allgemein Gefürchteten in der Stadt anzuſehen. Alles Ungemach, das ihn zuletzt trifft, iſt wohl verdient und dennoch fühlt man das tiefſte Mitleiden mit dem Armen. Mir war, als ob meine Sinne an dem Abend doppelt wären, ich verlor keinen Moment der Darſtellung und beobachtete doch ſcharf das Publikum. Das ſchien ſehr befriedigt, obgleich es, wie immer, rückhaltend und prüfend war, aber nicht allzulang, da brach ein ſtürmiſcher Applaus los, der mir die Tränen in die Augen trieb, ich dachte an Eduard und fühlte, wie auch ſeine Gedanken zu mir hinaufflogen.

Nach der Vorſtellung kam Graf Redern ſehr froh zu Eduard, ihm den Dank und das wärmſte Lob des Königs zu bringen, der ihm aufgetragen habe, gleich zum nächſten Abend das Stück wieder anzuſetzen.

So war Eduard auch als dramatiſcher Schriftſteller glücklich in die Öffentlichkeit getreten, und wir genoſſen es mit der innigſten Dankbarkeit und Freude.

Eine Idee, welche Eduard lange mit ſich herumgetragen, gewann immer mehr und mehr Geſtalt, ſo

daß er ſich von ihrer Ausführung gar nicht mehr losmachen konnte.

Es war der Plan, einen Schauſpieler-Verein zu gründen. Er teilte ihn uns und Taubert eines Abends mit, und wir alle waren ſowohl von der Idee wie von ſeiner Begeiſterung ergriffen. „Maler und Dichter haben Vereine," ſagte er, „und ihre Werke gedeihen in einzelner Abgeſchloſſenheit, ſie können ihre Arbeit ruhig beſchauen, bis die Erregung des Schaffens vorüber iſt, und beſonnen wie vor einem fremden Werke ſtehen, prüfen und lernen. Wir können nur empfinden, was wir ſchaffen, und wiſſen nie, ob das, was einer gewollt, ganz zur Anſchauung und Geltung gekommen iſt. Wenn wir uns ſo vereinigen, um den Ernſt in der Kunſt aufrecht zu halten, wenn die Verſchiedenheiten der Anſichten freundlich ausgeglichen werden, da muß ja kleinlicher Neid und Selbſtſucht in der reinen Luft der Begeiſterung ſchwinden!"

Er war glühend rot geworden, als er ſo zu uns ſprach und bebte vor Erregung, die ſich uns allen mitteilte. Taubert ſprang auf, umſchlang ihn mit Tränen im Auge, küßte ihn und rief: „Das führe aus! Das biſt du wieder, ganz du, du Prachtkerl!"

„Deine Idee iſt ſehr ſchön," ſagte ich, „aber glaubſt du wirklich Schauſpieler zu finden, die ſich gern und willig von ihren Kollegen oder, was noch mehr iſt, vor ihren Kollegen beurteilen und tadeln laſſen werden? Ich fürchte, du wirſt der einzige unter ihnen ſein." „So, meinſt du, ich ſolle den Plan aufgeben," ſagte Eduard etwas heftig.

„Das nicht, verſuche es, aber wundere und ärgere

dich nicht, wenn du mißverſtanden und belächelt wirſt!“ Eduard beſchloß gleich am andern Tage zu Lemm, einem ſehr ernſten, tüchtigen Künſtler, und zu Louis Schneider, einem intelligenten, friſch unternehmenden Mann, zu gehen, ihnen ſein Vorhaben mitzuteilen und ſich ihre Anſicht darüber zu erbitten.

Voll Spannung ſaß Taubert am nächſten Morgen bei uns, Eduards Rückkehr zu erwarten, als wir ſtark ſchellen, raſche Tritte auf der Treppe hörten, und Eduard mit dem Rufe „ätſch, ätſch, du haſt dich gründlich blamiert!“ eintrat. „Die Herren ſind Feuer und Flamme für die Sache und ſo voll Eifer, daß ſie gleich bei den Kollegen Teilnehmer werben wollen, ſie ſind des beſten Erfolges gewiß. Ich ſoll eine Aufforderung ſchreiben, welche die Förderung und den Nutzen eines ſolchen Vereins ſchildert, und dieſe Aufforderung ſoll ſämtlichen Mitgliedern des Königlichen Theaters zugeſchickt werden.“

Er machte ſich gleich an die Arbeit, ſaß bis ſpät in der Nacht, las mir den Aufſatz vor, änderte, beſſerte und ſchrieb ihn dann von mir diktiert ins Reine.*) Am andern Morgen wanderte der Theaterdiener mit dem verhängnisvollen Blatte durch die Stadt und brachte wirklich zu unſerer aller Freude nicht nur ſehr viele ſondern die Unterſchriften der erſten Künſtler mit. Nun ſollte keine Zeit verloren werden, und gleich am nächſten Montag

*) Abgedruckt im Almanach für Freunde der Schauſpielkunſt aus d. J. 1836. Her. v. L. Wolff, Berlin 1837. S. 126—139. Vergl. dazu Geſchichte der deutſchen Schauſpielkunſt. Von Eduard Devrient. Neu-Ausgabe. Berlin 1905. Bd. I S. VIf., XIIf., Bd. II S. 437—439.

[17. Dezember 1834] um 3 Uhr ward die erſte Zuſammenkunft angeſetzt. In feſtlicher, feierlicher Stimmung richtete ich unſern grünen Saal mit Eduard zum Empfange der Herren ein und zählte im untern Zimmer mit Lore, wieviel Perſonen wir die Treppe hinauflaufen hörten.

Die Hauptaufgabe des Vereins war, ſich einander offen und frei — wenngleich rückſichtsvoll und ſchonend —. die ungeſchminkte Wahrheit über dargeſtellte Rollen mitzuteilen. Sie verſprachen zu dem Zwecke, wenn irgend möglich, jeder größeren Aufgabe des Kollegen im Theater beizuwohnen, um ihm das Reſultat ihrer Beobachtungen gleich am nächſten Vereinstage mitzuteilen. Die Kritik des einen mußte natürlich die Zuſtimmung oder den Widerſpruch des andern hervorrufen, und dieſe Debatte hielt Eduard gerade für das Förderndſte und Belehrendſte.

Auch über die Ausſprache verſchiedener Wörter, beſonders der Fremdwörter, ſollte ernſtlich beraten werden und eine Vereinigung geſucht. Eduard ſchrieb deshalb an Tieck, mit dem er den freundlichen Verkehr erhielt, und der alte Herr ging voll Intereſſe auf die Sache ein. Das Vorleſen neuer beachtenswerter Schriften brachte ihnen auch viel ſchöne, anregende Stunden, kurz, alles, was Eduard von dem Verein gewünſcht und gehofft hatte, war erfüllt, über alle ſeine und unſere Erwartung geglückt. Zwei volle Jahre dauerte dies ſchöne Künſtlerverhältnis und ſtand in vollſter Blüte.

In jene Zeit fiel Seydelmanns erſtes Auftreten in Berlin. Es erregte große Senſation und brachte viel lebhafte Beſprechungen im Bühnenverein hervor. Eduard war voll der größten Teilnahme und Spannung, und

auch ich muß gestehen, daß ich mit dem höchsten Interesse seinen Darstellungen folgte. Wenn auch Eduard und ich beide ganz übereinstimmend fanden, daß er sich weniger um die Intensionen des Dichters kümmerte, als sich und seiner besonderen Begabung brillante Rollen zu schaffen, so war er doch konsequent in der Durchführung dessen, was er sich vorgenommen hatte. Das alte Sprichwort: „Ende gut, alles gut" paßte gar nicht für ihn, er suchte stets beim ersten Auftreten in einer Rolle zu frappieren und einzunehmen. Daß im Verlauf des Stückes die Spannung nachließ und matter wurde, bemerkten gewiß außer uns noch viele, keiner aber hatte den Mut, dieser Autorität gegenüber es sich oder gar andern einzugestehen.

Eduard bildete sich ein, daß auch solch ein Meister ernste Teilnahme für die Förderung der Kunst haben müsse und lud ihn ein der nächsten Versammlung des Vereins beizuwohnen. Seydelmann nahm es sehr freundlich an und kam. Sein bloßes Erscheinen wirkte auf alle die Kollegen außer Eduard und Louis Schneider fast lähmend; zaghaft und beängstigt brachten sie ihr Urteil über die Aufführung des vergangenen Abends hervor. Er ging sehr befriedigt fort.

Tags darauf machte er uns einen Besuch. Die Unterhaltung, die sich natürlich nur um künstlerische Gegenstände drehte, war lebhaft und hübsch, und es tat uns allen leid, als Eduard, nach der Uhr sehend, schnell aufsprang, zu einer Probe zu gehen. Seydelmann bat um Erlaubnis, noch ein wenig verweilen zu dürfen, was Eduard ersichtlich freute. Ich suchte das unterbrochene Gespräch fortzusetzen. Seydelmann, der den Ton unserer Unterhaltung jetzt ver-

ändert hatte, merkte bald, daß ſeine Huldigungen mir mißfielen und lenkte mit großem Geſchick ſein Geſpräch auf Eduard, lobte ſeine Nobleſſe, das feine Verſtändnis jeder von ihm dargeſtellten Rolle, wie er hoffe ſeine Freundſchaft ſich zu erwerben, die er gewiß zu verdienen ſich beſtreben werde. Tags darauf machte Eduard ihm ſeinen Gegenbeſuch und kam gerötet vor Freude zurück. „Ich habe eine herrliche Stunde mit Seydelmann verlebt," rief er mir zu. „Wie iſt es beglückend, in dem Beruf, der mir der höchſte ſcheint, einen ſo gleichgeſtimmten Künſtler zu finden!"

„So, haſt du den gefunden?" fragte ich.

„Er hofft, wie ich, von unſerm Zuſammenwirken viel, jeder auf ſeine Weiſe. Mit vereinten Kräften, ſagte er, wollten wir den Kollegen ein Beiſpiel aufopfernder Hingebung ſein und ihnen zu beweiſen ſuchen, daß es des größten Künſtlers nicht unwürdig ſei, kleine Nebenrollen zu übernehmen, wenn es dem Ganzen, dem Enſemble, zugute kommt."

„Sehr hübſch geſprochen," ſagte ich, „und er wird es gewiß ganz lobenswert finden, wenn du gleich mit den Nebenrollen den Anfang machſt."

„Thereſe!" rief Eduard erzürnt. „Selbſt der ruhige Lemm," fuhr er eifrig fort, „iſt ganz von ihm eingenommen und hofft das beſte für unſer Inſtitut von ihm."

Ich konnte mich nicht mehr bezwingen und rief: „Wie iſt es nur möglich, daß ihr vernünftigen Männer euch ſo täuſchen laſſen könnt. Ich traue ihm nicht über den Weg."

Eduard ſtand auf und verließ haſtig das Zimmer. Ach, wie kam ich mir ſo ſchlecht neben ihm vor!

Am nächsten Montag schon kam Eduard von der Probe sehr still und traurig zu mir ins Zimmer. Er reichte mir ein Zeitungsblatt, das Lemm ihm gegeben; es enthielt eine Schilderung des Schauspielervereins, sehr hübsch geschrieben; unter dem Schein der Anerkennung und Bewunderung aber blickte in jeder Zeile Ironie und Bosheit durch. Eduards eifriges Streben, den Stand zu veredeln, das Bemühen aller Mitglieder, sich gebildet zu zeigen, die Weihe, welche den ganzen Raum erfüllte und über alle ausgebreitet war, das bescheidene Tischchen in der Ecke, worauf eine Flasche Wasser, Gläser und Zucker stand, um die etwa aufgeregten Gemüter gleich abkühlen und beruhigen zu können; das alles war pikant und amüsant gezeichnet, doch der Spott über das Ganze war unverkennbar.

„Seydelmann schreibt so gut, wie er spricht," sagte ich.

„Du meinst auch, daß er es ist?" fragte Eduard.

„Wer könnte es anders sein, er war bisher der einzige Gast in euerm Verein."

„Lemm hält ihn auch für den Schreiber des Artikels. Ich glaube, ich bin ihm ein wenig im Wege. Wie er früher die Rivalität des Onkels Ludwig scheute und deshalb alle Aufforderungen, in Berlin zu gastieren, zurückwies, ja selbst nach dessen Tode die Zeit der Trauer und Vergötterung des genialen Künstlers vorübergehen ließ so tritt ihm jetzt, freilich auf ganz andere Weise, der Neffe in den Weg. Er ist sehr ehrgeizig, bemüht sich ruhelos um die Gunst der ausgezeichneten Männer der Wissenschaft und findet nun zu seinem Erstaunen und Verdruß mich ganz heimisch in diesen Kreisen. Es ist eine Schwäche, die man einem bedeutenden Menschen nachsehen muß."

„Nein," ſagte ich, „dieſe Anſicht kann ich nicht teilen, dem Unbedeutenden würde ich es verzeihen, wenn er ſich bemühte, etwas zu erreichen, der Bedeutende braucht ſolche Mittel nicht."

Eduard in ſeiner Güte fuhr fort bei jeder Gelegenheit für Seydelmanns Engagement in Berlin zu wirken, was denn auch wirklich 1838 zuſtande kam. Wie viel Kränkungen, Verdächtigungen und Widerwärtigkeiten Eduard durch dieſen edlen Freund bereitet wurden, iſt gar nicht zu ſagen, und meine Antipathie gegen ihn war gewiß berechtigt. Trotzdem kann ich nicht leugnen, daß ich ungern eine Vorſtellung verſäumte, in welcher er beſchäftigt war, obgleich ich ſeine kleinen Künſte ihm ſchon abgemerkt hatte und ziemlich genau vorher wußte, wann ein Aufſchrei oder ein Flüſtern kommen würde. Intereſſant aber war er immer.

Trotz jenes Zwiſchenfalls war der Schauſpieler-Verein wieder ruhig und ernſt vorwärts gegangen, da kam von einer Seite, von welcher man es am wenigſten erwarten konnte, der erſte Bruch in das Gebäude, und unaufhaltſam ſtürzte es zuſammen. Lemm, der ſonſt ſo ernſte, ruhige Mann, durch eine erbärmliche Empfindlichkeit gereizt, zeigte ſeinen Austritt an und benahm ſich außerdem falſch und treulos gegen Eduard. Dieſer mit Recht empört darüber, ſchwieg dennoch der guten Sache wegen und verſuchte alles, dies Zerwürfnis auszugleichen -- umſonſt! Lemm blieb unbewegt, und viele andere, die wohl nur auf eine günſtige Gelegenheit gewartet, der läſtigen Arbeit und Erziehung loszuwerden, ſchieden mit ihm aus.

„Bald wird der Verein auch zu meinen ſchönen Träumen gehören," ſagte Eduard. „Wie lange wird das kleine Häuflein noch zuſammenhalten?"

Und es hielt nicht lange mehr. Der ernſte Geiſt, das Vertrauen war gewichen. Bald kam Eduard und Schneider nur noch — halb aus Ironie — eine Zeitlang zuſammen, dann aber fehlte ihnen doch auch der rechte Humor dazu. Sie packten die Akten zuſammen, ſagten ſich als Vereinsmitglieder Lebewohl!, reichten ſich die Hand und gingen betrübt voneinander. Fünf Jahre hatte der Verein gedauert, eine längere Zeit, als man gewöhnlich ſolchen Unternehmungen zutraut.

Erwähnen muß ich noch, daß eben zur gleichen Zeit, als der Schauſpielerverein beſtand, Eduard auch den Entwurf einer größeren Novelle faßte, die den Stand, das Leben und die Kunſt des Schauſpielers zum Gegenſtand hatte. Eduard hat jahrelang daran gearbeitet, ohne ſie indeſſen zum Abſchluß zu bringen. Nach allem zu ſchließen, was er uns oft daraus vorgeleſen hat, iſt es ſehr zu bedauern, daß ihm Muße und Luſt fehlten, ein Werk zu vollenden, zu dem er Kenntniſſe und alle ſachlichen Vorbedingungen mitbrachte wie wohl wenige.

Unſer geſelliges Leben geſtaltete ſich in jeder Beziehung immer reicher und ſchöner. Eduard hatte ſich den vertrauten Umgang vieler ausgezeichneten Männer zu erwerben gewußt. Da nun ſeine Abende durch Beſchäftigung im Theater meiſtens beſetzt waren, beſtimmten wir den Sonnabend, an welchem nicht geſpielt wurde, um alle 14 Tage die Freunde ungezwungen bei uns zu

ſehen. Die Stammgäſte waren Dr. Häring (Willibald Alexis), Taubert und Mendelsſohn, ſo oft er in Berlin anweſend war, Kapellmeiſter Hiller, Nicolai u. a. Die Abende fanden ſo viel Beifall und wurden ſoſehr beſucht, daß ich oft beängſtigt mit Goethe rief:

Ach die Not iſt groß!
Die ich rief, die Geiſter,
Werd ich nun nicht los!

Der Frühling kam mir zu Hilfe, alles rüſtete ſich, das heiße Berlin zu verlaſſen, um im Freien Erholung zu ſuchen.

Dr. Häring hatte ſchon in den erſten Frühlingstagen [1835] ſeine, durch vieles Arbeiten überreizten Nerven in friſcher Seeluft herzuſtellen geſucht, und kam ſchon nach 14 Tagen zurück, da eine notwendige Arbeit ihn rief. Er fühlte ſich durch den kurzen Aufenthalt in Heringsdorf ſo gekräftigt, erfriſcht und voll Arbeitsluſt, ſchilderte das einſame Fiſcherdorf, die Großartigkeit der See, den herrlichen Buchenwald, kurz alles mit ſo dichteriſch ſchönen Farben, daß bei Eduard ſchon der Entſchluß feſtſtand, mit uns allen dies Paradies aufzuſuchen. Dr. Häring erbot ſich gleich an den Inſpektor zu ſchreiben, der von Herrn v. Bülow, dem Grundbeſitzer, beauftragt war, für die Verwaltung des Dorfes zu ſorgen, uns das eine der vier maſſiven Häuſer, welche es damals nur gab, zu mieten.

Kaum waren 8 Tage vergangen, ſo kam Dr. Häring mit der Antwort des Inſpektors, die ſo günſtig ausfiel, daß ſie uns in einen wahren Freudenrauſch verſetzte. Der geniale Dichter war in allen praktiſchen Dingen ſehr

pedantiſch, worüber er von mir oft geneckt wurde. Daß wir die vollſtändige, wenn auch ſehr einfache Einrichtung der Zimmer wie der Küche dort finden würden und nur Betten, Wäſche und Silberzeug mitzunehmen hätten, erklärte er mir zu wiederholten Malen und kam, als wir ſchon mit Einpacken beſchäftigt waren, ganz eifrig gelaufen, mir dies wie eine ganz neue Sache noch einmal einzuſchärfen.

Wir hatten uns einen möglichſt geräumigen Wagen beſtellt, in dem wir trotz ſeiner Breite mit Loren, den Kindern und dem Kindermädchen ſehr eingeengt aber voll froher Erwartung dahinfuhren. In Neuſtadt-Eberswalde und dann noch einmal in Schwedt mußten wir nach damaliger, entſetzlich langſamer Verkehrsart ein Nachtlager machen.

Mittags des zweiten Tages in Stettin angelangt, machten wir uns nach dem Eſſen gleich auf den Weg, unſere Einkäufe in Lebensmitteln zu machen; der Kaufmann ließ ſie am nächſten Morgen gleich zum Dampfſchiff beſorgen. Wir hatten morgens uns tüchtig zu tummeln, um rechtzeitig im Hafen zu ſein. Wie gefiel mir das Treiben auf dem Schiff, die kommenden Paſſagiere, die verſchiedenen Hotelbedienſteten mit Koffern und Reiſeſäcken, alles war munter und ich die Munterſte von allen.

Das Schiff glitt, ohne zu ſchwanken und zu ſchaukeln, leicht über die Waſſerfläche dahin, da, plötzlich erfaßte mich ein Schwindel. Der Wind hatte ſich erhoben, Eduard führte mich zur Bank, die rings um den Rand des Schiffes lief; in dem jämmerlichſten Zuſtand, den man ſich denken kann, hätte ich gern alles Reiſen verwünſcht, wenn es mir nicht auch dazu an Kraft gefehlt hätte.

In Swinemünde fanden wir die liebenswürdige Familie Krauſe, der wir durch Dr. Häring empfohlen waren, ſchon am Hafenplatz unſerer wartend.

Als ich mich an Frau Krauſens Teetiſch von der widerwärtigen Seekrankheit einigermaßen erholt hatte, kletterten wir auf den für uns beſtimmten kleinen Wagen und fuhren, beladen mit vielen Leckerbiſſen, welche die unermüdlich ſorglichen Krauſes uns aufgepackt hatten, dem erſehnten Heringsdorfe zu.

Die Fahrt durch den Wald, durch den tiefen, trockenen Sand ging unſerer Ungeduld viel zu langſam, da, endlich hörten wir — worauf wir lange ſchon gelauſcht hatten — das metallene ferne Brauſen des Meeres. Jetzt noch die letzte Strecke, durch immer dürftiger werdende Föhren, dann eine kleine Neigung des Weges hinab, und vor uns lag in ihrer ganzen Großartigkeit und Majeſtät die See.

Stumm, mit Tränen im Auge, ſaßen wir andächtig bei dem unvergeßlichen Schauſpiel. Die Sonne ſenkte ſich und warf breite Goldſtreifen auf den glatten Waſſerſpiegel, rötliche Wolken ſchwebten darüber, nur am Ufer kräuſelte der Nachtwind kleine Schaumwellen. Auf dem feſtgeſpülten, naſſen Strande, das eine Rad faſt immer im Waſſer, ging die Fahrt raſch vorwärts, über tauſend kleine Muſcheln, Steinchen und Seetang.

Unſer Haus nahm ſich ganz ſtattlich aus, alle Fenſter ſtanden offen, ein gutes Zeugnis für die Sorglichkeit der alten Fiſchersfrau, die jetzt Kaſtellanin dieſes Häuschens war. Mit Schrecken fiel uns plötzlich ein, wie Häring uns geſagt hatte, daß es damals, als er herkam, im ganzen Ort noch keinen Tropfen ſüßen Waſſers gegeben

hätte; es mußte aus einem entfernten Dorfe geholt werden, unendlich beſchwerlich und hindernd für jeden Haushalt. Aber auch dieſe Angſt war unnütz.

Frau Pahl, die uns ſehr freundlich empfing, hatte für alles geſorgt. Wir fanden Waſſer, Feuer, Milch und Brot. Wir alle waren ermüdet und angegriffen von der Reiſe, legten uns zeitig nieder, konnten aber lange nicht einſchlafen. Das wunderbare Rauſchen und Brauſen der See hatte, in den erſten Nächten wenigſtens, etwas allzuaufregendes.

Der köſtliche, helle Morgen lockte uns früh hinunter an den Strand. Ringsum Einſamkeit und Stille, wir waren noch faſt die einzigen Gäſte. Der Badekarren war weit hinausgeſchoben in die See. Die Fiſcher waren ausgefahren auf den Fang, die Frauen in der Wirtſchaft oder mit Flicken der Netze beſchäftigt, nur die Fiſcherkinder ſpielten hier leiſe und beſcheiden mit Muſcheln und Sand. Entzückt genoſſen wir dieſe beruhigende Stille, durch nichts unterbrochen als das ſanfte Plätſchern der anſchlagenden Strandwellen.

Leider ließ das ſchöne Wetter uns ſchon nach wenig Tagen im Stich, heftiger Wind, Regen und dadurch unerträgliche Kälte ſtellten ſich ein, dazu ward Lore ſehr krank, ſo daß ſie im Bette bleiben mußte, und wir den Arzt aus Swineminde holen ließen. Wir machten Feuer im Ofen, die Kinder holten Reiſer und vom Sturm abgebrochene Äſte, die in der Nähe des Hauſes lagen, alles ward in den Ofen geſteckt, nützte aber nicht viel. Der kleine Holzvorrat mußte für die Küche bleiben, da es ſehr ſchwierig war, neues zu erlangen. Da machte ich den Vorſchlag, uns draußen warm zu laufen. Das Kindermädchen

Heringsdorf

ſetzte ich an Lorens Bett, wir packten uns warm ein und gingen einer Savoyardenfamilie ähnlich zum Haus hinaus, wo gleich ein ſo heftiger Sturm uns faßte, daß wir uns aneinander halten mußten, um nicht umgeriſſen zu werden. Im Walde war es beſſer, der Regen ließ nach, eine Viertelſtunde ſchien ſogar die Sonne und lag hell blinkend auf den naſſen Blättern und Gräſern, die Kinder ſuchten ſich Beeren, die ſpärlich anfingen zu reifen, und mühſam arbeiteten wir uns durch das naſſe Geſtrüpp. Jetzt hatten wir einen rührenden Anblick, eine hohe, ſchlanke Fichte war vom Sturm der letzten Nächte aus den Wurzeln geriſſen und lag knarrend und ächzend in den Armen einer ſchönen, großen Buche, welche die Fallende aufrecht hielt. Wir ſtanden lange, um zu ſehen, ob die Fichte ſtürzen und die Buche mit ſich reißen würde. Noch ganz eingenommen von dem eben geſehenen gingen

wir weiter, als wir eine Szene erlebten, die uns noch stärker bewegte. An der einen Seite lichtete sich der Wald, so daß wir eine weite, große Wiese übersehen konnten; da, plötzlich lief der Hund der Frau Pahl, ein beständiger Begleiter der Kinder, durch das hohe Gras einer Stelle zu, wo er unsern Blicken entschwand, dagegen sahen wir ein Reh in hastigster Flucht schreiend dem Wald zulaufen. Ich hatte nie gewußt, daß Rehe schreien können, und der Ton war so jämmerlich, daß er mir durch die Seele schnitt. Das arme Tier kam, wie von einem Entschluß getrieben, zurück, lief, als wolle es den Hund verjagen, der Stelle zu; dieser fuhr bellend in die Höh, und seiner zaghaft schwachen Natur folgend flüchtete es sich, beängstigt überall umblickend, wieder in den Wald. Jetzt waren die Kinder nicht mehr zurückzuhalten, sie liefen durch das nasse, hohe Gras, ich sah sie an der Stelle niederknien, wo der Hund war. „Ach ein kleines Reh," riefen sie mir traurig zu und trieben den Hund fort. Marie nahm das zuckende, sterbende Tierchen auf den Schoß, band ihr Tuch ab und bedeckte es damit, ein Weilchen ließ ich sie so gewähren. Auf mein Rufen und Bitten legten sie das Rehchen nieder und folgten mir tief betrübt. Ich führte sie absichtlich einen andern Heimweg, wo das Meer aufgeregt durch Sturm und Regen der verflossenen Tage und Nächte donnernd und die Wellen hoch auftürmend einen großartigen Anblick gewährte, aber ich merkte bald, daß es den Kindern erging wie mir. Die Teilnahme und das Weh, das wir mit den kleinen Erdennöten empfanden, lag uns heute näher, als die Großartigkeit des Unendlichen.

Eduard, der kein Bad verlieren wollte, und unterdes hinuntergegangen war, blieb ſo lange aus, daß ich voller Beſorgnis die Kinder ihm entgegenſchickte, da ich etwas Schlimmes fürchtete. Ganz im Gegenteil kam er ſehr heiter und erregt zurück. Er hatte unten am Strand eine ſehr intereſſante Bekanntſchaft gemacht, einen Dr. Karl Werder, Profeſſor der Philoſophie; ſie hatten ſich gleich ſo ſympathiſch zu einander hingezogen gefühlt, daß ſie beim Brauſen der Wellen auf und abgehend die abſtrakteſten Geſpräche miteinander führten.

Ein kleines Unwohlſein hielt den Profeſſor einige Tage im Zimmer feſt, auf ſeinen Wunſch beſuchte Eduard ihn in dieſer Zeit öfter, was ſie ſchnell einander noch näher brachte. Auch mir ward Gelegenheit, durch einige in unſerer Küche bereitete Gerichte, welche ich ihm durch die Kinder ſchickte, ihm vertraulich nahezutreten, und von dieſer Zeit an iſt Werder uns allen ein lieber, Eduard aber ein wahrer Seelenfreund geworden.

So gingen die Sommertage in geſchäftigem Müßiggang und ungezwungener geiſtiger Unterhaltung harmoniſch und erquickend dahin.

Erfriſcht und in jeder Weiſe befriedigt kehrten wir von dem ſchönen Aufenthalt zurück, und mit erneuter Luſt ging Eduard an ſeine Tätigkeit, die ihm in dieſem Winter wieder viel Intereſſantes bot.

Es hatte ſich ein Literariſcher Verein gebildet von Schriftſtellern, Gelehrten und Profeſſoren, zu dem auch Eduard aufgefordert wurde.

Hier lernte Eduard ſo manche neuere literariſche

Erſcheinung kennen, ſo manchen bedeutenden Mann. Auf einem Heimweg ſchloß ſich ihm der Hiſtoriker Friedrich Ludwig v. Raumer an, der ſich ihm ſchon immer freundlich genaht hatte. Er war gerade mit der Herausgabe der Hohenſtaufen beſchäftigt. Er bat Eduard, wenn es ſeine Zeit irgend erlaube, ihm immer das fertiggewordene Manuſkript vorleſen zu dürfen, damit Eduard ihm ohne Scheu ſeine Meinung ausſprechen könnte; dagegen wolle er, der ſo große Freude an Eduards Kunſtleiſtungen habe, wenn irgend möglich keine Vorſtellung, in der er beſchäftigt ſei, verſäumen und ebenſo ſeine Anſicht nicht zurückhalten. Dieſes Anerbieten, das Eduard natürlich mit Freuden annahm, ſchaffte ihm viele der ſchönſten Stunden. Wie es Raumer auch treulich ausführte, zeigt ein Billet aus jener Zeit, das ſich auf eine vorhergegangene Beſprechung einer Rollenauffaſſung und auf Eduards folgende Darſtellung bezieht:

Dem Urteil anderer will ich nicht vorgreifen, was aber mich anbetrifft, ſo hat mich ihre letzte Darſtellung des Rizzio [in dem Trauerſpiel Maria v. Schottland, 5. Dezember 1838] in meiner Anſicht nur beſtärkt und bekräftigt. Das ganze Stück wird begreiflicher und gewinnt an Zuſammenhang, und doch gingen Sie nicht über das Maß [deſſen] hinaus, was der Dichter vorſchreibt oder erlaubt. Schon die Kleidung macht hier den Mann und deutet auf Charakter, Stimmung und Zweck hin. Ich kann, da ich vollkommen mit der neuen Weiſe zufrieden bin, nicht zur Rückkehr in die alte raten. Jedenfalls habe ich darin durchaus Recht gehabt, daß Sie ein Mann ſind, mit dem man offen

ſprechen darf und der darin einen Beweis der Achtung ſieht, daß man von ihm nichts anders denkt, als mit ihm redet. Behandeln Sie mich in gleicher Weiſe.

Profeſſor v. Raumer.

Eduards Vater hatte ſein Geſchäft aufgegeben, da ſich ihm eine ſehr günſtige Gelegenheit zum Verkauf desſelben bot. Es tat uns allen recht leid, als die Eltern die wohlbekannte Wohnung und den Laden in der Brüderſtraße verließen. Aber die alten Leute konnten nun ganz nach ihrer Bequemlichkeit leben. Mathilde, die indes geheiratet, hatte den Mann ſehr bald verloren, zog nach einigen Jahren mit ihrem hübſchen Knaben nach Dresden zu Karl, der ſich von ſeiner Frau Wilhelmine Schröder getrennt hatte und nun der Schweſter gern ſein Haus und die Leitung ſeiner Kinder übergeben wollte. Ihr Kind ſtarb am Scharlachfieber, ſo gab ſie den Bitten der Eltern nach, kehrte nach Berlin und zu ihnen zurück. Sie lebte im freundlichſten Einverſtändnis mit ihnen und pflegte mit den Geſchwiſtern vereint die ſchwer erkrankte Mutter bis zu ihrem Tode. Eine Zeitlang blieb ſie noch beim Vater, bis ſie ſich wieder verheiratete mit dem Kaufmann Stägemann.

Der alte Vater fand glücklicherweiſe eine brave, ältere Perſon, die ihn vortrefflich pflegte und alle ſeine kleinen Wünſche zu erfüllen wußte. Er machte jeden Vormittag, wenn das Wetter es irgend erlaubte, eine Promenade und kehrte ſelten mittags zurück, ohne eins ſeiner Kinder beſucht zu haben. Er freute ſich über das Gedeihen der Enkel und ſang ihnen ſeine chansons vor. Die Abende brachte er

meiſtens im Theater zu, wo er einen Sperrſitz ganz in der vorderen Reihe abonniert hatte, weil ſein Gehör etwas nachgelaſſen hatte. So verlebte der alte Herr zu unſerer aller Freude noch einige Jahre heiter und voll Teilnahme für all ſeine Angehörigen.

1836 [am 7. März] wurde ein neues Stück, Die Leibrente von Maltitz, einſtudiert und erregte des Vaters höchſtes Intereſſe, da „ſein Eduard" eine brillante Rolle darin ſpielen ſollte. Mit wahrhaft jugendlicher Ungeduld konnte er kaum den Abend der Aufführung erwarten, und Eduard ſah das geſpannte, aufmerkſame Geſicht ſeines Vaters gleich beim Auftreten hell und vergnügt zu ihm emporſchauen. Manchen Satz ſprach er lauter und ſchärfer, um ſich dem lieben, alten Herrn verſtändlicher zu machen.

Am nächſten Morgen — wir ſaßen recht vergnügt beim Frühſtück — wurde die Türe aufgeriſſen, und der Stiefelputzer ſtürmte mit den Worten herein: „Herr Devrient, erſchrecken Se nich, Ihr Vater is dot!"

Wie Eduard ſich ankleidete, in die Droſchke und in des Vaters Wohnung kam, iſt mir noch unerklärlich, denn wir waren alle wie erſtarrt.

Schluchzend empfing ihn die Haushälterin und erzählte, wie munter und vergnügt ihr Herr aus dem Theater nach Haus gekommen ſei, wie er ihr nicht nur das eben geſehene Stück erzählt ſondern auch vorgeſpielt habe und immer dazwiſchen gerufen: „Das müßten Sie von meinem Eduard ſeh'n!" In der Nacht, durch ſein Schellen erweckt, ſei ſie ſchnell zu ihm gelaufen. Er hatte das Licht angezündet, klagte, er fühle ſich nicht

ganz wohl, und beſtellte Kamillentee! Zitternd und bebend habe ſie den Tee bereitet — ihren lieben Herrn aber nicht mehr lebend gefunden, als ſie ihn ihm bringen wollte .... Eduard ließ ſie laut weinend und jammernd ſtehen und ging leiſe in des Vaters Zimmer. Da lag er unverändert, freundlich, als ob er ſchliefe. Auf dem Tiſchchen dicht vor ſeinem Bette war der Theaterzettel des geſtrigen Abends ausgebreitet, die Brille lag darauf. Er hatte vor dem Einſchlafen wohl noch einmal den Zettel geleſen. Tief erſchüttert ſtand Eduard lange bei der Leiche des Vaters, bis nach und nach die Geſchwiſter kamen, alle aufs innigſte ergriffen von dem plötzlichen Verluſt.

Den Theaterzettel nahm Eduard mit und legte ihn zu den andern traurigen Andenken, wo er nun ſchon über 40 Jahre wohl aufbewahrt iſt und noch manches Menſchenleben überdauern mag.

Eduard hatte das Elternhaus verloren, und obgleich ihm längſt entwachſen, war er tief erſchüttert, dieſe für ihn geheiligte Stätte nun für immer entbehren zu müſſen.

Im ſelben Jahr [1836] wurden wir Hausbeſitzer und Bürger von Berlin. Die Wohnung im Hinterhaus in der Markgrafenſtraße war uns immer enger und unbequemer geworden; in einer geräuſchvollen, ſtaubigen Straße zu wohnen, konnten wir uns nicht entſchließen. So hatte Eduard im Tiergarten an der Bellevueſtraße ein reizendes Häuschen, das noch erſt fertig gebaut wurde, gekauft. Während der Bauherr rüſtig an die Arbeit gehen ließ, war Eduard geſchäftig, alles für die innere Ausſtattung des Hauſes zu beſchaffen:

meiner Meinung nach viel zu koſtbar und elegant, nach Eduards ernſtem Wort „für unſere Lebenszeit“.

Im Juni 1837 war unſer neues Haus fertig, alle Vorſichtsmaßregeln von Lüften, Räuchern angewandt worden, ſo daß wir auf Verſicherung des Arztes getroſt hineinziehen konnten. Wir kamen uns in den ſchönen Räumen, die mit ſo geſchmackvoller Eleganz ausgeſtattet waren, ganz vornehm vor. Alle unſere Freunde teilten unſere Anſicht und genoſſen manchen ſchönen Abend auf dem großen Balkon, der mit Caprifolium ganz umrankt, den ſüßeſten Duft verbreitete.

Und doch, obgleich unſere jetzige Wohnung ganz von Gärten umgeben, viele Annehmlichkeiten bot, ſo verlangten doch Eduards durch viele Arbeit angegriffene Nerven dringend nach den Seebädern, die ihm, wie unſerer ſchwächlichen Marie ſtets ſo wohl bekamen, daß wir uns abermals zur Reiſe nach Heringsdorf rüſteten.

Es waren unvergeßliche Tage, reich an Körper-, Geiſt- und Seelenerfriſchung, die wir hier wieder gemeinſam verlebten. Wir hatten die Bekanntſchaft vieler intereſſanter und liebenswürdiger Menſchen gemacht, muſizierten, laſen und ſchwärmten zuſammen im Wald, am Strande und den vielen benachbarten hübſchen Ortſchaften.

Der einzige Schatten, der in das ſonnenhelle Heringsdorfer Leben ſchien, war der Anblick der vielen Kretins. Wir hatten in dieſem kleinen, armſeligen Dorf fünf gezählt, die entweder elend und krank oder vergnügt uns angrinſend vor ihren Türen im Sande ſaßen. Es war rührend, die ſorgliche Zärtlichkeit zu ſehen, mit welcher

die armen Mütter dieſe Kinder behandelten, und wir dachten uns ihr Schickſal troſtlos, wenn eines derſelben die Mutter verlieren ſollte. Es gab uns viel zu denken und zu überlegen, wie man wohl helfen könne.

Da faßte Eduard den Entſchluß, eine dramatiſche Vorleſung zu halten und von dem Ertrag eine Stiftung für dieſe Kinder zu gründen. Ich teilte ſeinen Plan einigen mir bekannten Damen mit, die ſo davon eingenommen waren, daß ſie verſprachen, die Sache gleich ins Werk zu ſetzen und uns jede Beteiligung an dem Geſchäftlichen dabei freundlich abnahmen. Zwei Herren, der eine bei der Berliner Bank angeſtellt, der andere Juriſt, beide als Badegäſte jetzt hier anweſend, erboten ſich, das Geld anzulegen uud ſo gut als möglich zu verwerten. Herr von Bülow bot gleich ſeinen Salon für die Vorleſung an. Die Damen ſchickten ein Zirkular herum, deſſen Erfolg ſo günſtig ausfiel, daß ſie das Zimmer neben dem Salon auch in Anſpruch nehmen mußten.

Nach ungefähr acht Tagen ſahen wir nachmittags um 3 Uhr von unſerm Fenſter aus ſchön geputzte Damen und Herrn aus vielen Häuſern nach dem Salon des Herrn von Bülow gehen; auch am Strand entdeckten wir mehrere Equipagen eiligſt heranfahren. Jetzt war es auch für uns Zeit, uns auf den Weg zu machen. Mit klopfenden Herzen gingen Lore und ich mit Eduard hinüber.

Er hatte Goethes Egmont gewählt, bei dem die Mannigfaltigkeit der Charaktere und der belebende Reiz der Volksſzenen dem dramatiſchen Vorleſer reichen Stoff bieten. Wir fanden den ganzen Saal ſchon ſo gefüllt, daß wir im Vorderzimmer bleiben mußten, während

Eduard den Saal entlang ging und ſich oben an ein Tiſchchen ſetzte. Er war ſehr erregt ſowohl durch die geſpannte, lebhafte Teilnahme der Zuhörer, als durch den Zweck. Die ganze Geſellſchaft war tief bewegt, und wir hatten mehr Freude und eine größere Geldeinnahme, als wir gehofft und erwartet hatten. Eduard übergab die Summe den beiden Herren, dieſe ſetzten ein Dokument darüber auf, worin beſtimmt wurde, daß, wenn eine Mutter dieſer Kinder ſterbe, dasſelbe eine regelmäßige Penſion erhalten ſolle, welche eine Fremde in den Stand ſetze, die Pflege der Waiſe zu übernehmen. Mit größtem Eifer und Umſicht haben beide Herren ihr Amt verwaltet und noch vor einigen Jahren hörten wir, die Devrient-Stiftung in Heringsdorf beſtehe immer noch.

So ſchön und herrlich der Aufenthalt auch dort geweſen, unſere Freude, in unſer Berliner Häuschen zurückzukehren, war nicht geringer. Der Kreis der Freunde bereicherte ſich noch immer mehr. Damals wurde uns die Bekanntſchaft zweier Frauen, die mir fürs ganze Leben wert und teuer blieben, die eine war Werders Couſine, die Majorin Fiedler, voll Geiſt und Seelenwärme, voll Enthuſiasmus für alles Große und Schöne und doch auch voll lebhafteſter Teilnahme für alle meine kleinen häuslichen Leiden und Freuden. Sie näherte ſich uns auf das hingebendſte, und Lore und ich fühlten uns auch zu ihr ſo hingezogen, daß wir, wie kleine Schulmädchen, uns gleich „du“ nannten. Die andere war Alwine Frommann aus Weimar, die uns oft und gern von Goethes Beſuchen in ihrem Elternhauſe erzählte.

Sie war Zeichenlehrerin und ſpäter Vorleſerin der Kaiſerin Auguſta, welche ihr ganz beſonderes Vertrauen ſchenkte. Ich wüßte auch niemand, dem man ſich lieber vertrauen und ſein Herz eröffnen möchte, als der weichen, zarten, empfindungsvollen Alwine; auch ſie wurde mir bald eine Duzſchweſter. Noch nach 40 Jahren haben unſere Kinder und Enkel in Weimar in Alwinens von einem Hauch der Goethezeit durchwärmten Zimmer die Treue ihrer Freundſchaft erfahren.

Das geſellige Leben gewann in unſerm Hauſe immer größere Ausdehnung in den hohen, ſchönen Räumen. Die Muſik klang vortrefflich; ſo unternahmen wir unter Fannys Leitung Felixens Liederſpiel und ſpäter Haydns Jahreszeiten einem zahlreichen Kreis von Freunden und Bekannten vorzutragen. Freilich durften wir es ſchon wagen, denn der verhätſchelte Liebling des Berliner Publikums Mantius übernahm wieder die Tenorpartie. Eine ſehr tüchtige Altiſtin und ein zwar kleiner aber ſicherer Chor muſikaliſch gebildeter Herren und Damen nahmen teil an unſerm Unternehmen. Eduard ſang Kauz und Simon, ich Lisbeth und Hanne.

Die größte Anziehungskraft aber übten Eduards dramatiſche Vorleſungen der Klaſſiker aus, durch Tieck angeregt. Er fing mit einer kleinen Zahl von Zuhörern an, fand aber bald ſo viel Anteil, daß unſere Räume faſt nicht ausreichten, und wir manche Wünſche unberückſichtigt laſſen mußten. Künſtler und Gelehrte waren am meiſten dabei, ich erinnere mich noch, wie in einem Winter z. B. die Bildhauer Rauch, Drake und Tieck, der Bruder des Dichters, lebhaft teilnahmen, was Eduards Intereſſe daran natürlich noch ſehr ſteigerte.

Die Zimmer waren hergerichtet, die Kronleuchter brannten, Eduards Tischchen mit dem von Lore schön gesticktem Lesepult stand bereit. In feierlicher Spannung warteten wir bis es halb 5 Uhr schlug, da wurden die jüngeren Kinder mit dem Kindermädchen, ein Korb voll Lebensmittel, Näscherei und Kochgeschirr hinaufgeschickt in die große Mansardenstube. In diesem Jahr durfte Felix unten bleiben, stand in der Fensternische des kleinen Salons, gab blöde, verlegene Antworten auf die freundlichen Fragen der eben eintretenden Fremden, während Marie wie ein junges Hoffräulein respektvoll und anmutig die Honneurs machte und die Damen durch die sehr breite, weit geöffnete Flügeltüre mir zuführte. Ich war weniger respektvoll und weniger anmutig, denn ich hatte das schreckliche Amt, ihnen Plätze anzuweisen. Vergebens war mein Bedauern des sehr beengten Raumes, meine Vorstellungen und Bitten keine Sitze zu überspringen, da alle genau berechnet seien. Mit Schrecken sah ich überall Lücken und die Stühle aus den Reihen hinausgeschoben; als ich sie endlich alle glücklich untergebracht hatte, war ich so angegriffen und verstimmt, daß ich die ganzen Vorlesungen verwünschte.

Da kam Eduard herein, ging an sein Tischchen, begrüßte die Versammlung und warf einen spähenden Blick über das Lesepult, zu suchen, wo ich säße, denn wir hatten verschiedene geheimnisvolle Zeichen, die er, wie er behauptete, nicht entbehren könnte, wie z. B. ein beifälliges, kaum für andere sichtbares Beifallsnicken, eine leichte Handbewegung, welche ihm sagte, ob er das Tempo beschleunigen oder zurückhalten müsse u. dgl. mehr.

Shakeſpeares Othello war eine mit von ſeinen ſchönſten Vorleſungen, und Desdemona das Rührendſte, was man hören konnte. Überhaupt wurden Frauenrollen faſt am meiſten bewundert. Er las ſie nicht wie Holtei oft und Tieck immer im Fiſtelton. Seiner vortrefflich geſchulten Stimme ſtanden alle Nuancen zu Gebot; er veränderte den Ton nicht, ſetzte ihn nur leiſer und leichter ein, was ſowohl der Deutlichkeit, als dem leidenſchaftlichſten Ausdruck keinen Abbruch tat.

Um 7 Uhr, oft auch etwas ſpäter, entfernte ſich die freudig erregte Verſammlung. Nur einige Nächſtſtehende, wie Karl Werder, Moritz Veit, Julius Klein, blieben noch zurück. Es bildeten ſich die intereſſanteſten Geſpräche über das eben Gehörte, wie über andere Dichtwerke, und ich war recht unglücklich, daß ich nicht dabeibleiben und zuhören konnte. Aber ſobald ſich das Auditorium entfernt, rief ich durch das Sprachrohr meine kleine Herde herunter, die ihre Freiheit genießend, jetzt lärmend und tobend ins Zimmer ſprang.

Neben dieſen Vorleſungen in unſerm Hauſe hatte Eduard gern die Aufforderung des Fürſten Radziwill angenommen, den Goetheſchen Fauſt mit der vom Fürſten komponierten Muſik in deſſen Palais zu leſen. Ich war erſtaunt, auch als ich ſpäter bei einer öffentlichen Aufführung*) ſie hörte, über den leidenſchaftlichen Schwung vieler Teile der Muſik, über die ſich den Worten ſo an-

*) Aufführungen in der Singakademie: 26. Oktober 1835, 25. Februar, 28. Mai, 2. Juni 1836, 27. April, 30. Oktober 1837, 30. März 1839, 4. Juni 1840. — Aufführungen bei Radziwill: 17., 22. Januar 1839.

paſſend melodramatiſchen Momente und die wuchtigen Chöre. Eduard erzählte mir viel von dem Eifer des Fürſten wie von der liebenswürdigen Teilnahme ſeiner Gemahlin. Auch im Schloß beim Kronprinzen [Friedr. Wilhelm IV.] wurde dieſe Aufführung wiederholt. Nach Beendigung derſelben trat der Kronprinz mit von Weinen geröteten Augen zu Eduard:

„Es iſt doch ein koloſſales Werk, ich ſage Ihnen Devrient, ich bin ganz futſch.“

Wenige Monate nach dieſen Abenden in ſeinem Palais iſt Fürſt Radziwill geſtorben, in der Zeit, als Eduard in Paris war. Die Fürſtin ſchickte mir kurz danach mit einem lieben Briefchen einen Ring mit blauem Stein, den ihr Gatte bis zuletzt getragen und ſehr wert gehalten hätte. Sie hatte „Fauſt 1839“ eingravieren laſſen und bat, Eduard möchte ihn als ein Andenken ſchöner vergangener Stunden bewahren. Er hat noch viele ſchöne Fauſtaufführungen treu in unſerm Haus begleitet.

Um dieſer ganzen, ſo reichen, anregenden Zeit [1838] die Krone aufzuſetzen, ſchickte die Intendanz Eduard die Rolle des Hamlet mit dem Bemerken, daß er ſelbſt die Zeit der Aufführung beſtimmen dürfe*). Hiermit war ſein höchſter künſtleriſcher Wunſch erfüllt.

Sollte man es für möglich halten, daß gerade jetzt eine Melancholie ſich ſeiner bemächtigte, die wie ein Alb auf uns allen laſtete. Er empfand ein wahres Heimweh, eine Sehnſucht nach reineren, beſſeren Zuſtänden! wünſchte ſich fort von den Wirren und der Erdennot des Lebens. Das Studium des Shakeſpeareſchen Meiſterwerkes trug

*) Aufführung: 17. November 1838.

nicht wenig dazu bei, dieſe Stimmung zu verſtärken; er verſenkte ſich ganz in den Charakter des Hamlet, fühlte ihn ſich ſo ganz ſympathiſch und ihm durchaus ähnlich. Das widerſtritt ich nun aufs lebhafteſte. „Wie iſt es möglich,“ ſagte ich, „daß du dein klares Urteil jetzt ſo ganz verloren haſt? Du ähnlich dem Hamlet? Dem verweichlichten, ſich verzärtelnden Prinzen, der wie ein Schuljunge froh iſt, wenn er von jeder Arbeit ſich drücken kann und du! der gerade im Gegenteil überall bereit iſt zu helfen und vor keiner Mühe und Arbeit zurückweicht! Beſinne dich, was Werder neulich ſpaßhaft zu dir ſagte — du müßteſt dich eigentlich an die Landſtraße ſtellen und rufen: „Wer hat Arbeit und möchte ſie los ſein, packt mir ſie auf, ich übernehme alles!“ — Eduard lächelte ſchmerzlich und war trauriger als zuvor, da er ſich auch von mir nicht verſtanden glaubte.

In meiner Sorge wandte ich mich an den Arzt. Er hielt es für Überreizung der Nerven, durch zu angeſtrengte geiſtige Arbeit, verlangte, er ſolle viel ſpazieren gehen, mit den Kindern ſpielen und im Garten arbeiten. Eduard, der mir ganz entgegen ſtets allen ärztlichen Vorſchriften folgſam war, zeigte ſich gleich bereit dazu, konnte aber natürlich nur ſelten von dieſem Heilmittel Gebrauch machen.

Da, mitten in unſerer größten Betrübnis, kam Hilfe, von einer Seite, von der wir ſie am wenigſten erwarten konnten. Die Geſellſchaft des théâtre français in Paris wurde ſchon ſeit längerer Zeit zu einem größeren Zyklus von Gaſtdarſtellungen am Berliner Hoftheater erwartet. Sie waren angekommen und die ganze Stadt in freudiger Spannung. Für den erſten Abend war:

Estelle, worin St. Aubin die Hauptrolle spielen sollte, angesetzt. Sehr verstimmt ging Eduard in diese Vorstellung, denn er meinte, das hohle Pathos, die affektierte und outrierte Spielart der Franzosen würde dem Publikum noch den letzten Rest von Gefallen an einfachem, natürlichem Spiel nehmen. Wir verbrachten den Abend in recht bedrückter Stimmung, als lebhaft an der Haustüre geschellt wurde. Eduard kam aus dem Theater. Wie anders, als er fortgegangen war! Neu belebt, erregt, konnte er für sein Entzücken kaum Worte finden. Gerade die einfache Natürlichkeit, die unwiderstehlich überzeugende Wärme waren es, die ihn immer ausrufen ließ: „Von den Franzosen könnt' ich lernen; an ihnen erkenn' ich, was mir fehlt!"

Noch in der Nacht wurde Eduards Reise nach Paris beschlossen, zu der ich ihn besonders drängte, weil ich mir Heilung für Geist und Seele davon versprach. Am nächsten Morgen ging er zum Grafen, ihm seinen Plan mitzuteilen und ihn zu bitten, sich bei dem Könige um Urlaub für ihn zu verwenden. Die Kosten der Reise wolle er gern auf sich nehmen, nur müsse er um einen Vorschuß bitten, da es ihm augenblicklich an so viel barem Geld fehle. Der König bewilligte den Urlaub, was Graf Redern ihm sehr erfreut mitteilte, da er selbst sich einen großen Gewinn für unser Theater von Eduards Bereicherung seines Könnens und Wissens versprach. Eduard war durch diese Aussicht wie neu belebt und studierte fleißig französisch.

Alle Vorbereitungen zu der ersehnten Reise nach Paris waren getroffen, es war im März 1839. Die

Witterung, obgleich der Frühling nah, so kalt, daß Eduard sich für die Nachtfahrt ein paar große Filzstiefel kaufen mußte. Werder kam, noch alle Verabredungen zu treffen, und begleitete ihn, nachdem wir einen heiteren Abschied genommen, nach dem Posthof, schickte in seiner liebenswürdigen Weise ganz früh des nächsten Morgens ein Billettchen mit tausend Grüßen von Eduard und kündigte sich gleich zum Mittag bei uns zum Essen an.

Sehr angenehm war uns die Erlaubnis, unsere Briefe durch die Gesandtschaft Eduard zukommen zu lassen, ebenso erhielten wir die seinen auf diesem Wege, wodurch er kostenfrei seine Tagebücher schicken konnte. Wie es ihm in Paris ergangen, was er dort gesehen und erlebt, schildern seine Briefe aus Paris*).

Wie durchlebten wir alles mit ihm, wie nahmen wir teil an seinen Eindrücken, seinen Freuden und Ehren und seinen kleinen Leiden der Sehnsucht nach Deutschland, nach Hause, zu uns. Wie bangte mich mit ihm nach dem herrlichen Wiedersehen.

— —

Frisch und heiter, ja ausgelassen, kam er uns zurück. Morgens beim Ankleiden hörten wir ihn schon französische Zeitungsträger nachahmen, dann das muntere, hohe, französische Geschnattere der Buben, welche an den Straßenecken stehen, die vorübergehenden Herren heranrufen, die Stiefel zu putzen. Von allen Freunden und Bekannten wurde er herzlich begrüßt und ohne Ende mußte er erzählen. Seine Briefe erschienen bald im Druck und wurden mit Interesse aufgenommen; auch der König

*) Schriften Bd. IV.

ließ ihm sagen, daß er jeden Abend sich von der Fürstin Liegnitz daraus vorlesen ließe.

Der König wie Graf Redern gaben sehr gern Eduard die Erlaubnis, geschlossene Theaterdekorationen bei uns einzuführen; er hatte ihren außerordentlichen Vorteil für leichte Konversationsstücke in Paris kennen gelernt; so wurden nach seiner Angabe Dekorationen verfertigt, und die beiden Stücke, Der Fabrikant [16. Jan. 1840] und Mademoiselle de Belle Isle [erst am 3. März 1843], welche er mitgebracht und für die deutsche Bühne bearbeitet hatte, in der neuen Gestalt aufgeführt und fanden außerordentlichen Beifall.

Wir fühlten uns auf dem Gipfel unsers Glückes. Da, munter und vergnügt, von einem Spaziergang im Tiergarten gegen Abend heimkehrend, fanden wir Annchen von einem heftigen Schüttelfrost ergriffen. Wir schickten eiligst zum Arzt, er kam, schien uns, obgleich er noch nichts sagte, sehr besorgt. Da das Fieber zunahm, ließen wir ihr Bett in unser Schlafzimmer tragen. Nicht der sorglichsten Aufmerksamkeit unsers Arztes, nicht der zärtlichsten Pflege, — besonders Marie überbot ihre Kräfte Tag und Nacht — gelang es, sie zu erhalten, so starb nach sieben Tagen das blühende, schöne, kräftige Mädchen und zerstörte alle die vielen Hoffnungen, die wir mit auf ihre Begabung und ihren Geist gesetzt hatten. Wie einsam fühlte sich die arme Marie, wie rührend war ihre Sehnsucht nach der Freundin, das war Annchen ihr trotz ihrer Jugend gewesen.

Eduards Beschäftigung im Theater, die mir am Herzen lag wie ihm, die herzliche Teilnahme aller un-

ſerer Freunde, die alle ſo bemüht waren, den ſchweren ſchmerzlichen Verluſt uns tragen zu helfen, machte doch, daß wir den Winter nicht ſo ſtill zubrachten, als wir unſerer Stimmung nach vorhatten.

Das Frühjahr lockte wieder Freunde und Bekannte auf unſern Balkon und in unſer Gärtchen. Wie erkannten wir alle den unſchätzbaren Gewinn, den der ſtets anregende und geiſtreiche Verkehr mit ſo viel ausgezeichneten Menſchen unſern Kindern bringen mußte, obgleich ſie jetzt noch nicht imſtande waren, die oft ſehr abſtrakten Geſpräche zu verſtehen. Sie gewöhnten ſich, Achtung vor dem Geiſt zu haben und ſtill und reſpektvoll zuzuhören.

Zum Auguſt und September [1840] hatte Eduard ein Gaſtſpiel in Stuttgart angenommen. Da er durchaus darauf drang, daß ich ihn begleiten ſollte, ſo bekam ich wieder ein Stück Schönheit der Welt zu ſehen.

Die Stadt, rings von Weinbergen eingeſchloſſen, der ſchöne Schloßgarten, das verlockende, kleine Café Marquardt, alles gefiel uns ſehr wohl, am meiſten aber die ungewöhnlich freundliche, ja herzliche Aufnahme der ausgezeichnetſten Familien. Beim Hofprediger Grüneiſen waren wir bald wie alte Freunde.

Eduard hatte bei den erſten Mitgliedern des Theaters gleich Beſuche gemacht, die ſie bald erwiderten, wodurch mir auch Gelegenheit wurde, die Herren kennen zu lernen. Moritz, der jetzt Seydelmanns Stelle einnahm, war von ſeinem Benehmen und geiſtvoll humoriſtiſcher Unterhaltungsgabe, die er auch mit ſo viel Ver-

ſtändnis als Lebhaftigkeit auf künſtleriſchem Gebiete anwandte. Bald nach ihm kam Döring, der ſpäter in Berlin ſo Gefeierte. Er war der Nachahmer des Onkels Ludwig auf und außer der Bühne. Er hatte Talent genug, die frappanten Momente des Onkels glücklich darzuſtellen, nur fehlte ihm das Unmittelbare und Naive, welches allen Rollen des Onkels eigen war. Mir kam ſein etwas exaltiertes Künſtlerweſen Eduard gegenüber ein wenig gemacht vor. Er lenkte auch bald von ſolchen Geſprächen ab und ging auf ſeine Lieblingsunterhaltung über, Geſchichtchen und Anekdötchen zu erzählen, wie der Onkel es auch zu tun pflegte. Wir verbrachten beinahe zwei Stunden auf die heiterſte Weiſe mit ihm. Wir waren aufgeſtanden, da er ſich zum Gehen bereit machte, als Eduard ihn noch fragte, wie er denn eigentlich mit Seydelmann ausgekommen ſei? Er erwiderte, daß es oft ſehr ſchwierig geweſen, und ahmte dabei Seydelmanns Sprache ſehr komiſch nach.

„O," ſagte er, „lieber Devrient, Seydelmann kann ſich vieles intereſſant ausdenken, auch gut ausführen, erwärmen, erſchüttern kann er nicht. Es fehlt ihm hier!" Er ſchlug mit der Hand auf ſein Herz, dabei ſprang er auf mich zu, umfaßte mich, riß mich gewaltſam an ſich, warf den Kopf hintenüber, blickte nach oben und rief mit bebender, von Tränen erſtickender Stimme: „Mädchen, ich liebe dich! Sehen Sie, Devrient, das kann er nicht." Ich machte mich ärgerlich und raſch von ihm los und dachte, Gott ſei Dank, daß Seydelmann das nicht kann, denn ich fand ihn abſcheulich. Eduard konnte vor Lachen kein Wort hervorbringen.

Amalie Stubenrauch, die berühmte Schauſpielerin und Freundin des Königs von Württemberg, nahm es ſehr günſtig auf, daß ich Eduard bei ſeinem Beſuch begleitete. Ich war erſtaunt, ſie ſo wenig hübſch zu finden. Ihre Züge waren weder edel noch ſehr ausdrucksvoll, aber die angenehme Miene wie die wohllautende Stimme hatten etwas Einnehmendes. Ihre große, ziemlich ſtarke Figur war von vornehmer Haltung, und ihre ganze Erſcheinung hatte, ohne hochmütig zu ſein, etwas ariſtokratiſch Feines. Ihr Salon wie das kleine Boudoir daneben waren geſchmackvoll, elegant und mit vielen Kunſtgegenſtänden geziert; außer dem Diener, welcher uns die Tür öffnete, ſahen wir beim Fortgehen den Kutſcher in gleicher Livree auf dem Hofe ſtehen.

Am nächſten Morgen [25. Auguſt 1840], bei einem Gange durch die Stadt, las ich mit Angſt und Zittern an allen Straßenecken „Don Carlos, Poſa: Herr Devrient vom Berliner Hoftheater als Gaſt.“ Der Tag verging, wie alle ſolche Tage, ſehr langſam. Als es Zeit war, brachte mich Eduard zur Frau Grüneiſen, die mich ins Theater begleiten wollte. Der Hofprediger ſprach ſein inniges Bedauern aus, nicht ſelbſt der Vorſtellung beiwohnen zu können, was er ſeiner Stellung wegen nicht dürfe; er ſchicke deshalb ſeine Frau, die ihm Bericht erſtatten ſolle. In der Loge hielt die gute Frau beruhigend meine Hand in der ihren, war aber faſt ebenſo aufgeregt wie ich. Die Stubenrauch als Königin war bewundernswürdig, ſo königlich und doch ſo rührend; ich habe weder ſpäter noch vorher die Rolle jemals ſo darſtellen ſehen. Eduard ſtand ihr würdig zur Seite, mir

schien, als ob auch er die Rolle noch niemals so gespielt hätte. Es war ein herrlicher Abend. Eduard spielte noch mit der Stubenrauch zusammen den Fabrikanten [zweimal], in Cannstatt den Oheim von der sächsischen Prinzessin, wieder in Stuttgart den Nathan und zum Schluß den Hamlet.

Wir hatten am Tage schon unsere Abschiedsbesuche gemacht, da wir den nächsten Morgen abreisen wollten. Als wir am Abend aus dem Theater kamen, fanden wir von Fräulein Stubenrauch einen frischen Lorbeerstrauß auf ein zierliches Blatt geheftet, darunter die Worte:

Hat auch die Prosa des Lebens die Begeisterung, welche meine Jugend für die dramatische Kunst erglühen machte, geschwächt, so ist sie doch nicht erstorben; die freudige Gewißheit wurde mir bei der Anwesenheit meines verehrten Kollegen, Herrn Eduard Devrient.

Bei ihm geht der edle Mensch mit der Kunst und Poesie Hand in Hand.

Stuttgart, den 10. Sept. 1840.

Amalie Stubenrauch,
königl. württ. Hofschauspielerin.

Eine wesentliche Bereicherung unseres geselligen Kreises war die Bekanntschaft mit dem Gartendirektor Lenné. Er lebte in Potsdam, wo seine Dienstwohnung in dem schönen königlichen Sans-Souci-Garten lag. Da er jede Woche ein oder zwei Tage in Berlin sein mußte, hatte er ein Absteigequartier von einigen Zimmern ganz in unserer Nähe im Tiergarten für sich eingerichtet und kam an keinem Montag von Potsdam herüber, ohne uns

nicht wenigſtens zu begrüßen. Wer den ſteifen, trockenen, zeremoniellen Mann ſah, würde ſchwerlich bei ihm ſo viel Phantaſie und Erfindungskraft erwartet haben. Auch fehlte es ihm nicht an Energie und raſtloſem Eifer, ſeine phantaſtiſchen Ideen auszuführen. Er verſtand es, eine flache, unintereſſante Gegend in eine reizende Landſchaft umzuwandeln und deshalb hielt ihn auch Friedrich Wilhelm IV. in hohen Ehren. Im Sommer, wenn der König in Sans-Souci wohnte, mußte Lenné mit wenig Ausnahmen die Vormittage bei ihm zubringen, brachte ſeine ſehr ſauber gezeichneten Aufriſſe, Pläne, Berechnungen mit, und es war ein wahrhaft königliches Vergnügen: Hügel aufzuwerfen, Gruppen von großen, alten Bäumen zu verpflanzen und rieſelnde Wäſſerchen zu ſchaffen.

So war wieder ein großes Projekt entworfen und genehmigt worden, der König in ſeiner ungeduldigen Weiſe drängte die Arbeit zu beginnen, und da Lenné keine Mittel zu ſcheuen hatte, machte er ſich gleich daran. Man ſah noch bis ſpät in der Nacht ſeine Arbeitslampe im Studierzimmer brennen und konnte ihn ſchon am frühſten Morgen draußen bei den Arbeitern finden. Da kam Frau Lenné eines Tages ſehr aufgeregt zu uns, um zu erzählen, was ihrem Mann geſchehen ſei. Der König hatte ſich natürlich mit ſeiner regen Erfindungsgabe auch mit dem Plan zur Verſchönerung ſeines Potsdam ſehr eingehend beſchäftigt und zu Lennés Schrecken in dem fertig vorhandenen Plan ſeine Wünſche zu Veränderungen hineingezeichnet. Lenné im erſten Unwillen darüber habe vielleicht ein wenig unpaſſend dem König geſagt, daß dies nicht mehr möglich ſei, da die Arbeit

zu weit vorgeschritten. Der König, sehr verstimmt darüber, habe ihn ungnädig entlassen. Frau Lennés Versuche, ihn zu beruhigen und ihr Bitten dem Könige, wenn nicht in allem, doch in einigen Punkten nachzugeben, was die Majestät zu öfteren Malen gegen ihn getan, hätten nichts gefruchtet, und so bat sie denn Eduard und den Geheimrat Seiffert, einen genauen Freund Lennés, sobald als möglich hinüberzukommen, ihm vernünftig zuzureden, da sie fürchte, er könne etwas tun, was ihn später reuen würde. Den Tag darauf konnte Eduard nicht fort, und als die beiden Friedensstifter nach ein paar Tagen hinüberkamen, fanden sie alles schon wieder in bester Ordnung. Lenné, der mit wahrer Zärtlichkeit an dem König hing, konnte diesen Zustand nicht länger ertragen, ließ sich bei demselben melden und ward so freundlich gütig aufgenommen, daß bald jede Mißstimmung schwand. Die großen Baumgruppen und Hügel durften stehenbleiben, nur die Bosquets mußten andere Plätze schmücken, und einige Wässerchen mußten über andere Stellen rieseln.

Es gehörte damals zu den Annehmlichkeiten Berlins bei Direktor Lennés eingeführt zu sein, sie waren beide gute, wohlwollende Menschen, die ihr Vergnügen darin fanden, andern ein Vergnügen zu bereiten. Von einem neuen Gedanken belebt kam Frau Lenné eines Morgens zu uns, sie wollte bei sich Komödie spielen lassen, worauf auch ihr Mann sich ganz besonders freue und sie ermutigt hätte, Eduard zu bitten dies Unternehmen zu leiten. Eduard war gern bereit. Sein Vorschlag, ein kleines Stück des dänischen Dichters Holberg, Der ge-

schwätzige Barbier, zu geben, welches er zufällig jetzt bearbeitet und von allem Überflüssigen befreit hatte, wurde mit Freuden angenommen, die Besetzung und alle dazu nötigen Vorkehrungen gleich besprochen. Eduard wollte die Rolle des Barbier übernehmen, ich sollte seine alte Mutter, unsere Marie eines der jungen Mädchen spielen.

Der Abend rückte heran. Eine Ouverture wurde auf dem Flügel gespielt. Ich stand zitternd und bebend in der Coulisse und glaubte nicht imstande zu sein, ein Wort hervorzubringen; da war Eduards kleine Szene vorüber, ich kam, und — man schien uns rasch erkannt zu haben — als ich im Auftreten ihm zurief: „Sage mir einmal, du unnützer Schlingel, wie hast du dich wieder gegen den Apotheker betragen?“ erscholl ein so andauerndes Gelächter, daß ich einen Augenblick warten mußte und in der Pause all meine Angst verlor.

Das Stück brachte die Gesellschaft in die heiterste Stimmung, die sich auch nachher bei dem trefflichen Souper erhielt. Auch die Arbeiter und die Dienerschaft in der Küche hatten bei einem Fäßchen Bier und kräftiger Kost einen frohen Abend. Wir hörten zu öfteren Malen ein Hoch auf das Wohl der Gastgeber erschallen, das drinnen bei uns ein freudiges Echo fand.

Das Jahr 1842 brachte eine große Veränderung beim Theater. Graf Redern war in eine höhere Hofcharge eingetreten, dafür Herr v. Küstner, der als Führer des Leipziger Stadttheaters gute Geldgeschäfte gemacht, an dessen Stelle zum Intendanten berufen worden. Die Tendenz des neuen Führers der Kunstanstalt

war bekannt genug, um Eduard mit tiefſter Betrübnis zu erfüllen. Alle die Künſtler, welche weder um die Gunſt des Publikums noch um die der Kritiker gebuhlt hatten, wie der Onkel Ludwig, Lemm, Beſchort, waren tot; vereinſamt ſtand Eduard und vielleicht deſto ſchroffer dem jetzigen Treiben gegenüber. Es empörte das beſſere Publikum wie alle Theaterfreunde, daß Herr v. Küſtner ohne Scheu jeden Abend ein oder zwei Rezenſenten in ſeiner Loge hatte*).

In dieſer widerwärtigen Zeit kam Eduard die Aufforderung zu einem Gaſtſpiel in München [Juni 1842] höchſt erwünſcht. Ich durfte wieder mit, und wir fuhren vergnügt zuſammen ab. Daß wir dort Eduards Jugendfreund Ernſt Förſter finden würden, nahm uns gleich etwas von dem Bangen, welches ein Aufenthalt in einer fremden, großen Stadt immer bringt. In München auf dem Poſthof angelangt, wurden wir mit ſo herzlicher Freude von Förſter begrüßt, er war ſo ganz unverändert der Alte, daß wir uns recht heimiſch fühlten. Er begleitete uns zu einer kleinen Privatwohnung, die er für uns beſorgt hatte und forderte uns auf gleich den Abend bei ihm und ſeiner Frau den Tee zu trinken. Er war mit Emma, der jüngſten Tochter Jean Pauls, verheiratet, war Eigentümer eines kleinen Häuschens und Gartens, alſo ganz ſolide eingebürgert, trotzdem aber hatte er ſein munteres, friſches Burſchenweſen treulich bewahrt.

Eduard trat als Fabrikant auf, Frau Förſter ging mit mir in die Loge, er begleitete uns, um ins

*) Eduard hat das Unerträgliche dieſer Zuſtände im 5. Bd. ſeiner Geſch. d. deutſch. Schauſpielk. [S. 218—228] geſchildert, wie er es erlebt.

Parterre zu gehen und drückte mir, als wir uns trennten, ſo die Hand, daß ſie mich den ganzen Abend über ſchmerzte. Als Eduard nach dem erſten Aktſchluß ſtürmiſch gerufen und mit Beifall überſchüttet wurde, trat ein alter Herr, der vor uns auf dem Balkon geſeſſen, ſehr lebhaft heran, reichte der Frau Förſter die Hand, indem er ſagte:

„Wie ich meine Münchner kenne, hat ihr Freund Devrient ſich alle Herzen erobert.“

Frau Förſter ſtellte mich, als des Künſtlers Frau, dem alten Herrn vor. Es war Friedr. Wilh. Thierſch. Sein Name war uns, als eines berühmten Philologen, nicht unbekannt.

Die nächſte Rolle war Hamlet, worin Conſtanze Dahn ſehr reizend und rührend Ophelia ſpielte. Das überfüllte Haus, die geſpannte Aufmerkſamkeit, die lebhafte Teilnahme begeiſterten Eduard ſo, daß ihm die Rolle beſſer als jemals gelang. Als wir ſehr glücklich nach der Vorſtellung ganz ſpät noch beiſammen ſaßen, den guten Erfolg nach Hauſe zu melden, klopfte es, und Förſter, dem ein hochgewachſener Herr mit ſehr intelligentem Geſichtsausdruck folgte, trat ein. Förſter ſtürzte auf Eduard zu, umſchlang ihn mit beiden Armen und konnte keinen Ausdruck finden für ſein Entzücken. Der fremde Herr wartete lächelnd den Freudenrauſch ab. Jetzt kam Förſter wieder zur Beſinnung und ſtellte den Herrn als den Profeſſor Dönniges vor, der ſpäter eine ſo große Rolle in München geſpielt hat, der, wenn auch nicht ſo exaltiert, doch nicht weniger befriedigt von Eduards Darſtellung des Hamlet war.

Der folgende Tag, ein Sonntag, war für Eduard ein freier, und wir benutzten ihn gleich, von Förster eingeführt, zu einem Besuch in Wilhelm Kaulbachs Atelier. Wir fanden den wirklich schönen Mann, im kurzen, schwarzen Samtrock, den Malerstock in der Hand, an der Staffelei stehend. Auf die liebenswürdigste Weise zeigte er uns die eben vollendeten und noch unvollendeten Bilder. Eduards Bewunderung und sein Verständnis erfreuten ihn so, daß er unermüdlich war im Zeigen und Erklären, wir so vertieft im Schauen des Schönen, daß wir gar nicht merkten, wie es später und später wurde.

Förster hatte uns schon verlassen und als Eduard unser allzulanges Bleiben entschuldigte, forderte der Professor uns auf mit ihm und seiner Frau nach Starnberg zu fahren, wo sie ein kleines Sommerhäuschen hätten, das sie gewöhnlich des Sonntags mit den Kindern besuchten.

Nach entzückender Fahrt mit dem schönen Paar über den grünen, kristallklaren See, dem man bis auf den Grund sehen konnte, und über den im leichten Schaukeln des flachen Kahns unsere zweistimmigen Lieder ganz eigentümlich hinschwebten, landeten wir am Sommerhäuschen. Dort fanden wir noch einige Malerschüler Kaulbachs, mit denen wir auf den bewaldeten Höhen einen höchst fröhlichen Nachmittag verbrachten.

Der nächste Tag war wieder ein sehr aufregender, da Eduard abends den Tasso spielte. Er kam sehr befriedigt mittags von der Probe zu Försters, bei denen wir zu Tisch waren. Die heutige Vorstellung stand nicht hinter der des Hamlet zurück. Sich so verstanden fühlend,

konnte Eduard die feinſten Nuancen zur Geltung bringen, aber wie ward er auch unterſtützt. Conſtanze Dahn war die reizendſte Prinzeſſin, die man ſich denken konnte, ſo voll Anmut und Vornehmheit, dabei voll Temperament, voll kränklicher Erregtheit, gar nicht ſo vernünftig, wie mir bis jetzt dem leidenſchaftlichen Taſſo gegenüber alle Prinzeſſinnen erſchienen ſind.

Nathan, Eduards durchgeiſtigter, feingefühlter Nathan, war ſeine letzte Rolle, und ſo ging dieſes Gaſtſpiel über all unſere Erwartung glücklich vorüber.

Am Tag vor unſerer Abreiſe verlebten wir noch einen angeregten Mittag bei Profeſſor Thierſch. Geiſtreiche Profeſſoren und ſchwärmeriſche Frauen der Stadt, ſowie eine große Anzahl Studenten bewegten ſich munter und lebhaft in den behaglich und künſtleriſch ausgeſtatteten Salons. Es war eine höchſt intereſſante, ausnehmend belebte Geſellſchaft, in der Förſter uns wie ein guter Großpapa präſentierte, und es machte mich ſehr glücklich, Eduard als den Mittelpunkt zu ſehen. Reich an Eindrücken kehrten wir heim.

Wie hübſch war es aber auch wieder zu Hauſe, wenn wir drei des Abends traulich in innerlichen Geſprächen beieinander ſaßen, oder, wenn Eduard im Theater war, wir mit den Kindern lernten, ſpielten, oder ich ihnen erzählte. Wie beglückend waren dieſe Stunden! Am liebſten hörten ſie von meinen Erlebniſſen, was ſie ſich wieder und immer wieder erbaten. Einmal hatte Eduard unbemerkt von mir zugehört, trat raſch hervor, indem er ſagte:

„Das mußt du niederſchreiben, aber gerade ſo, wie du es eben den Kindern erzählt haſt.“ Ich lachte und meinte: „Was fällt dir ein, das kann ich nicht!“

Am nächsten Mittag brachte er mir ein schön gebundenes Buch, auf dessen Deckel mit goldenen Buchstaben Erinnerungen stand.

„Ich denke, das soll dir Lust machen, mir wenigstens ist nichts so verlockend, als wenn ein weißer Bogen vor mir aufgeschlagen liegt."

Er hatte recht; das schöne, saubere Papier verlockte mich wirklich, und so sind diese Erinnerungen entstanden, wenn auch oft mit langen Unterbrechungen. Ich habe nie ein Tagebuch geführt, die Ereignisse standen stets lebendig vor meiner Seele, je entfernter, je klarer und bestimmter. Das Niederschreiben im Augenblick des Erlebnisses ist gewöhnlich erregt und vom Moment befangen.

Immer unangenehmer und verdrießlicher wurden die Theaterverhältnisse für Eduard. Er, der unser Haus und die ganze Einrichtung für die Zeit unseres Lebens bestimmte, hatte jetzt keinen anderen Gedanken, als alles im Stich zu lassen und nur fortzukommen. Da traf ihn im Frühjahr 1843 die Einladung des Herrn von Lüttichau zu einem Gastspiel nach Dresden.

Nach dem letzten Auftreten eröffnete ihm der Intendant, daß er die Einladung hauptsächlich als Vorwand benutzt habe, ihn in Dresden kennen zu lernen, da er ihm Wichtiges mitzuteilen habe. Er sagte ihm, von seinem ernsten, künstlerischen Wirken und Streben habe er längst gehört, da aber auch seine persönliche Erscheinung ihm wie seiner Frau ganz geeignet für eine solche Stellung schiene, frage er ihn, ob er die künstlerische Leitung des Dresdener

Inſtitutes in vollſter Ausdehnung übernehmen wolle. Er wolle ihm nicht verhehlen, daß er von ſeinem Einfluß auf Emil das Allergünſtigſte hoffe; dieſer hätte ſtets mit ſolcher Verehrung von ihm geſprochen, daß er überzeugt ſei, Eduard wäre der einzige Menſch, auf deſſen Rat und Meinung Emil etwas geben würde. Eduard bat ihn keine zu große Hoffnungen darauf zu ſetzen, vor allen Dingen aber niemals ihn merken zu laſſen, welche Hoffnungen er bei dem Zuſammenwirken der Brüder hege, man könne nicht vorſichtig genug in dieſem Falle zu Werke gehen. Lüttichau erklärte ſich gern dazu bereit, denn, wie es jetzt hier ſtünde, ginge das Inſtitut zugrunde. Nicht allein, daß Emil wochen-, ja monatelang entfernt ſei, auch dürfe, ſo habe Emil es verfügt, kein anderer während ſeiner Abweſenheit eine von ſeinen größeren Rollen ſpielen, dadurch läge natürlich das ganze klaſſiſche Repertoir darnieder. Selbſt wenn er nach Dresden zurückgekehrt, ſpiele er nur kleine, leichte Rollen, um ſich von den Anſtrengungen der Gaſtſpiele auszuruhen oder Kräfte für neue Reiſen zu ſammeln. Eduard konnte ſich nicht enthalten zu fragen:

„Und das dulden Sie, Exzellenz?“

„Ja, das fragen Sie wohl. Hundertmal habe ich ihm vorgeſtellt, das Inſtitut ginge ſo zugrunde, worauf er immer dieſelbe Antwort hat: „Gut, da kann ich ja gehen.“ Aber ich kann ihn nicht gehen laſſen, denn er iſt der Liebling des Hofes und des Publikums. Kurz, ich ſetze alle meine Hoffnungen auf Sie.“

Eduard verkannte keineswegs die große Schwierigkeit ſeiner Aufgabe; auf der andern Seite aber wurde ihm

ein so schöner Wirkungskreis geboten, daß er den Versuch wagen wollte, in der Hoffnung, auf Emils bessere Natur in aller Liebe und Güte wirken zu können.

Zurückgekehrt, reichte Eduard gleich Herrn v. Küstner seine Entlassung ein, ging zu seinem wohlwollenden Gönner Alexander v. Humboldt, ihm das Resultat dieser Reise mitzuteilen. Dieser wollte zuerst durchaus nicht darauf eingehen. Als Eduard ihm aber erklärte, wie er lang schon fühle, daß er die elegisch-jugendlichen Rollen aufgeben und in das eigentliche Charakterfach übertreten müsse, wozu ihm hier durch Seydelmann und Herrn v. Küstner jede Möglichkeit genommen, dort aber die schönste Aussicht geboten werde, wie ihm zugesichert sei, daß trotz der Übernahme der Leitung des Instituts ihm dennoch Zeit bleiben solle, eine Geschichte der deutschen Schauspielkunst, eine Idee, die ihn Tag und Nacht beschäftige, auszuführen. Als Humboldt aufmerksam dies alles gehört, rief er:

„Sie haben recht, Sie müssen fort, ich werde sobald als möglich dem König ihre Bitte vortragen, sage Ihnen aber im voraus, daß wir einen harten Kampf zu bestehen haben."

Am nächsten Morgen schon erhielt Eduard ein Billett von Humboldt, welches der liebenswürdige alte Herr noch in der Nacht, von einem Hoffest heimgekehrt, geschrieben. Er habe Gelegenheit gefunden, den König lange allein zu sprechen, ihm Eduards Bitte vorgetragen, worauf er, wie er es nicht anders erwartet, eine abweisende heftige Antwort erhalten, er solle sich darüber aber keine Sorge machen, er gebe die Hoffnung nicht auf, nur ein wenig Geduld müsse er noch haben.

Nach vielen Bemühungen des einflußreichen Freundes war es gelungen, den König zum Unterzeichnen der Entlaſſung zu bewegen. Jetzt wurde unſer Scheiden von Berlin in der Stadt bekannt, von einigen Blättern als höchſter Undank bezeichnet. Dieſe Anſicht fand bei dem großen Teil des ungebildeten Publikums Anklang. Die Freunde alle waren tief betrübt, konnten uns aber nur recht geben.

Ihm den Abſchied wirklich ſchwer zu machen, ließ ihn bald darauf Prinz Wilhelm, Bruder des Königs [unſer Kaiſer Wilhelm I.], zu ſich rufen. Der Prinz hatte ſich ſtets gegen Eduard ſehr wohlwollend und freundlich gezeigt. Er ſagte, er hätte von ſeiner Abſicht gehört, das Berliner Theater zu verlaſſen, hielte es aber bis jetzt nur für ein Gerücht, denn er könne nicht glauben, daß er wirklich gehen wolle. Als Eduard ihm warm und lebhaft auseinandergeſetzt, daß das Verbleiben ihm unmöglich, fragte der Prinz, ob er nichts in dieſer Sache für ihn tun könne, wozu er ſich gern bereit erkläre. Eduard ſagte, daß nicht pekuniäre Rückſicht ihn forttriebe, ſondern daß ihm hier jede Möglichkeit ſeiner weiteren Fortbildung genommen ſei, während ihm in Dresden die ganze künſtleriſche Leitung des Inſtitutes nicht allein ſondern auch das Eintreten in das feinere Charakterfach geboten ſei. Er wäre überzeugt, daß der Prinz, der ſich vom Beginn ſeiner Laufbahn beim hieſigen Theater ſtets ſo gnädig und gütig gezeigt, gewiß ſeinen Rücktritt der eben mitgeteilten Gründe wegen billigen werde.

Der Prinz hatte ihm ernſt und aufmerkſam zugehört und entließ ihn dann mit den Worten:

„Da ist nichts zu machen, sehe ich, aber, wenn ich mein Bruder wäre, mir kämen Sie nicht fort!“

Auf Wunsch der Singakademie las Eduard zum Abschied noch einmal Goethes Faust zu Radziwills Musik. Humboldt, der unter den Zuhörern gewesen, schickte tags darauf ein Blatt für unser Album, das Eduard ihm gegeben:

„Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele dringt,
Und mit urkräftigem Behagen
Die Herzen aller Hörer zwingt.“ Goethe.

Ich darf in dieses Buch schreiben Worte inniger Freundschaft, den Ausdruck tiefer Achtung für ein Talent, das durch die sorgfältigste Ausbildung des Geistes, durch Anmut der Sitten, durch Strenge und Milde des Charakters verschönert ist. Eine edle und reiche Gabe hat Ihnen die Natur gespendet, die zwiefache Kraft, selbst zu schaffen und die Herzen der Hörer zu zwingen durch das, was aus der Seele dringt, im Zauber des Worts und der Harmonie der Töne. Warum müssen denn Äußerungen lang geprüfter Anhänglichkeit wehmütige Erinnerungen erregen? Trennung ist doch nur da, wo man aufhört, sich zu verstehen in der Ansicht der Welt, im Anklang der Gefühle, in der nach Freiheit strebenden Tatkraft.

Alexander Humboldt.

Sehr viel Freude machte Eduard eine Einladung des Personals zu einem Abschiedsfeste, das, wie er mir

erzählte, außerordentlich belebt, warm und herzlich verlief. Sie überreichten ihm einen prachtvollen, großen Pokal von Rubinglas mit der goldenen Inſchrift: „Dem Scheidenden von ſeinen Kunſtgenoſſen“, füllten ihn mit gutem Wein, ließen ihn mit munteren Sprüchen und Wünſchen kreiſen. Der Pokal hat ſpäter noch manche feſtliche Stunde mitfeiern helfen.

Eduard hatte als Abſchiedsrolle den Taſſo gewählt. Der Abend rückte heran. Das Haus war ganz gefüllt, der Beifall matt und kühl, man wollte ihn ſein undankbares Fortgehen empfinden laſſen. Verſtimmt und traurig verließ er die Kunſtſtätte, in welcher er als Jüngling voll Begeiſterung die erſten Schritte gewagt hatte. Deſto freudiger überraſcht war er, als ein paar Herren feierlich in ſchwarzem Frack und weißer Binde kamen, um uns zu einem kleinen Feſt zu holen, das unten im Saale des Hotels de l'Europe von unſern Freunden veranſtaltet worden ſei. Wir fanden eine zahlreiche Geſellſchaft nicht nur von Freunden und Bekannten auch von Verehrern aus der Stadt verſammelt. Am Ende der langgedeckten Tafel ſtand eine Porzellanvaſe nach der Zeichnung von Henſel, in der königlichen Porzellanfabrik verfertigt.

Werder kam uns ſehr feierlich entgegen, führte uns zu dem Platz, um den ſich die Freunde ſchon im Kreiſe verſammelt hatten. Fanny Henſel reichte Eduard mit Goethes Worten „Der friſche Kranz gebührt dem Lebenden“ einen ſchönen Lorbeerkranz. Dann ſprach Werder folgende Rede, oft ſo von Wehmut ergriffen, daß er kaum imſtande war, weiter zu ſprechen:

Mein teurer Bruder!

Der Kreis von Freunden, den du um dich versammelt siehst, will dich nicht von hier scheiden lassen, ohne dir ein sichtbares Zeichen seiner innigen Hochachtung und herzlichen Neigung mitzugeben an deinen neuen Bestimmungsort. In diesem Sinne überreichen wir dir als ein Ehrengeschenk diese Vase. Der Sockel, auf dem sie stehen soll, wird auf zwei Seiten das hiesige Schauspiel- und Opernhaus als die Hauptstätten deiner bisherigen öffentlichen Wirkung zeigen, auf der dritten die Namen derjenigen, die an diesem Zeugnis zunächst beteiligt sind, und auf der vierten der deinige mit geziemender Inschrift.

Du kommst nach Dresden nicht als einer, der um eine Heimat bitten müßte, nicht hilfsbedürftig und verlassen, sondern als ein reicher Mann kommst du und mit stattlichem Geleite, reich an Ehren und Liebe, an Erfolgen und an Freuden. Du konntest wählen zwischen hier und dort, und was du wähltest, dem gabst du den Vorzug.

Das ist es, was unsere Gabe bedeuten soll, auch unter andern der Wahrheit gemäß; dastehen soll sie dir als ein unantastbares, nicht zu verkümmerndes Denkmal solcher Entscheidung, geweiht von reinen Empfindungen und würdigen Gedanken — als ein frommes Asyl froher und tröstlicher Betrachtung — und umgeben von den Geistern derer, deren Namen sie schmücken, soll sie den neuen Gästen, die über deine Schwelle treten, sagen, wer du bist und wofür du erkannt worden.

Nichts Bedeutendes geſchieht in einem Menſchenleben, das nicht freudenreich und ſchmerzlich zugleich wäre. Aber du gehſt ja nicht aus dem Vaterlande, ſondern nur eine Stelle in demſelben vertauſcheſt du gegen eine andere. Auch die Kunſt hat ihr Vaterland, und da iſt es, wo der Künſtler am ungehindertſten wirken kann. Das ergreifend, da ſich einbürgernd, wird er auch ſeinem politſchen Vaterlande den beſten Bürgerdienſt an ſeinem Teile erweiſen. Die Stimme des Schickſals iſt für den Künſtler der Ruf, bei dem ſeinem Genius wohl wird.

So leb denn wohl — und gehe! Gehe mit Gott. Und er, dem du immer deine Wege befohlen haſt, er ſegne und behüte dich und alle deine Lieben!

Der nächſte Morgen ganz früh fand uns auf der Eiſenbahn nach Dresden, von den rührendſten Wünſchen der Freunde begleitet - neuen Hoffnungen und neuen Sorgen, neuem Glück und neuem Leid entgegen.

Nachwort

„Die Summa iſt, daß du mich doch unausſprechlich glücklich machſt, du lieber Querkopf mit den ſchillernden Flügeln.“ So hatte Eduard einmal in den erſten Jahren der Ehe an Thereſe geſchrieben. So wirkte ihr Weſen auf ihn, unvermindert beglückend durch alle Zeit.

In Dresden erhöhte ihr Mitgenießen ihm die ſchönſten Erfolge, half ihm ihr teilnehmender aber friſcher Sinn das Schwere tragen, als ihn Überzeugungstreue im Beruf bald in den härteſten Konflikt mit der Bruderliebe verwickelte.

In dieſe Zeit fiel ihre Silberne Hochzeit. Eduard ſchrieb dazu in ſein Tagebuch: „Wir wollen den Segenstag in rechtem Geiſte begehen, all die widrige Anfechtung der lieben Welt ſoll uns nichts anhaben, ich hab's mir verſprochen, während Mendelsſohns Muſik [Athalia], daß ich Kampf und Rache gegen die Elendigkeiten ganz aufgeben will.“ Und Thereſe ſchildert er: „In ihrer Silberkrone ſo bräutlich und glücklich, ſo froh und guter Dinge, daß alle ſchweren Erlebniſſe dieſer 25 Jahre vor der Fülle ihres Glücks vergeſſen ſchienen. Ein ſchöner, ſchöner Tag, die Summe des Erworbenen an echten Gütern wurde einmal wieder voll und befriedigend gezogen.“

Krankheit und Leiden zogen in ihr Haus ein; Thereſens glücklicher Mut harrte aus und brachte Sonnenſchein hin, wo ſie erſchien. Über 30 Jahre lang haben die beiden die arme Lore als eine Sieche bei ſich gehegt und gepflegt, und dafür wurde das Krankenzimmer der „Tante Lore“ drei Generationen eine Herdſtelle der Familie, wo die Heimchen hauſten, und die Penaten verehrt wurden.

Thereſens runder, gemütlicher Teetiſch aber verſammelte wie in Berlin bald auch in Dresden und ebenſo nachher in Karlsruhe liebe Freunde um ſich, und der anregendſte Verkehr mit bedeutenden Männern und Frauen bereicherte und verſchönte ihr Leben bis ins hohe Alter.

Noch zweimal hörte Thereſe die Donner der großen Geſchichte: an die Schrecken der Hamburger Franzoſenzeit mochte ſie gemahnt werden, als in Dresden die Barrikaden errichtet wurden, als die Hausfrauen, während es draußen Tag und Nacht Sturm läutete, Trommeln und Schießen erſcholl, mit ihren Matratzen die Fenſter verbauen mußten, als Eduard zur Kommunalgarde eingezogen wurde und als Redner im Deutſchen Verein für maßvolle Freiheit zu wirken ſuchte, und ſie beide in dieſen unſeligen Wirrniſſen hin- und hergeworfen wurden mit ihren Sympathien zwiſchen Fürſt und Volk.

Aber es war ihnen beiden auch noch vergönnt, die große neue Zeit anbrechen zu ſehen, als ſie, von einer Schweizerreiſe im Sommer 1870 nach Karlsruhe heimkehrend in ihrem Berner Wägelchen beſtändig von Patrouillen der „Schwarzwaldarmee“ angehalten wurden.

Dort in Karlsruhe hatte Eduard sein Kunstideal in die Tat umgesetzt. Durch schwere Kämpfe war er sieghaft durchgedrungen, in allen seinen Werken verstanden, bestärkt, gefördert durch die Genossin seines Lebens. — Da ging ihr das Herz wieder auf in unverlorener Jugendlichkeit, wenn sie, versteckt in der Direktionsloge des Hoftheaters, sah und fühlte, wie die Werke der Dichter alter und neuer Zeit hier auf seiner Bühne in eine Gestaltung traten, über der die Weihe echter Kunst gebreitet lag, und sie nur das eine bedauerte, in den Jubel der Begeisterung des Publikums als seine Frau nicht mit einstimmen zu dürfen.

Was sie seinem Hause war, sagt ein Toast, den er der Greisin einst zum Geburtstagsmahle hielt:

Kennt Ihr wohl unsres Hauses liebe Sonne?
o'ist Phöbus nicht in mächt'gem Strahlenschein,
Nein, unsrer kleinen Welt bescheidne Wonne
Ist ein verhutzelt altes Mütterlein.

Seit 50 Jahren scheint sie meinem Leben,
Hat Lebenslust und Freude mich gelehrt
Was Liebe kann, mir überreich gegeben,
Melancholie mir in Humor verkehrt.

Und Schwester, Kinder, Enkelchen selbander
Als ein System umkreist sie alles doch,
Sie wärmt und heitert alle zu einander,
Ach liebe Sonne, schein' uns lange noch!

Am 11. Februar 1874 feierten sie, umgeben von Kindern und Enkeln aus nah und fern, die Goldene Hochzeit. Therese schrieb:

Vor unſerer goldenen Hochzeit.

Herr Philemon und Frau Baucis,
Das alte Ehepaar,
Die lebten zufrieden und glücklich
Ich weiß nicht wie viele Jahr.

Da kam einſt um auszuruhen
Gott Juppiter in ihr Haus
Und ſagte, wie Vornehme pflegen:
„Bitt' dir eine Gnade aus.“

Die Alte beſinnt ſich nicht lange:
„Ich habe der Wünſche nicht viel,
Mit meinem Philemon zu ſterben
Iſt all meiner Wünſche Ziel.“

Die Gottheit lächelte gnädig:
„Dem Wunſch widerſtrebe ich nicht,
Es ſoll in einer Stunde
Verlöſchen Euer Lebenslicht.“

Mich hat die kleine Geſchichte
Von Kindheit an ſehr gerührt
Und ſtets auch meine Wünſche
Zu denen der Baucis geführt.

Zwar gehen heutzutage
Die Götter nicht mehr aus,
Doch weilte der liebe Herrgott
Gar oft in unſerm Haus.

Ich denke, er wird mich fragen:
Thereſe was wünſcheſt du?
O bring mich, will ich ihm ſagen,
Mit meinem Philemon zu Ruh!

Am 4. Oktober 1877 ſtarb Eduard. Thereſe ſchloß ihr Gedichtbüchlein ab:

Nach Eduards Tode.

Bei allem, was ich denk und tu'
Iſt mir, als ob ich ihn ſähe.
Und ſüßen Frieden, heitre Ruh
Bringt mir dieſe liebe Nähe.
Ich frag ihn, wie ich es ſonſt getan,
Wenngleich keine Antwort kommen kann,
Wenngleich ſein ernſter Mund nicht mehr ſpricht,
Ich brauche ja auch die Antwort nicht.
„In Liebe leben," das war ſein Wort,
Dem folg' ich und lebe ſo mit ihm fort.

Am 14. Mai 1882 folgte ſie ihm nach.

Auszug aus der

Stammtafel der Familie Devrient

Philipp Devrient, 1738—1808, Seidenhändler in Berlin.

Verm. mit: I. 1767 Esther Charlotte de Missy († 1779). II. 1782 Anna Marie Wall († 1790).

Emanuel
Fabrikbesitzer in Zwickau
(ein Enkel lebt in Petersburg).

Tobias Philipp
1772—1836
Kaufmann
verm. mit
Marie Charl. Prittschow,
verwitw. Fuchs.

Ludwig
1784—1852
Schauspieler
verm. mit
I. Margarete Reese
II. Friederike Schaffner
III. Auguste Brandes.

Minchen
verm. mit
Hoffmann.

Karl
1798—1872
Schauspieler
verm. m.
I. Wilhelmine Schröder
dram. Sängerin
(† 1860).

II. Ida Block.

Wilhelm
1800—1871
Maler
verm. mit
Emilie Pätzelt.

Eduard
1801—1877
Schauspieler und Schriftsteller
verm. 1824 mit
Therese Schlesinger
1803—1882.

Emil
1803—1872
Schauspieler
verm. m.
Doris Böhler
Schauspielerin

Auguste
1805—1885
verm. m.
Joh. Ed.
Wagner.

Mathilde
1809—1888
verm. mit
I. Fischer
II. Stägemann

Friedrich	Wilhelm	Max	Phil.	Marie	Felix	Georg	Richard	Otto	Emil	12	Eugen	Max
1827—1871 Schauspieler.	Landwirt †	geb. 1857 Schauspieler in Wien.	August 1840—1884 Bildhauer.	1825 bis 1873	geb. 1825 Schiffsbaumstr., lebt in Dresden.	1831 bis 1891 Landwirt.	1836 bis 1880 Schiffsbauer.	1838—1894 Schausp. u. Schriftsteller.	geb. 1835 Landwirt, lebt in Dresden.	Kinder.	Stägemann Schauspieler †	Stägemann dram. Sänger †

Register

Ablaß 129 f.
„Adolf und Klara“ 342. 348.
Affentheater 21.
Agathe 273.
Altona 19. 20. 28—38.
Altonaer Tor 20 f. 29.
„An den Mond“ 195.
St. Aubin 404.

Babigora, Oberſchleſien 99. 106. 109 114—145.
Bach, Sebaſtian 303.
Bader 340.
„Barbier von Sevilla“ 202. 270. 335. 356.
Barez 178.
Bereſina 24.
Bergwerk 115—118. 122. 133. 134.
Berlin 50. 51. 54—67. 71. 93 bis 106. 149—425.
Berliner Hoftheater 76—81. 200—203. 227. 273—275. 278 f. 299. 301. 311 f. 340. 363—368. 372 f. 375—384. 394 f. 402—404. 406. 413 f. 418. 420—424.
Beſchort 414.
Blanc, Frl. 319.
Blucher 64.
Bohler, Doris 321. 328. 335 bis 339. 373. 432.
Boieldieu 301.
Bouchée 249 f.
Bouchée, Frau 250.
Braine 57. 59 f.
Braunſchweig 222.
„Braut von Meſſina“ 81.
Breslau 109.
v. Brühl, 154. 202 f.
v. Bülow 385. 397.
„Bundesblüten“ 199.

Catalani 78.
Cherubini 79.
Chriſtentum 198 f. 252—264. 296.
Cromer 355.
Czernitz 118—122. 137—139.

Dänen 28.
Dahn, Conſtanze 415. 417.
Dalleyrac 342.
Deſſau 361.
Detroit, Frl. 27.
Deutſcher Verein 427.
Devrient, vergl. den Stammbaum S. 432.
Devrient, Auguſte, geb. Brandes 333 f.
Devrient, Auguſte, verm. Wagner 86. 240. 246. 274. 278. 283.
Devrient, Doris ſiehe Böhler.
Devrient, Eduard, von S. 82 an. Siehe auch unter Theater.

Devrient, Eltern 204. 220 f. 234. 270 f. 273. 275. 278. 284. 291. 296.
Devrient, Emanuel 88.
Devrient, Emil 88. 222—224. 275 f. 321. 327. 333. 335 bis 339. 373. 419 f.
Devrient, Friederike 96 f.
Devrient, Karl 88. 222—224. 236. 272. 275—277. 362.
Devrient, Ludwig 83. 96 f. 203. 239—244. 328. 333—335. 382. 408. 414.
Devrient, Marie Charlotte 87 f., siehe auch Eltern.
Devrient, Mathilde 87. 275. 278. 283. 393.
Devrient, Tobias, Philipp 83. 88. 393—395., siehe auch Eltern.
Devrient, Wilhelm 88.
Devrient, Wilhelmine, siehe Hoffmann und Schröder.
Devrient-Stiftung 398.
Dirichlet 350.
Dönniges 415.
Doring 408.
„Donauweibchen" 299.
„Don Juan" 122. 245. 336.
„Don Carlos" 409.
Douaniers 19- 21. 24 f.
Drake 399.
Dresden 236. 239. 373 f. 418 bis 421. 424. f. 426 f.
Duwe 48.

Egeln 355. 358—361.
„Egmont" 397.
Emigranten 41.
Emmeline 274.
„Estelle" 404.

„Fabrikant" 406. 410. 414 f.
„Falkersbraut" 364.
„Familie Schroffenstein" 201.
„Fanchon" 164. 166.
„Faust" 311 f. 401 f. 422.
Festspiel v. Fanny Mendelssohn 313—319.
„Fidelio" 274.
Fiedler, Majorin 398.
„Figaro" 224.
Finkenstein, Gräfin 373 f.
Fischbach 340. 345.
Förster, Ernst 414—417.
Förster, Frau das.
Frankfurt a. M. 236. 244. 247.
Franzosenzeit 15—50. 427.
Freienwalde 296—300.
„Freischütz" 273.
Friedrich der Große 68.
Friedrich Wilhelm III. 340. 345. 347 f. 365. 375. 404. 406.
Friedrich Wilhelm IV. 346. 402. 411 f. 420 f.
Frommann, Alwine 398.
Funck 185—188.

Gans, Eduard 250.
Gehrke 165 f.
„Geschwätzige Barbier" 413.
Gerstäcker, Friedrich 79 f.
Gluck 336.
Goethe 199. 371. 385. 397. 401 f. 416. 422 f.
„Goldschmieds Töchterlein" 370.
„Graue Männlein" 353. 375 f.
Große Kurfürst 66.
Grüneisen 407. 409.
Grüneisen, Frau 409.
Grua 375.
„Gunst des Augenblicks" 353.

Hackescher Markt 55.
Händel 78.
Hänning 229.
Häring (Willibald Alexis) 385 ff.
v. Hagen, Charlotte 376.
Ham 28. 326.
Hamburg 1—38. 41. 50 f. 53. 143. 295. 327—340. 346. 427.
Hamburger Ausrufer 10—13.

Hamburger Berg 21.
Hamburger Bräuche 8—15.
Hamburger Bürgergarde 27.
Hamburger Feuer- und Waſſersnot 13 f.
Hamburger Häuſer 5. 6. 9.
Hamburger Nachtwächter 13.
Hamburger Ratsdiener 12 f.
„Hamlet“ 223. 402 f. 410. 415.
Hannover 362.
Hanſeaten 26—28. 35.
„Hans Heiling“ 353. 362 f. 367. 372 f.
Harz 361.
Haydn 120. 290. 399.
„Hedwig“ 299.
Hegel 309 f.
Heimberg 23 f. 295. 296. 311.
Heine, Heinrich 330–332.
Heine, Salomon 322. 329 bis 333. 336.
Hendel-Schütz 76 f.
Henſel, Fanny, ſiehe Mendelsſohn.
Henſel, Wilhelm 199. 267 bis 269. 310. 312. 423.
Herclots 301.
Heringsdorf 385. 387—391. 396—398.
„Herr Oluf“ 370.
Hert, Henriette 250.
Hiller 385.
Hoffmann, E. T. A. 96.
Hoffmann, Minchen 243. 246. 277. 284. 432.
Hohenſtaufen 392.
Horn 28. 326.
v. Humboldt, Alexander 250. 350. 420. 422.

„Iphigenie in Tauris“ (Gluck) 336.
Italieniſche Sänger 267. 270. 278.
„Jahreszeiten“ 399.
Jean Paul 414.
„Johanna v. Montfaucon“ 80.
„Johann von Paris“ 301.
Jüdiſche Gebräuche 73—76. 101. 104.
„Jungfrau v. Orleans“ 223.

v. Kalkreuth 199.
Karlsruhe 427 f.
Katholizismus 129 f. 199.
Kaulbach, Wilhelm 416.
„Kirmes“ 353.
Klein, Julius 401.
Klingemann 312.
Körner, Theodor 65.
Körner, Eltern 65.
Kommunalgarde 427.
Kontinentalſperre 19.
Koſaken 26 f.
v. Küſtner 413. 420.

Lablache 270. 336.
Lalla Rookh 199.
Langwor 128—131. 134–136. 142 f. 145.
Larifari 20 f.
Lemm 375. 378. 381—383. 414.
Lenné 410—413.
Liederſpiel, F. Mendelsſohns 312—320. 347. 399.
Liegnitz, Fürſtin 375. 406.
Literariſcher Verein 391.
Lomnitz 344 f.
Ludwig XIV. 66.
Ludwig XVI. 41 f.
Louis Philipp 349.
Luiſe, Königin 175.
v. Lüttichau 418 f.

„Mademoiſelle de Belle Isle“ 406.
Magdeburg 355. 358.
„Mann, der keine Zeit hat“ 374.
Mantius 312 f. 368.
Marſchner 362—365. 367 372 f.

Mendelssohn, Eltern 226. 228 bis 230 233. 246. 248 f. 281. 289 f. 303 f. 310. 312. 322. 329. 337. 340. 349 bis 351. 353.
Mendelssohn, Fanny 226. 230 bis 233. 247—249. 268. 283. 285. 304. 310. 312—319. 423.
Mendelssohn, Felix 185. 225 bis 234. 246. 279 f. 290. 300. 304. 307—310. 312 bis 321. 347. 354. 368. 385. 426.
Mendelssohn, Rebekka 228. 249. 304. 312. 317. 319. 350.
Milder 336.
Moritz 407.
Mortier 15.
Moskau 24.
Mozart 122. 280.
„Müller und sein Kind" 335.
Müller, Max 362.
Müller, Wilhelm 361.
München 414—417.

Naide 95 f. 190 f. 281 ff.
Napoleon 15. 22. 249. 280.
„Nathan" 223. 410. 417.
Nicolai 368. 385.

„Oeffentliche Geheimnis" 196.
„Oheim" 410.
Ophelia 415.
Oreft 336.
„Othello" 401.

Paer 79.
Paganini 249.
Palmier 276. 279. 284 f.
Pankow 67. 300—303.
Papageno 301.
Paris 349. 403—405.
Paffionsmufik 303. 307 f.
Plön 39—53.
Polichinello 21.
Posa 409.
Potsdam 410.

Radziwill, Fürft 401 f.
Radziwill, Fürftin 402.
Rainville 329.
Ratibor 112. 139.
Rauch 399.
v. Raumer 392 f.
Reckfche Palais 352.
v. Redern 346. 363. 366. 376. 404. 406. 413.
„Reifende Student" 201.
Rellftab 352.
Rieß 363.
Rizzio 392.
Robert, Friederike 232 f.
Robert, Ludwig daf.
Roffi 348.
Ruffen 24. 26 f.
Rußland 24.
Rußland, Kaiferin 340. 344 f. 348.

v. Sack 118. 121. 138 f.
v. Sack, Frau 117. 119. 138.
v. Sack, Adelheid 124 f.
Sachfen, Prinzeffin von 410.
Sansfouci 411.
„Sargines" 79.
Savary 280.
v. Schätzel 368.
Schaufpieler-Verein 377 bis 384.
Schelble 236. 241.
Schleiermacher 252.
Schlefinger, Franz 4. 17 f. 50 f. 54—57. 61. 63. 65 f. 69. 78 bis 80. 82—85. 89. 98. 109 bis 117. 120. 122. 128. 131 bis 134.
Schlefinger, Lore 5 f. 16. 22 f. 27. 43 f. 58. 67. 73. 102 f. 107. 126. 151. 159—163. 209. 280. 283. 295 f. 310 f. 322. 341. 355. 369. 389. 400. 427.

Schleſinger, Ludwig 4 f. 18. 23. 26—28. 36. 45. 49—51. 53. 89. 106—108. 133. 143 f. 149. 160. 203 f. 206—208. 234 f. 264—267. 295.
Schleſinger, Mine 4 f. 15 f. 36 f. 42. 45. 49. 62 f. 67. 69. 76. 78. 86. 89. 94 f. 97. 100 f. 109. 111 f. 115. 128. 132. 134. 136. 149 f. 152 f. 155 bis 157. 159. 161. 163. 165. 167. 181. 183. 190 f. 196. 206 f. 226. 237. 253. 264. 267. 281. 283. 291 f. 295 f.
Schleſinger, Mutter 3—311.
Schleſinger, Simon 51 f. 55 bis 63. 104 f.
Schleſinger, Vater 3. 12—15. 17 f. 24 28—31. 36 f. 39 bis 41. 48. 51 f. 55—63. 69. 73 f. 89. 93. 96. 98—106.
Schmidt, F. L. 397.
Schneider, Louis 378. 380. 384.
Schonholz 66—76. 181—184. 186—188.
Schroder, Sophie 80. 81. 337 f.
Schröder, Wilhelmine 272—277. 432.
Schule 27. 64. 69 f. 77 f., ſiehe auch Lehrer, Unterricht.
Schwarzwaldarmee 427.
Schweden 47—50.
v. Schweinichen 118—120. 122—124.
v. Schweinichen, Frau 119. 124.
„Schweizerfamilie" 274.
Seidenraupenkultur 68.
Seydelmann 379—383. 407.
Shakeſpeare 401 ff.
Singakademie 305. 422.
Solger 302 f.
Sonntag, Henriette 340—342. 346—348.
Spohr 311 f. 363.
Spontini 249. 368.
Spontini, Mad. 249.
Stägemann 393. 432.
Starnberg 416.
Stettin 386.
Stralſund 50.
Stubenrauch, Amalie 409 f.
Stümer 340.
Stuttgart 407.
Swinemünde 387.

„Taſſo" 199. 416. 423.
Taubert 352—355. 358. 378.
„Templer und Jüdin" 363 bis 365.
Tettenborn 26.
Theater 20 f. 76—81. 84. 96 f. 99. 121. 153 f. 171. 200 bis 204 223—225. 239—246. 252. 267. 269 f. 272—275. 277—279. 296—301. 311 f. 321 f. 328. 333—338. 342. 348. 355 f. 363—368. 372 bis 384. 392. 394 f. 397. 399 bis 404. 406—410. 412—428.
Théâtre français 403 bis 405.
Thierſch 415. 417.
Tieck 239. 302. 373 f. 401.

„Unterbrochene Opferfeſt" 79.
Unterricht, ſ. auch Schule, Lehrer 155—160. 165 f. 168 bis 170. 172—177. 203. 252 bis 264. 272.

Valentin 171.
„Vampyr" 364.
Varnhagen 229. 250.
Varnhagen, Rahel 250 f.
Veit, Moritz 401.
„Verirrungen" 353.

Wagner 246. 432.
„Wallenſteins Lager" 301.
„Waſſerträger" 79.
Weber 363.
Werder, Karl 401. 403. 423 bis 425.
Wien 267—270. 278.

Wilhelm, Prinz von Preußen 421 f.
Winter, Komponist 79.
Wittenberg 239.
Wolff, P. A., 269.
Württemberg, König von 409.

Zelter 154. 157. 165. 169 bis 171. 173—177. 203. 225. 227. 234. 249. 270. 305. 308. 370 f.
Zelter, Doris 171. 173. 295 f. 309 f. 371.
Zelter, Julie 175 f.
Ziesche, Sänger 340.
„Zigeuner" 353.
Zschrischkowitz 124—126.
Zwickau 222.

Goethes Leben und Werke

von

G. H. Lewes

18. Auflage

Geh. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—

Schillers Leben und Werke

von

Emil Palleske

16. Auflage

Geh. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—

Goethes Frauengestalten

von

Dr. Louis Lewes

Geh. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—

Lenaus Frauengestalten

von

Adolf Wilhelm Ernst

Geh. M. 5.—, in Leinen geb. M. 6.—, in Halbfranz M. 7.—

Wir erhalten einen vollständigen Einblick in das ganze innere und äussere Leben Lenaus. Das Buch fesselt in jedem Kapitel, deckt fast überall neue Beziehungen auf, beruht auf langjährigem Quellenstudium und überrascht zugleich durch die frische und geistvolle Schärfe der Darstellung. Schwäbischer Merkur.

Carl Krabbe Verlag Erich Gussmann in Stuttgart

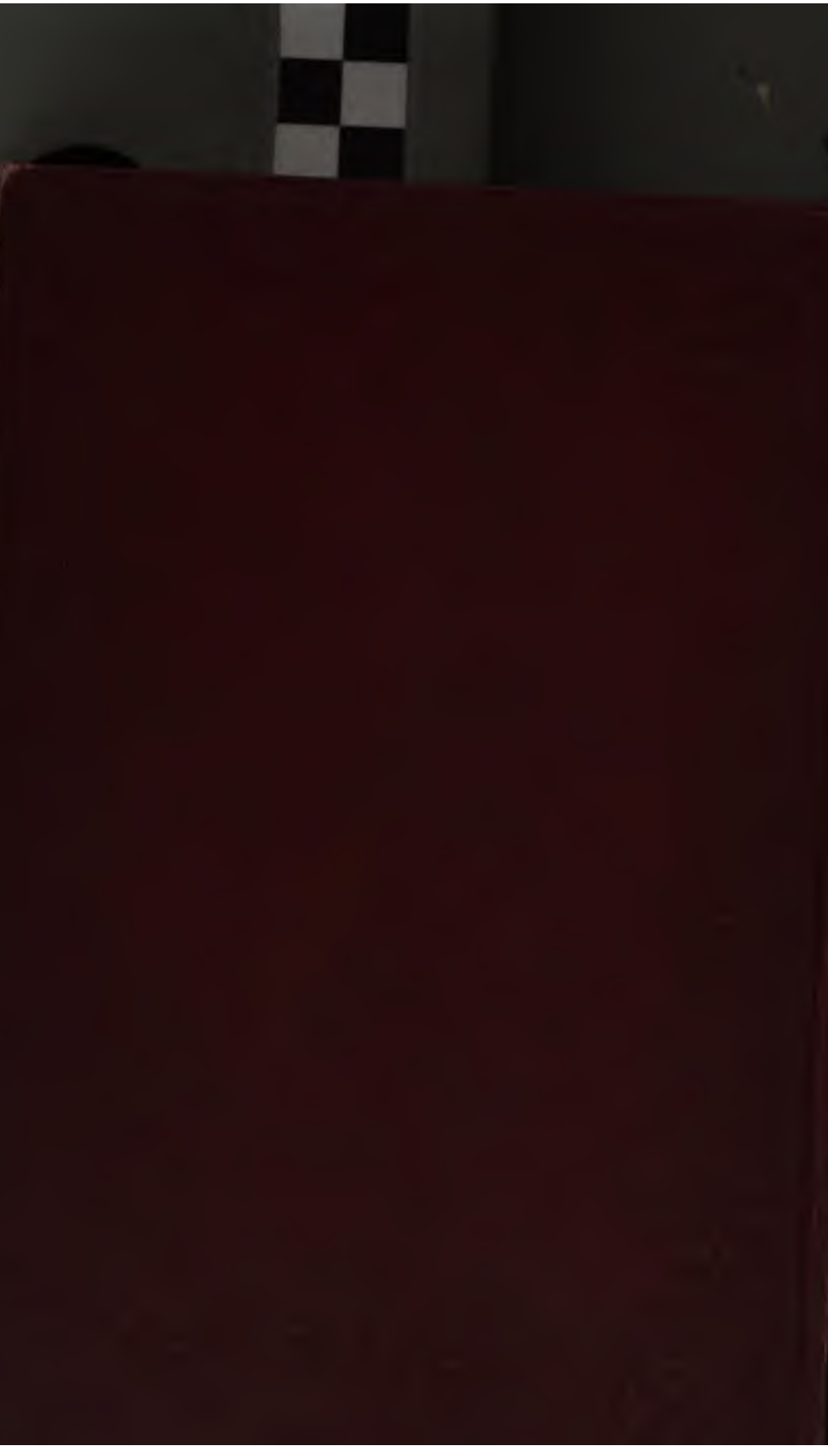
This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

WIDENER

APR 1 8 1996

CANCELLED

3 2044 019 897 438